

Niederdeutsches Wort

BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOLOGIE

begründet von
WILLIAM FOERSTE †

herausgegeben von
JAN GOOSSENS

Band 22
1982



ASCHENDORFF · MÜNSTER

Das NIEDERDEUTSCHE WORT wird veröffentlicht von der Kommission für Mundart- und Namenforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe unter Mitarbeit der Niederdeutschen Abteilung des Germanistischen Instituts der Universität Münster.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Band.

Herausgeber: Prof. Dr. JAN GOOSSENS
Redaktionelle Arbeiten: Dr. GUNTER MÜLLER
Magdalenenstr. 5, 4400 Münster

Copyright © 1983 by Kommission für Mundart- und Namenforschung
Westfalen, Magdalenenstraße 5, 4400 Münster

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des Nachdrucks, der fotomechanischen oder tontechnischen Wiedergabe und der Übersetzung. Ohne schriftliche Zustimmung des Verlages ist es auch nicht gestattet, aus diesem urheberrechtlich geschützten Werk einzelne Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder mittels aller Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien zu verbreiten und zu vervielfältigen. Ausgenommen sind die in den §§ 53 und 54 URG genannten Sonderfälle.

Printed in Germany

Aschendorffsche Buchdruckerei, Münster Westfalen, 1983

ISSN 0078-0545

Inhalt des 22. Bandes (1982)

Hartmut BECKERS	Zum Wandel der Erscheinungsformen der deutschen Schreib- und Literatursprache Norddeutschlands im ausgehenden Hoch- und beginnenden Spätmittelalter (rund 1170 - rund 1350)	1
Gregor BRINKMANN	Zu den Illustrationen in den deutschen <i>Ulenspiegel</i> -Drucken des 16. Jahrhunderts	41
Brigitte DERENDORF	Der Wolfenbütteler Druck des <i>Reynke de vos</i> und Gottscheds hochdeutsche Bearbeitung <i>Reineke der Fuchs</i>	65
Claus SCHUPPENHAUER	Hermann Claudius <i>Mank Muern</i> . Ein Kapitel von niederdeutscher Ideologie und ihren Folgen	103
Katrin JÜNEMANN	Das Verhältnis von Hochsprache und Dialekt in Thomas Manns Roman <i>Buddenbrooks</i> ...	129
Bernhard SCHNELL	Zur Einwirkung des Niederdeutschen auf die lateinische Orthographie des 15. Jahrhunderts am Beispiel des 'Vocabularius Ex quo'	145

Hartmut B e c k e r s, Münster

ZUM WANDEL DER ERSCHEINUNGSFORMEN DER DEUTSCHEN SCHREIB- UND LITERATURSPRACHE NORDDEUTSCHLANDS IM AUSGEHENDEN HOCH- UND BEGINNENDEN SPÄTMITTELALTER (RUND 1170 - RUND 1350)*

0. Zur Forschungslage

Es ist ein ebenso merkwürdiger wie unbefriedigender Zustand, daß in den mehr als 80 Jahren, die seit Gustav Roethes Abhandlung über die *Sachsenspiegel*-Reimvorreden¹ vergangen sind, keine einzige größere wissenschaftliche Arbeit mehr erschienen ist, in der das eigentümliche Spannungsverhältnis, das während des ausgehenden Hoch- und des beginnenden Spätmittelalters in Norddeutschland zwischen den gesprochenen und den geschriebenen Erscheinungsformen² der deutschen Sprache herrschte, in seiner geschichtlichen Entwicklung umfassend dargestellt und in den Zusammenhang der allgemeinen kulturhistorischen Entwicklung Norddeutschlands eingeordnet worden wäre.

Dieses Spannungsverhältnis³ war bekanntlich dadurch gekennzeichnet, daß in dem meist als frühmittelniederdeutsch bezeichneten Zeitraum als Schreibsprache⁴ neben der traditionellen inter-

* Der Aufsatz stellt die überarbeitete, erweiterte und um die wichtigsten Literaturnachweise ergänzte Fassung eines Vortrags dar, den ich am 21. April 1982 in Kiel auf Einladung des Germanistischen Seminars der Christian-Albrechts-Universität gehalten habe. Die Diktion des mündlichen Vortrags ist auch in der vorliegenden erweiterten Fassung bewußt beibehalten worden.

1 G. ROETHE, *Die Reimvorreden des Sachsenspiegels* (Abhandlungen d. Kgl. Ges. der Wiss. zu Göttingen, phil.-hist. Kl., N.F., Bd.2, Nr.8), Berlin 1899.

2 Zum Terminus *Erscheinungsformen* (oder *Existenzformen*) vgl. Gabriele SCHIEB, *Probleme der Erscheinungsformen des älteren Deutsch in feudaler Zeit*, Wiss. Zs. der Univ. Rostock, Gesellschafts- und sprachwiss. Reihe 18 (1969) 351-373.

3 Zum Terminus und zum Phänomen des "Spannungsverhältnisses Niederdeutsch - Hochdeutsch im Hochmittelalter" vgl. Th. KLEIN, *Niederdeutsch und Hochdeutsch im frühen Mittelalter*, in: *Stiftung F.V.S. zu Hamburg, Verleihung des Conrad-Borchling-Preises 1981 an Dr. Thomas Klein*, o.O.u.J. [Hamburg 1982], S.11-25, dort S.25.

4 Zur Verwendung des (auf Th. Frings zurückgehenden) Terminus *Schreibsprache* anstatt des für das mittelalterliche Deutsch nicht recht passenden Ausdrucks *Schriftsprache* vgl. H. PAUL - H. MOSER - Ingeborg SCHROBLER, *Mittelhochdeutsche Grammatik* (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte, A 2), 21. durchges. Aufl. Tübingen 1975, S.8ff. Zum gesamten einschlägigen Terminologiekomplex (*Volkssprache - Verkehrssprache - Aus-*

nationalen Bildungssprache Latein zunächst, d.h. ab etwa 1170, lediglich bestimmte Varianten der in Norddeutschland nicht "gewachsenen", sondern nach hier "importierten" mittel h o c h - deutschen Dichtersprache⁵ in Gebrauch kamen, daß dann im Laufe des 13. Jhs.s in bescheidenen Ansätzen allmählich auch ein geschriebenes Niederdeutsch aufkam, und daß der eigentliche Durchbruch des Niederdeutschen zum polyfunktional verwendbaren schreibsprachlichen Medium, zur mittelniederdeutschen Standard- oder Schriftsprache⁶, sich erst zwischen 1350 und 1400 vollzog.

In den Handbüchern zur Geschichte der deutschen Sprache⁷ begnügt man sich meist mit einem kurzen Hinweis auf diesen Sachverhalt, um im weiteren, nach einer ebenfalls recht pauschalen Erwähnung der Ablösung der mittelniederdeutschen Schriftsprache durch das Frühneuhochdeutsche im 16. Jh., fast nur noch über die Geschichte des Hochdeutschen zu handeln. Aber selbst in den wenigen Darstellungen, die speziell der Sprachgeschichte des Niederdeutschen bzw. der regionalen Sprachgeschichte einzelner niederdeutscher Teilräume gewidmet sind⁸, findet man selten mehr als einen allgemein gehaltenen Hinweis auf die Vorherrschaft der mittelhochdeutschen Dichtersprache in Norddeutschland zwischen rd. 1170 und rd. 1350, ohne

gleichssprache - Schriftdeutsch - Schreibsprache - Literatursprache - Dichtersprache usw.) vgl. zuletzt H. MOSER - H. WELLMANN - N.R. WOLF, *Geschichte der deutschen Sprache*, Bd.1: N.R. WOLF, *Althochdeutsch - Mittelhochdeutsch* (UTB, 1139), Heidelberg 1981, S.169ff.

- 5 Vgl. dazu zuletzt WOLF (wie Anm.4) S.175.
- 6 Zur Terminologiefrage vgl. unter anderem K. BISCHOFF, *Über die Grundlagen der mittelniederdeutschen Schriftsprache*, Nd.Jb. 85 (1962) 9-31; J. GOOSSENS, *Niederdeutsche Sprache - Versuch einer Definition*, in: *Niederdeutsch. Sprache und Literatur. Eine Einführung*, hrg. v. J. GOOSSENS, Bd.1, Neumünster 1973, S.9-27, dort S.15f.; R. PETERS, *Mittelniederdeutsche Sprache*, ebd. S.66-115, bes. S.70; sowie D. STELLMACHER, *Niederdeutsch, Formen und Forschungen* (Reihe Germanistische Linguistik, 31), Tübingen 1981, S.44-48. Während Bischoff, Goossens und Peters (wie zahlreiche andere Autoren) für den Terminus *mittelniederdeutsche Schriftsprache* eintreten, spricht Stellmacher vorsichtiger nur von dem Mittelniederdeutschen als einer *Quasi-Standardsprache*.
- 7 Aus Raumgründen führe ich nur das jüngste Werk dieser Art mit vollen bibliographischen Angaben an (MOSER - WELLMANN - WOLF [wie Anm.4]; die älteren Werke sowie die neueren von A. BACH, H. EGGERS, H. MOSER, W. SCHMIDT oder St. SONDEREGGER sind im dortigen Literaturverzeichnis als Nr. 9, 97, 355, 471 bzw. 538 bibliographiert.
- 8 Außer dem Handbuch von GOOSSENS und dem Werk von STELLMACHER (wie Anm.6) ist an erster Stelle zu nennen H.J. GERNENTZ, *Niederdeutsch - gestern und heute, Beiträge zur Sprachsituation in den Nordbezirken der Deutschen Demokratischen Republik in Geschichte und Gegenwart*, 2. völlig neubearb. u. erw. Aufl. (Hinstorff Böckerie, 11), Rostock 1980. Hinzuweisen ist auch auf den Forschungsbericht von W. SANDERS, *Die niederdeutsche Sprachgeschichtsforschung*, Nd.Jb. 97 (1974) 20-36.

daß die Wandlungen im Verhältnis zwischen der zunächst herrschenden, dann allmählich zurücktretenden hochdeutschen Literatursprache und der aufkommenden niederdeutschen Schreibsprache innerhalb des fraglichen Zeitraums näher dargestellt, geschweige denn auf ihre Zusammenhänge mit übergreifenden kulturhistorischen Prozessen hin befragt würden.

Nun gehört es zu den wichtigsten Erkenntnissen der jüngeren Sprachgeschichtsforschung, daß die deutsche Sprache des Mittelalters als ein mehrschichtiges Diasystem zu sehen ist⁹, das eine Vielzahl von zeitlich und räumlich, sozial und funktional differenzierten Erscheinungs- oder Existenzformen^{9a} in sich schloß. Es wäre daher hoch an der Zeit, daß sich diese allgemeine Erkenntnis über die vielschichtige Struktur des mittelalterlichen Deutsch auch befruchtend auf den überfälligen Neubeginn einer intensiveren Erforschung der schriftlichen Erscheinungsformen des hoch- und spätmittelalterlichen Deutsch in Norddeutschland auswirkte und so dazu beitrüge, daß wir allmählich ein genaueres Bild davon gewinnen, welche Wandlungen sich in der ersten Hälfte der sog. mittelniederdeutschen Zeit in Norddeutschland bei den verschiedenen dort bezeugten Varianten geschriebener deutscher Sprache vollzogen haben.

Im Hinblick auf diese Forschungssituation können die nachfolgenden Darlegungen lediglich das Ziel haben, durch kritische Zusammenschau dessen, was in den acht Jahrzehnten seit Roethes Pionierarbeit zur sprachgeschichtlichen Stellung einzelner Texte neu ermittelt werden konnte, durch Hinweise auf die zahlreich verbliebenen offenen Fragen sowie durch das Einbringen eigener, zum Teil über den Status von Arbeitshypothesen noch nicht hinausgediehener Überlegungen zu einer Belebung des wissenschaftlichen Gesprächs und der Forschung über diesen Problembereich anzuregen.

1. *Die Neuanfänge einer deutschen Literatursprache in Norddeutschland im ausgehenden 12. Jahrhundert*

1.0. Die auf das Ende der altsächsischen Schrifttumstradition und den Überlieferungsbruch des 11./12. Jh.s¹⁰ folgenden Neuanfänge einer volkssprachigen Literatur in Niederdeutschland setzen bekanntlich geographisch da ein, wo es zu intensiveren Berührungen zwischen Angehörigen der kulturellen Führungsschicht des niederdeutschen Gebietes und solchen des damals

9 Vgl. dazu GOOSSENS (wie Anm.6) S.10ff. sowie zuletzt STELLMACHER (wie Anm.6) S.46ff.

9a Vgl. dazu SCHIEB (wie Anm.2) sowie STELLMACHER (wie Anm.6) S.46ff. und WOLF (wie Anm.4) S.173ff.

10 Vgl. dazu SANDERS (wie Anm.8) S.27, PETERS (wie Anm.6) S.67 sowie zuletzt KLEIN (wie Anm.3) S.24f.

schon eine gewisse literarische Tradition aufweisenden hochdeutschen Raumes kam. Es waren dies zum einen der braunschweigische Hof des sächsisch-bairischen Doppelherzogtums Heinrichs des Löwen, zum anderen der dem mitteldeutschen Thüringen benachbarte und offenliegende Südrand Ostsachsens mit seinem kulturellen Zentrum Magdeburg. Inwieweit das seit altsächsischer Zeit im kulturellen Strahlungsbereich der niederfränkischen und ripuarischen Rheinlande, insbesondere ihrer Metropole Köln, liegende Westfalen hier ebenfalls eine Rolle gespielt hat, wird noch zu erörtern sein.

1.1. Am wirkungsstärksten war die Ausbildung einer neuen deutschsprachigen literarischen Kultur im Umkreis Heinrichs des Löwen, der als Auftraggeber von mindestens zwei bedeutenden deutschsprachigen Literaturdenkmälern bezeugt ist: des *Rolandsliedes*, das in seinem bairischen Herrschaftsgebiet entstand, und des *Lucidarius*, der nachweislich am Braunschweiger Hof verfaßt worden ist.

Hinsichtlich der äußeren literarhistorischen Fakten zum *Rolandslied*¹¹ kann ich mich, da diese heute kaum noch strittig sind, kurz fassen: Das Werk ist vor dem welfisch-staufischen Zerwürfnis, vermutlich um 1170, in Regensburg, Heinrichs bairischer Residenz, unter Benutzung der älteren Regensburger *Kaiserchronik* von einem nicht näher identifizierbaren Priester namens Konrad gedichtet worden. Der Abfassungsort des *Rolandsliedes* steht damit fest, nicht aber zugleich auch seine sprachgeographische Ortung. Denn der Sprachcharakter der handschriftlichen Überlieferung des Werks ist nicht homogen: der Grundstock der *Rolandslied*-Sprache ist zwar oberdeutsch-bairisch, doch weisen alle Handschriften auch mehr oder weniger deutliche nördlichere Beimischungen auf. Wie diese Mischsprache (bzw. Mischschreibe) zu erklären ist, ist umstritten. Im 19. Jh. glaubte man, den Dichter Konrad entweder für einen in Regensburg tätigen Rheinfranken oder gar für einen Niederrheiner halten zu müssen¹²; in der ersten Hälfte unseres Jh.s plädierte man demgegenüber entschieden für ein rein bairisches Original und sah in den nichtbairischen Sprachelementen der Handschriften lediglich sekundäre Schreibeinflüsse¹³. Seither

11 Zusammenfassend dazu zuletzt J. BUMKE, *Mäzene im Mittelalter. Die Gönner und Auftraggeber der höfischen Literatur in Deutschland 1150-1300*, München 1979, S.85-91.

12 Vgl. K. BARTSCH, *Das Rolandslied* (Deutsche Dichtungen des Mittelalters, 3), Leipzig 1874 (These: Rheinfranke in Bayern); J. MEIER, *Studien zur Sprach- und Literaturgeschichte der Rheinlande*, PBB 16 (1892) 64-114, dort S.92 (These: "Rheinländer" [ohne nähere dialektgeographische Bestimmung]); O. BEHAGHEL, *Schriftsprache und Mundart*, Akademische Rede, Gießen 1896, S.5 u. 16, Anm.6 (These: Niederrheiner).

13 Vgl. E. SCHRÖDER, *Die heimat des deutschen Rolandsliedes*, ZfdA 27 (1883)

ist die Frage kaum mehr diskutiert worden, wenn man von dem kurzen Hinweis Joachim Bumkes (1979) absieht, der die alte Bartsch'sche These, wonach die Mischschreibe der Überlieferung für ein bereits mischsprachiges Original spreche, erneut zur Diskussion gestellt hat. Wichtig erscheint mir dabei Bumkes Einsicht, daß keineswegs alle nichtbairischen Sprachelemente sich durch diese Hypothese erklären lassen, sondern daß in ihnen zu einem Teil auch Reflexe einer frühen Verbreitung des *Rolandsliedes* nach Norden vorliegen dürften, und zwar sowohl ins mittelfränkische Rheinland als auch in den niederdeutschen Herrschaftsbereich Heinrichs des Löwen. Bumke hat damit eine sehr bedenkenswerte Möglichkeit angedeutet, deren Überprüfung demnächst von Thomas Klein zu erwarten ist¹⁴. Ohne seiner Argumentation vorgreifen zu wollen, kann auf Grund der von der älteren Forschung zusammengetragenen Fakten folgendes festgestellt werden: (1) Eine Sonderstellung innerhalb der *Rolandslied*-Überlieferung nimmt das Fragment E mit seinem ausgesprochen rheinischen, genauer ripuarischen Lautstand ein. (2) Das klare Ripuarisch von E unterscheidet sich aufs deutlichste von der "unorganisch" wirkenden Sprachmischung insbesondere der ehemaligen Straßburger Handschrift (A) und der Schweriner Fragmente (S). Deren Mischsprache (bzw. Mischschreibe) ist unmöglich am Rhein lokalisierbar. Manche der in A und S vorliegenden nichtbairischen Elemente sind zwar allgemein mitteldeutsch und wären somit auch am Rhein möglich; anderes aber weist über das Mittelfränkische hinaus in den niederdeutschen Sprachraum. Beim Fehlen typischer Ripuarismen einerseits und dem Vorliegen niederdeutscher Eigentümlichkeiten andererseits (z.B. der fast regelmäßigen *k*-Schreibung statt lautverschobenem intervokalischem *ch* oder der typisch ostfälischen Form *offeren* 'opfern' mit *-ff-* statt oberdeutschem *-pf-* bzw. rheinisch-westmitteldeutschem *-pp-*) wird man einer Hypothese, nach der in der Handschrift A eine im ausgehenden 12. Jh. gefertigte behutsame sprachliche Adaption der von Haus aus bairischen Dichtung für die braunschweigische Hofgesellschaft zu sehen ist, einige Wahrscheinlichkeit zubilligen dürfen. In einer derartigen unorganischen, aber keinesfalls unregelmäßigen literarischen Mischsprache von vorwiegend hochdeutschem Charakter mit bestimmten niederdeutschen Ingredienzien, wie sie in A (nicht ganz so deutlich in S) vorliegt, dürften die Vorbilder zu sehen sein für die später

70-82; E. SCHRÖDER - W. TESKE, *Ein neues Fragment der Schweriner Roland-Handschrift*, ZfdA 50 (1908) 382-385; G. EHRISMANN, *Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters*, Teil II, 1: *Frühmittelhochdeutsche Zeit*, München 1922, S.255; C. WESLE (Hrg.), *Das Rolandslied des Pfaffen Konrad* (Rheinische Beiträge und Hülfsbücher zur germanischen Philologie und Volkskunde, 15), Bonn 1928.

14 Vgl. BUMKE (wie Anm.11) S.90 bzw. KLEIN (wie Anm.3) S.25.

im ostfälisch-braunschweigischen Raum feststellbare literarische Mischsprache (bzw. Mischschreibe) einheimischer Dichter wie Bertholds von Holle oder des anonymen Verfassers der *Braunschweiger Reimchronik* (s.u. 2.4).

1.2. Stellte das *Rolandslied* eine im Bairischen entstandene, jedoch sehr bald auch im niederdeutschen Gebiet rezipierte Dichtung dar, so handelt es sich bei der zweiten literarischen Auftragsarbeit des Welfenherzogs, beim sog. *Lucidarius*¹⁵, um ein Werk, das nach Ausweis des Prologs *ze Bruneswich in der stat ... gedichtet und geschreben* wurde, und damit um den ältesten nachweislich auf niederdeutschem Boden entstandenen Text des hier betrachteten Zeitraums. Wichtig ist, bevor von den sprachlichen Unterschieden zwischen beiden Werken gesprochen werden soll, zunächst an die bekannte Gattungs- und Formverschiedenheit von *Rolandslied* und *Lucidarius* zu erinnern: ist das *Rolandslied* ein in der Tradition der französischen Heldenepik stehender, in Paarreimversen verfaßter "Staatsroman"¹⁶, so der *Lucidarius* eine in Prosa geschriebene Realenzyklopädie des damaligen Gelehrtenwissens über Gott und die Welt, basierend auf lateinischen Quellen, und zwar in erster Linie auf dem *Elucidarium* des um 1150/60 im Regensburger Schottenkloster St. Jakob wirkenden Universalgelehrten Honorius Augustodunensis. Von dieser inhaltlichen Einbindung des *Lucidarius* in die Tradition der religiös-kirchlichen Lehrschriften her erklärt sich auch seine Prosaform, was der kurze Reimprolog des Textes durch den Hinweis auf den Wunsch des herzoglichen Auftraggebers, nichts als die schlichte Wahrheit in dem Werk zum Ausdruck zu bringen, eigens hervorhebt¹⁷. Als Prosawerk mit einer die Entstehungsumstände thematisierenden Reimvorrede ist der *Lucidarius* Begründer einer literarischen Tradition geworden, die sich in Niederdeutschland im *Sachsenspiegel* und in der *Sächsischen Weltchronik* sowie in zahlreichen späteren Werken fortsetzt.

Wichtiger aber als wegen dieser Begründung einer Formtradition ist der *Lucidarius* für unsere Überlegungen wegen seiner

15 Wichtigste Lit.: E. SCHRÖDER, *Die Reimvorreden des deutschen Lucidarius*, Nachrichten der Ges. d. Wiss. zu Göttingen 1917, S.153-172; Marie-Luise DITTRICH, *Zur ältesten Überlieferungsgeschichte des Lucidarius*, ZfDA 77 (1940) 218-255; zusammenfassend zuletzt BUMKE (wie Anm.11) S.137.

16 Vgl. Marianne OTT-MEIMBERG, *Kreuzzugsepos oder Staatsroman? Strukturen adeliger Heilsversicherung im deutschen 'Rolandslied'*, München 1980, bes. S.41ff.

17 Abdruck des Prologs bei SCHRÖDER (wie Anm.15) S.156f. und BUMKE (wie Anm.11) S.506f.; zum Motiv "Prosa = Wahrheit" zuletzt H. UNGER, *Vorreden deutscher Sachliteratur des Mittelalters als Ausdruck literarischen Bewußtseins*, in: *Werk - Typ - Situation, Studien zu poetologischen Bedingungen in der älteren deutschen Literatur*, hrsg. v. Ingeborg GLIER [u.a.], Stuttgart 1969, S.217-251, dort S.223f.

Sprache. Dazu muß nun zunächst ein Wort zur Überlieferungsgeschichte des Textes gesagt werden. Der *Lucidarius* ist bekanntlich in zwei Redaktionen überliefert: erstens in der historisch älteren, laut Prolog in Braunschweig entstandenen Version I, die man sich allgemein in den letzten Lebensjahren Heinrichs des Löwen, also etwa um 1190, entstanden denkt, die aber Joachim Bumke (1979) eher in die Jahre um 1170 rücken möchte; zweitens in einer bairischen Umarbeitung, die ebenfalls noch im 12. Jh. entstanden sein muß. Während die entstehungsgeschichtlich ältere braunschweigische Version nur in Handschriften des 13. und 14. Jh.s überliefert ist, haben sich von der jüngeren bairischen Überarbeitung Handschriftenreste aus der Zeit um 1200 erhalten. Durch diese alten Fragmente ist der bairische Sprachcharakter der Version II des *Lucidarius* eindeutig dokumentiert; wie hingegen die ursprüngliche Sprachform der braunschweigischen Erstredaktion des Werkes aussah, ist wegen ihrer weniger günstigen Überlieferungslage nicht so einfach ersichtlich. Die erhaltenen Handschriften des 13. und 14. Jh.s sind überwiegend mitteldeutsch. Ihre genauere sprachliche Analyse fehlt bisher; wir sind im wesentlichen immer noch auf die alte Untersuchung Edward Schröders von 1917 über die sprachgeographische Aussagekraft der Reimbindungen des Versprologs angewiesen. Diese aber ermöglichen leider keine eindeutigen Schlüsse, denn von den insgesamt 22 Reimbindungen des Prologs sind 15 sprachgeographisch neutral und fünf allgemein mitteldeutsch. Nur zwei Reimwortpaare scheinen auswertbar zu sein, und zwar *dihten* : *schriften* in v.13f. und v.35f. sowie *steit* 'er steht' : *wârheit* 'Wahrheit' in v.17f. Die zweimalige *ht* : *ft*-Bindung hat E. Schröder damals zuversichtlich als Reflex braunschweigniederdeutscher Sprache werten zu können gemeint, obwohl er natürlich wußte, daß sie auch in mitteldeutschen Dichtungen der Zeit nicht selten anzutreffen ist. Ähnliches gilt für das Reimwortpaar *steit* : *wârheit*, das ebensogut niederdeutsch wie nordmitteldeutsch sein kann. Angesichts dieses Befundes ist es schwer verständlich, daß J. Bumke (1979), allerdings beiläufig und ohne nähere Argumentation, von "ausgesprochen rheinischen Reimbindungen" im *Lucidarius*-Prolog spricht¹⁸. Ich halte demgegenüber die vorsichtige Schlußfolgerung Schröders von 1917 für nach wie vor zutreffend, daß aus der Reimsprache des *Lucidarius*-Prologs und aus dem Wortschatz des ganzen Werks mit Sicherheit nicht mehr abzulesen sei, als daß die Sprache der Braunschweiger Erstredaktion mitteldeutsch war, und zwar vermutlich mitteldeutsch mit hessisch-thüringischer Prägung. Um hier weiterzukommen, wäre eine genauere wortgeographische Ana-

18 BUMKE (wie Anm.11) S.146.

lyse des gesamten Prosatextes von Version I zweifellos nützlich; es dürfte sich dann herausstellen, ob Schröders beiläufig eingeflochtene Vermutung, daß die mitteldeutsche Sprache des Braunschweiger Prosaisten "doch stärker vom Niederdeutschen beeinflußt war als bei Eil[h]ard"¹⁹ verifizierbar ist.

1.3. Mit dem Namen Eilhart²⁰ ist soeben diejenige Dichtergestalt genannt worden, die als die in der Forschung umstrittenste Figur innerhalb der literatursprachlichen Entwicklung Norddeutschlands in der zweiten Hälfte des 12. Jh.s gelten muß. Das sog. Eilhart-Problem hier in seiner Gänze aufzurollen, ist weder nötig noch möglich; es genügt, in aller Kürze diejenige Ansicht zu skizzieren, die mir als die am besten begründete erscheint und die Gerhard Cordes 1939 in seinem von der Forschung merkwürdig wenig beachteten Eilhart-Buch entwickelt hat. Wie Cordes und, was diesen Punkt betrifft, wie die meisten Forscher halte ich es für ausgemacht, daß der nur in Handschriften des 15. Jh.s als Verfasser des *Tristrant*-Romans genannte Eilhart von Oberg Niederdeutscher war, Angehöriger des im 12. und 13. Jh. urkundlich gut bezeugten welfisch-hildesheimischen Ministerialengeschlechts derer von Oberg. Ob der Dichter Eilhart persongleich mit dem von 1189 bis 1207 mehrfach in Urkunden genannten Ritter gleichen Namens war, erscheint mir dagegen nicht so sicher; der Name Eilhart war in der Familie offenbar Erbname, so daß ich die Vermutung für sehr erwägenswert halte, daß der Dichter Eilhart wie sein um 1190 - 1203 als Kanoniker am Braunschweiger St. Blasiusstift bezeugter Verwandter Johann von Oberg ein Kleriker war, vielleicht "Hofkaplan", wie Bumke (1979, S.353) meint. Was in unserem Zusammenhang primär interessiert, ist die Frage, in welcher regionalen Variante der frühmittelhochdeutschen Dichtersprache dieser Niedersachse Eilhart um 1170/80 den *Tristrant*-Roman gedichtet hat, und wo und für wen er ihn gedichtet hat. Was die Sprache betrifft, so halte ich die Ergebnisse von Cordes (1939) im Kern für unwiderleglich: der *Tristrant* ist, wie die Reimgrammatik beweist, n i c h t in einem rheinisch-mittelfränkischen Mitteldeutsch geschrieben, wie dies E. Gierach (1908) und K. Wagner (1921/24) meinten, sondern in einem Mitteldeutsch hessisch-thüringischer Prägung. Ein Dichter, der Formen wie *tuot*, *gât/gêt*, *lân*, *karte*, *sehen/sên*, *künegîn* oder *daz* reimt und eben nicht die mittelfränkischen Leitformen

19 SCHRÖDER (wie Anm.15) S.160.

20 Zu Eilhart von Oberg vgl. zuletzt (mit Nachweis der älteren Literatur) L. WOLFF - W. SCHRÖDER, *Eilhart von Oberg*, in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon*, 2. völlig neubearb. Aufl. hrg. v. K. RUH, Bd.2, Berlin 1980, Sp.410-418, ferner BUMKE (wie Anm.11) S.108-113 u. 349-353 sowie G. CORDES, *Zur Sprache Eilhards von Oberg* (Hansische Forschungen, 1), Hamburg 1939.

deit, geit, lâzzen, kêrde, sien, köninginne und *dat* verwendet, - ein solcher Dichter hat seine Sprache an hessisch-thüringischen Vorbildern ausgerichtet und nicht an rheinischen!

Wo aber, an welchem Literaturzentrum, hat der gebürtige Niedersachse Eilhart seine hessisch-thüringisch getönte Dichtersprache gelernt, wo hat er seinen in dieser ihm von Haus aus fremden Sprachform geschriebenen Roman verfaßt und wo hat er sein literarisches Publikum gefunden? Cordes (1939) dachte für all dieses an den landgräflich-thüringischen Hof in Eisenach; ich meine indessen, daß doch wohl eher Eilharts ostfälische Heimat selbst, speziell der Welfenhof zu Braunschweig, in Betracht zu ziehen ist, so wie dies Gierach (1908) und andere vor ihm gemutmaß hatten. Mit seiner Übernahme der hessisch-thüringischen Variante der frühmittelhochdeutschen Dichtersprache wird Eilhart dem am Braunschweiger Hof noch im Fluß befindlichen, noch nicht endgültig entschiedenen Prozeß der literatursprachlichen Orientierung an hochdeutschen Vorbildern verschiedener Art (man vergleiche das oben zum *Rolandslid* und zum *Lucidarius* Gesagte) die entscheidende Wende zugunsten des Hessisch-Thüringischen gegeben haben. Inhaltlich-stoffliche Argumente, d.h., das Fehlen des fromm-religiösen Elementes, das für das *Rolandslid* wie für den *Lucidarius* - in je unterschiedlicher Ausprägung - konstitutiv ist, scheinen mir - und ich schließe mich hier wiederum Bumke (1979) an - kein überzeugender Einwand gegen die Braunschweiger Entstehungshypothese des *Tristrant* zu sein. Die alte Vermutung Gierachs, daß Heinrichs des Löwen normannische Gemahlin Mathilde besonders gut als Vermittlerin der französischen Vorlage für Eilhart gedacht werden kann, hat nach wie vor Gewicht²¹. Auch die schnelle handschriftliche Verbreitung des *Tristrant* nach Bayern, bezeugt durch die Regensburger Bruchstücke aus dem Ende des 12. Jh.s, ließe sich am zwanglosesten erklären, wenn man das Werk als Erzeugnis des Literaturkreises am Welfenhof ansähe. Der gleichfalls noch im ausgehenden 12. Jh. geschriebene Magdeburger Codex discissus könnte in der ostsächsischen Metropole selbst kopiert worden sein; mit seinen (wenn auch sehr geringen) niederdeutschen Schreiberspuren ist er in jedem Fall ein Beleg für die frühe Rezeption des *Tristrant* im niederdeutschen Raum. Wo immer im engeren oder weiteren Umkreis seiner ostfälischen Heimat Eilhart auch gedichtet haben mag, die Tatsache, daß der erste namentlich bekannte höfische Dichter Norddeutschlands die mitteldeutsche Dichtersprache hessisch-thüringischer Prägung übernommen hat, war ein Akt von kaum zu überschätzender sprachgeschichtlicher Bedeutung und, wie sich zeigen sollte, von traditionstiftender Kraft.

21 Vgl. zuletzt BUMKE (wie Anm.11) S.88 und 353, Anm.283.

1.4. Der zweite Dichter, den man seit Roethe immer wieder als Kronzeugen für die Übernahme der mitteldeutschen Dichtersprache thüringischer Prägung durch die Niederdeutschen der ersten höfischen Generation angeführt hat, ist Wernher von Elmendorf²². Aus dem Prolog seiner um 1170/75 verfaßten Lehdichtung über vorbildliches moralisches und soziales Verhalten eines Fürsten wissen wir, daß der Auftraggeber des sich selbst als *phaphe* bzw. *capelan* bezeichnenden Dichters der urkundlich für 1171 nachgewiesene Dietrich von Elmendorf war, Propst des St. Martinstiftes im nordthüringischen Heiligenstadt, und daß dieser dem Dichter die lateinischen Quellschriften für sein Werk aus der dortigen Bibliothek zur Verfügung gestellt hatte. Mit dem geographischen Fixpunkt Heiligenstadt paßt die nordthüringische Sprache des Gedichtes aufs beste zusammen. An sich stünde nichts im Wege, Wernher von Elmendorf als Thüringer anzusehen, wäre da nicht seine Namens- und Herkunftsnennung im Prolog: *daz dichtet der phaphe Wernere / von Elmendorf der capelan* (v.8f.). Seit dem 19. Jh. hat man daher Wernher im oldenburgischen Elmendorf zuhause sein lassen, obwohl es doch auch ein sehr viel näher bei Heiligenstadt gelegenes hessisches Elmendorf gibt. Der Historiker Martin Last hat nun vor einigen Jahren nachweisen können, daß das bedeutende nordthüringische Grafengeschlecht derer von Amphurt aus dem Oldenburgischen stammte, und er hat darauf aufbauend versucht, den Dichter Wernher von Elmendorf und seinen Auftraggeber, den Heiligenstädter Propst Dietrich, als Brüderpaar in die Genealogie dieser oldenburgisch-nordthüringischen Grafenfamilie einzugliedern. Joachim Bumke, der 1953 mit einer (leider ungedruckt gebliebenen) Dissertation über die Sprache Wernhers promoviert hatte, hat 1974 in seiner Neuausgabe von Wernhers Lehrgedicht den genealogischen Einordnungsversuch Lasts argumentationslos als verfehlt beiseitegeschoben, ohne sich seinerseits zur Herkunftsfrage des Dichters zu äußern. Nur auf die sprachlichen Aspekte, die G. Roethe (1899) als sichere Indizien der niederdeutschen Herkunft Wernhers herausgestellt hatte, ist Bumke kurz eingegangen: Wernhers zweimalige Reimbindung des Pronomens *daz* mit den lateinischen Verbformen *edificat* und *iuvat* erfordere, so meint er im Gegensatz zu Roethe, keineswegs den Ansatz der niederdeutschen Pronominalform *dat* für den Originaltext; beide Fälle seien vielmehr assonierende Reimlizenzen. Auch Wernhers Reimbindung *nôt* : *grôz* sei kein Reflex seiner angeblich niederdeutschen Heimatsprache, da sie auch in genuin westmitteldeutschen Texten wie

22 Zu Wernher von Elmendorf vgl. zuletzt J. BUMKE (Hrg.), *Wernher von Elmendorf* (Altdt. Textbibliothek, 77), Tübingen 1974, bes. S.VII-XLI; DERS. (wie Anm.11) S.136.; ferner M. LAST, *Die Herkunft des Wernher von Elmendorf*, ZfdPh 89 (1970) 404-418, sowie ROETHE (wie Anm.1) S.29f. und 36f.

Lambrechts *Alexander* und dessen Straßburger Überarbeitung belegt sei. Ebensovienig komme der Adjektivform *kurt* 'kurz' Beweiskraft zu, da *kurt* ebenfalls gut westmitteldeutsch sei. Und selbst das nach Roethe (1899, S.37) "frappant ins tiefe Niederdeutschland" weisende Verb *nôsen* 'schädigen', in dem dieser geradezu das Leitfossil für Wernhers niederdeutsche Herkunft sehen wollte, steht, wie Bumke richtig gesehen hat, in Wirklichkeit in wesentlich weiter reichenden wortgeographischen Zusammenhängen: sein Vorkommen erstreckt sich vom Maasländischen Veldekes über das Ripuarische der *Karlmeinet-Kompilation* und die Lieder des Bruders Hans bis hin zur ostmitteldeutschen Literatursprache des Magdeburgers Brun von Schönebeck. Ein Nachweis niederdeutscher Herkunft Wernhers auf Grund sprachlicher Indizien scheint somit unmöglich; über die Stringenz der historisch-genealogischen Argumente Lasts zu urteilen, entzieht sich meiner Kompetenz. Infolgedessen wird man wohl die herkömmliche Einordnung Wernhers unter die mitteldeutsch dichtenden Niederdeutschen aufgeben müssen. Das beinhaltet allerdings nicht zugleich auch schon, daß Wernhers Dichtung damit jegliche Bedeutung für das literarische Leben Norddeutschlands im ausgehenden 12. und frühen 13. Jh. verlöre. Die Beobachtungen Roethes und Schröders, daß für die Reimvorrede der Braunschweiger Version des *Lucidarius* und auch für diejenige des *Sachsenspiegels* gewisse Formulierungen aus Wernhers Dichtung entlehnt worden sind²³, behalten ihre Gültigkeit und beweisen, daß das im thüringischen Heiligenstadt entstandene Werk in Braunschweig und in Elbostfalen bekannt geworden sein muß.

1.5. Zum Abschluß dieses Überblicks über die im ausgehenden 12. Jh. faßbaren Anfänge einer deutschen Literatursprache in Norddeutschland ist noch kurz auf einige Randphänomene hinzuweisen.

Der Name Albrechts von Halberstadt, des Verfassers der um 1200 entstandenen ersten Ovidverdeutschung²⁴, erweist seinen Träger eindeutig als Niederdeutschen, als Ostfalen, dessen literatursprachliche Stellung in manchem an diejenige seines etwas älteren ostfälischen Landsmannes Eilhart erinnert, da auch Al-

23 Vgl. ROETHE (wie Anm.1) S.29f. und SCHRÜDER (wie Anm.15) S.163.

24 Zu Albrecht von Halberstadt vgl. zuletzt (mit Nachweis der älteren Lit.) K. STACKMANN, A. v. H., in: *Verfasserlexikon* (wie Anm.20), Bd.1, 1978, Sp.187-191; für den Fragenkomplex von Überlieferung und Sprache besonders wichtig E. SCHRÜDER, *Der Prolog der Metamorphosen-Bearbeitung Albrechts von Halberstadt*, Nachrichten der Ges. der Wiss. zu Göttingen, phil.-hist.Kl. 1909, S.64-91; M. LAST, *Neue Oldenburger Fragmente der Metamorphosen-Übertragung des Albrecht von Halberstadt*, Oldenburger Jb. 65 (1966) 41-60; K. BISCHOFF, *Sprache und Geschichte an der mittleren Elbe und der unteren Saale* (Mittelalt. Forschungen, 52) Köln Graz 1967, S.260f.

brecht sich der mitteldeutschen Dichtersprache thüringischer Prägung bediente. Zum welfisch-braunschweigischen Literaturkreis hat Albrecht indessen mit Sicherheit nicht gehört: Er schrieb sein Werk, wie er selbst angibt, im Kloster Jechaburg und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach für den an antiken literarischen Stoffen besonders interessierten Hof des thüringischen Landgrafen. Berühmt und oft zitiert ist jene Stelle aus dem nur in einer frühneuhochdeutschen Überarbeitung erhaltenen Prolog, in dem Albrecht sich bei seinem Publikum wegen eventuell herkunftsbedingter Unvollkommenheiten seiner Sprache entschuldigt. In Karl Bartschs Wiederherstellungsversuch des originalen Wortlauts heißen die entsprechenden Verse so:

*Der sine sinne an ditze buch
zu rehte hat gevlizzen,
der er ist, sult ir wizzen:
enweder dirre zweier,
weder Swap noch Beier,
weder Dürinc noch Franke.
Des lat u sin zu danke,
ob ir vundet in den rimen
die sich zeinander limen
valsch oder unrecht.
Wan ein Sahse, heizet Albreht,
geboren von Halberstat,
u ditze buch gemachet hat.*

Die ursprüngliche Sprachform von Albrechts Dichtung ist uns nur in wenigen alten Handschriftfragmenten, insgesamt knapp 600 Verse umfassend, erhalten; als Ganzes liegt uns Albrechts Werk nur in einer 1544 gedruckten Umarbeitung durch den Elsässer Jörg Wickram vor. Aber aus den rd. 600 originalnahen Versen in einem um 1250 abgeschriebenem Codex discissus läßt sich schließen, daß die im Prolog ausgesprochene Entschuldigung unnötig war, da es Albrecht gelungen zu sein scheint, die hochdeutsche Dichtersprache von Substrateinflüssen seiner niederdeutschen Muttersprache freizuhalten. Jedenfalls weisen die Handschriftfragmente eine einwandfreie mitteldeutsche Literatursprache thüringischer Prägung auf, die dem Idealbild des sog. temperierten Schriftmitteldeutsch ohne kleinlandschaftliche Besonderheiten vollauf entspricht.

Bemerkenswert ist übrigens der Fundort der verschiedenen Fragmente des erwähnten Codex discissus: Sie alle kamen im Oldenburger Staatsarchiv als Umschläge von Rechnungsbüchern des 16./17. Jh.s zutage. Auf Grund der von M. Last aufgedeckten engen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen oldenburgischen und thüringischen Grafengeschlechtern im 12./13. Jh. gewinnt Edward Schröders alte Hypothese erneut an Gewicht, daß der Adel Norddeutschlands (und zwar nicht nur derjenige des

engeren welfischen Umkreises) schon während der sog. höfischen Blütezeit um 1200 die Werke der mittelhochdeutschen höfischen Dichter gelesen und in Handschriften besessen hat.

Der Besitz und die Lektüre solcher mittelhochdeutscher Handschriften, also nicht nur von Werken hochdeutsch dichtender Niederdeutscher, sondern auch und gerade von den Werken der in Mittel- und Oberdeutschland geborenen Dichter, dürfte m.E. ein entscheidender Faktor für die Verbreitung und Aufrechterhaltung der Kenntnis der mittelhochdeutschen Dichtersprache beim niederdeutschen Adel gewesen sein. Ich will dies wenigstens an einem exemplarischen Beispiel etwas näher erläutern, nämlich an der zweitältesten *Iwein*-Handschrift, dem sog. Codex A, der bald nach 1200 niedergeschrieben wurde. Man hat diese Handschrift auf Grund ihrer zahlreichen Abweichungen vom Standard-Mittelhochdeutschen bis vor kurzem für das Erzeugnis eines rheinischen Schreibers gehalten, so zuletzt noch im Kommentarband der *Iwein*-Ausgabe von Ludwig Wolff. Wer sich jedoch die von Wolff kurz aufgelisteten, angeblich niederrheinischen Schreibermerkmale vergegenwärtigt, also "e für tonlanges i, vereinzelt für ei, o für uo und ou, -ie- für -ehe-, siele für sêle, anlautendes p für ph [d.h. für die hochdeutsche Affrikata /pf/], helpe, -scap, v für intervokalisches b, unverschobenes b, dat, it, allet, nur vereinzelt grot, iet usw., her für er, die aber auch de für der, mih für mir, unse, 2. Sgl. auf -s, Fortlassung des Präfixes ge-, sal, wâl, here für herre, entluhen für entlihen, segen für sagen, vereinzelt aldus für alsus usw."²⁵, wer sich all dies vergegenwärtigt, der wird darin doch wohl eher Reflexe eines niederdeutschen als eines niederrheinischen Abschreibers sehen. Ähnlich wie Thomas Klein, der in seiner Conrad-Borchling-Rede von 1981 m.W. als erster für niederdeutsche Herkunft der *Iwein*-Handschrift A plädiert hat²⁶, erscheint es auch mir an der Zeit, endlich einmal alle Handschriften mittelhochdeutscher Dichtungen, in denen man Sprachspuren westmitteldeutscher oder niederdeutscher Abschreiber festgestellt zu haben glaubt, systematisch zu erfassen und sprachlich zu analysieren. Den von mir vorgenommenen Stichproben nach zu urteilen, dürfte sich dann eine überraschend große Anzahl dieser Abschriften als Erzeugnisse von niederdeutschen und nicht von westmitteldeutsch-rheinischen Kopisten erweisen²⁷.

25 L. WOLFF in: *Iwein. Eine Erzählung von Hartmann von Aue*, hrg. v. G.F. BENECKE - K. LACHMANN, neu bearb. v. L. WOLFF, 7.Ausg., Bd.2, Berlin 1968, S.2.

26 KLEIN (wie Anm.3) S.25. - Nicht zugänglich war mir die ungedruckte Diss. von M. LUCKIN, *Die Sprache der Iwein-Handschrift A*, Greifswald 1921 [masch.].

27 Vgl. H. BECKERS, "Desse boke sind altomale dudesk unde horent den greve

Als Resümee des bisher Gesagten läßt sich die literatursprachliche Situation in Norddeutschland um das Jahr 1200 folgendermaßen charakterisieren:

(1) Als schriftsprachliches Medium dient hier, anders als in den übrigen Teilen des deutschen Sprachgebiets, immer noch fast ausschließlich die traditionelle übernationale Schriftsprache Latein.

(2) Ansätze zur Schaffung eines auf der heimischen Sprechsprache basierenden volkssprachigen Schriftmediums lassen sich hier vor 1200 im Unterschied zum mittel- und oberdeutschen Bereich noch nicht erkennen. Dasjenige, was damals in Norddeutschland an deutschsprachiger Schriftlichkeit anzutreffen ist, ist sprachlicher Kulturimport aus hochdeutschem Gebiet, wobei das bairisch-sächsische Doppelherzogtum Heinrichs des Löwen die Rahmenbedingungen für diesen Vorgang bereitstellte. Erster Schritt dieses sprachlichen Kulturimports, als dessen Zentrum der welfische Herzogshof in Braunschweig gelten muß und dessen Ausstrahlung wohl kaum über die mit den Welfen in Verbindung stehenden oder auch rivalisierenden Adelskreise hinausging, war die Rezeption hochdeutscher Erzähldichtungen ritterlich-höfischer Stoffwelt, die zunächst wohl aus dem bairischen Herrschaftsbereich Heinrichs des Löwen (Stichwort *Rolandslied*), dann auch aus anderen süddeutschen Literaturzentren (Stichwort *Iwein-Handschrift A*) bezogen wurden.

(3) Dadurch ausgelöst kam es, wiederum zentriert um den welfischen Herzogshof zu Braunschweig, zu ersten literarischen Eigenschöpfungen auf dem Gebiet höfischer Erzählliteratur durch aus Niederdeutschland stammende Dichter, die dabei das prestigehaltige Hochdeutsch mitteldeutscher (speziell hessisch-thüringischer) Prägung übernahmen (Stichworte: Eilhart, Albrecht von Halberstadt), außerdem auch zur Schaffung einer ersten großen Summa des zentralen religiösen und weltlichen Wissens in Prosaform (Stichwort *Lucidarius*), und zwar wiederum in sprachlichem Anschluß an die mitteldeutsche Variante der frühmittelhochdeutschen Literatursprache.

2. *Das Weiterwirken der mittelhochdeutschen Literatursprache in Norddeutschland im 13. Jh. und die Anfänge einer mittelniederdeutschen Schreibsprache*

2.0. Neben der Weiterführung der skizzierten literatursprachlichen Traditionen im Umfeld der höfischen Kultur treffen wir in

van der Hoye"..., NdW 16 (1976) 126-243; DERS., *Mittelniederdeutsche Literatur, Versuch einer Bestandsaufnahme (I)*, NdW 17 (1977) 1-58, dort S. 10f.; DERS., *Neue Bruchstücke von Albrechts 'Jüngerem Titurel'*, *Neuphilologische Mitteilungen* 79 (1978) 219-231; DERS., *Spätrezeption eines mhd. höfischen Liebesromans in Westfalen um 1517: Die Willehalm-von-Orlens-Handschrift des Lubbert de Went*, NdW 21 (1981) 12-41, bes. S.12-14.

Norddeutschland im frühen 13. Jh. nun aber auch erstmals eine literarische Indienstnahme der niederdeutschen Volkssprache in Sach- und Lebensbereichen an, in denen bisher ausschließlich mündlicher Gebrauch der Volkssprache gegolten hatte und schriftsprachliche Funktionen, soweit sie erforderlich waren, vom Latein wahrgenommen worden waren. Gemeint ist das erstmals um 1215-30 feststellbare Auftreten des Niederdeutschen in einer auf engste lokale Wirkung abzielenden Geschichtsdichtung und in einem auf weiträumige Wirkung angelegten prosaischen Rechtsbuch.

2.1. Zunächst zum älteren der beiden Texte, zur 1215 verfaßten *Gandersheimer Reimchronik* des Priesters Eberhard²⁸. Obwohl dieses Werk nur in einer Handschrift des 15. Jh.s überliefert ist, dürfen wir auf Grund der überzeugenden Nachweise Ludwig Wolffs davon ausgehen, daß es sich hier nicht etwa um eine nachträgliche Umsetzung eines ursprünglich hochdeutschen Textes ins Niederdeutsche, sondern um einen niederdeutschen Originaltext handelt. Obwohl dieser in Versen abgefaßt ist, lassen sich doch formal keinerlei Verbindungen zwischen ihm und der nach Norddeutschland gelangten hochdeutschen Adelsliteratur samt deren Nachahmungen durch niederdeutsche Hofdichter feststellen. In den rhythmisch höchst eigenwilligen Versen der *Gandersheimer Reimchronik* fassen wir vielmehr, soviel dürfte trotz gewisser Unterschiede in den Auffassungen von Ludwig Wolff und Elfriede Stutz sicher sein, einen erstmaligen schriftlichen Niederschlag der Versbauprinzipien einer vorausliegenden, bis dahin ausschließlich auf mündliche Gebrauchssituationen beschränkten und uns daher verlorenen frühmittelniederdeutschen Dichtung. Diese Indienstnahme von Sprache und Verskunst aus lokaler, abseits höfischer Verfeinerung stehender volkstümlicher (oder vielleicht besser grundsichtlicher) Tradition durch den Gandersheimer Priester war sicherlich eine ebenso wohlüberlegte wie wirkungsvolle Entscheidung: Zielpublikum dieser sprachlich und verslich unpräzisen Dichtung war ja eben nicht eine kulturelle Elite wie der auf das Vorbild der hochdeutschen Dichtersprache fixierte Hochadel am Braunschweiger Herzogshof, es waren vielmehr *ungelarde lüde, densthaft unde underdanich man*, nämlich die Ministerialen des um Anerkennung seiner Reichsunmittelbarkeit kämpfenden Gandersheimer Klosters: "Den Ministe-

28 Vgl. dazu zuletzt (mit Nachweis der älteren Lit.) V. HONEMANN, *Eberhard von Gandersheim*, in: *Verfasserlexikon* (wie Anm.20) Bd.2, Sp.278-282. Zur Sprache Eberhards vgl. insbesondere ROETHE (wie Anm.1) S.48-52; L. WOLFF (Hrg.), *Die Gandersheimer Reimchronik des Priesters Eberhard* (Altdt. Textbibliothek, 25), 2.Aufl., Tübingen 1969; zum Versbau: Elfriede STUTZ, *Langzeilen in der Gandersheimer Reimchronik*, in: *Studien zur deutschen Literatur des Mittelalters*, hrg. v. R. SCHÜTZEICHEL, Bonn 1979, S.465-484.

rialen die altbegründete Rechtmäßigkeit der Gandersheimer Forderungen und die ehrwürdige Bedeutung des von Gott geschätzten Stifts darzutun", das war, mit Ludwig Wolff zu sprechen²⁹, Aufgabe der Dichtung. Der eminente sprachgeschichtliche und literaturhistorische Stellenwert des von der Forschung lange wenig beachteten Textes läßt sich somit, wiederum mit den Worten Ludwig Wolffs, folgendermaßen umreißen: "Aus einer Zeit, in der die hochdeutsche Dichtung auf sächsischem Boden die Herrschaft führt, ist es das erste echt niederdeutsche Werk, niederdeutsch in Ausdrucksweise, Formgebung und Sprache... Es steht für uns am Anfang des mittelniederdeutschen Schrifttums"³⁰.

2.2. So einzigartig die *Gandersheimer Reimchronik* auf ihre Weise auch ist - eine überregionale Wirkung war mit ihr nicht intendiert und eine Kraft zur Bildung einer mittelniederdeutschen literatursprachlichen Tradition konnte von ihr infolgedessen nicht ausgehen. Der Ruhm, dem geschriebenen Mittelniederdeutsch zum Durchbruch und zu dauerhafter Wirkung verholfen zu haben, kommt einem Werk einer ganz anderen literarischen Gattung, einem Text juristischer Fachprosa, zu: dem etwa ein Jahrzehnt später entstandenen *Sachsenspiegel* des südostfälischen Ritters Eike von Repgow³¹. Der prägnante Satz, mit dem Karl Bischoff 1943 sein Buch über die Sprache des *Sachsenspiegels* beschloß ("Am Eingang der mittelniederdeutschen Literatur steht Eike"), beschreibt die sprachgeschichtliche Rolle Eikes genau. Es liegt eine gewisse Ironie des Schicksals darin, daß zwar Entstehungsgeschichte und Intention der sprach- und literarhistorisch so viel unbedeutenderen *Gandersheimer Reimchronik* klar zutage liegen, daß wir aber hinsichtlich der Wirkabsichten, die Eike bei der Niederschrift des *Sachsenspiegels* als einer "Summe der Rechtsfälle des ritterlichen Lebens"³² leiteten, immer noch weitgehend im Dunkeln tappen. Zwar, über die wichtigsten Fakten der äußeren Werkgenese unterrichtet uns Eike in der Reimvorrede selbst: Auf Bitten seines Lehnsherrn, des Grafen Hoyer von Falkenstein, habe er das von ihm zunächst in der Wissenschaftssprache Latein zu Pergament gebrachte sächsische Gewohnheitsrecht in einem zweiten Arbeitsgang dann auch in der Volkssprache niedergeschrieben; wo, wann, wie und warum dies aber im

29 WOLFF (wie Anm. 28) S. XLII.

30 Ebd. S. XLIII.

31 Vgl. dazu zuletzt (mit Nachweis der älteren Literatur) Ruth SCHMIDT-WIEGAND, *Eike von Repgow*, in: *Verfasserlexikon* (wie Anm. 20) Bd. 2, Sp. 400-409; zur Sprache insbesondere ROETHE (wie Anm. 1) passim, sowie K. BISCHOFF, *Zur Sprache des Sachsenspiegels von Eike von Repgow*, Zs. f. Mundartforschung 19 (1943/44) 1-80 (auch separat Halle 1944).

32 So H. KUHN, *Entwürfe zu einer Literatursystematik des Spätmittelalters*, Tübingen 1980, S. 31.

einzelnen geschehen ist, darüber hat er sich ausgesprochen. Die rechtshistorische Forschung hat das politisch-historische und das geistesgeschichtliche Umfeld der *Sachsenspiegel*-Entstehung mit viel Scharfsinn zu ermitteln gesucht, ohne dabei jedoch zu wirklich gesicherten Ergebnissen zu gelangen. Fest steht heute immerhin, daß die von Eike erwähnte lateinische Urfassung (von der Forschung als *Autor vetus de beneficiis* bezeichnet) wenigstens teilweise erhalten ist und daß sie vor 1220 entstanden sein dürfte; ferner, daß die deutsche Erstniederschrift des *Sachsenspiegels* bald nach 1220, spätestens bis 1235, erfolgt sein muß, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach im Stift Quedlinburg, dessen weltlicher Vogt Graf Hoyer war. Ich sagte schon, daß wir über die Intentionen, die Eike bzw. seinen Auftraggeber Graf Hoyer bewogen haben, den *Sachsenspiegel* nach der lateinischen Urfassung auch in der Volkssprache, in niederdeutscher Prosa, zu Pergament zu bringen, auf Mutmaßungen angewiesen sind. Der Gedanke als solcher, ein Rechtsbuch in deutscher Prosa zu schreiben, muß damals, um mit Karl August Eckhardt zu sprechen, "gewissermaßen in der Luft gelegen haben"³³, denn gleichzeitig mit dem *Sachsenspiegel*, wahrscheinlich in den Jahren 1224-27, schrieb ein unbekannter Verfasser im thüringischen Mühlhausen, ohne von Eikes Werk zu wissen, ein Reichsrechtsbuch in mitteldeutscher Prosa, und 1237 kam es, natürlich ebenfalls ohne Kenntnis des *Sachsenspiegels*, im Herzogtum Österreich auf Veranlassung des dortigen Landesherrn zu einer deutschsprachigen Kodifizierung des österreichischen Landrechts. Ganz so isoliert, wie man Eikes niederdeutsche *Sachsenspiegel*-Niederschrift früher manchmal gesehen hat, ist diese also in Wirklichkeit nicht gewesen. Was indessen ihre sprach- und literaturgeschichtliche Einmaligkeit und Größe ausmacht, ist, daß mit diesem Werk der schriftsprachliche Gebrauch des Mittelniederdeutschen in einem Textbereich begründet wurde, in dem es, anders als auf dem Gebiet der höfischen Dichtung, noch keine durch einen sprachlichen Mehrwert ausgezeichnete hochdeutsche Schreibtradition gab, so daß der *Sachsenspiegel* dem geschriebenen Niederdeutsch hier eine Domäne erobern konnte, die es bis zum Ausgang des Mittelalters in ganz Norddeutschland unangefochten behauptete. Die unvergleichliche Wirkung des *Sachsenspiegels* zeigt sich nicht zuletzt auch an der Tatsache, daß das Werk schon fünf Jahrzehnte nach seiner Entstehung von Magdeburger Franziskanern in mitteldeutscher Umschrift an den Augsburger Minoritenkonvent vermittelt und dort zur Quelle der gesamten Textfamilie der hochdeutschen *Schwaben-* und *Deutschenspiegel* wurde. Dieser älteste nachweisbare Fall einer Textwanderung und Textumwandlung

33 K.A. ECKHARDT, *Sachsenspiegel, Beilage IV: Eike von Repgow und Hoyer von Valkenstein* (Land- und Lehnrechtsbücher), Hannover 1966, S.35.

vom Mittelniederdeutschen ins Mittelhochdeutsche fand einige Zeit später in der Nord-Süd-Wanderung der *Sächsischen Weltchronik* (wiederum unter maßgeblicher Beteiligung der franziskanischen Minoriten) eine Wiederholung.

Wie erwähnt, ist dem prosaischen *Sachsenspiegel* ein in Reimversen abgefaßter Prolog vorangestellt. Dessen Reimbindungen beweisen, daß er nicht in nieder-, sondern in mitteldeutscher Sprache verfaßt worden ist. Dieser Befund war bekanntlich die zentrale Ausgangsbeobachtung in Gustav Roethes berühmter *Sachsenspiegel*-Abhandlung von 1899, von der aus er in weitaus-
holender Argumentation schließlich zu der Schlußfolgerung gelangte, daß auch der prosaische *Sachsenspiegel*-Text ursprünglich eben doch nicht in Niederdeutsch, sondern gleichfalls in Mitteldeutsch geschrieben und erst sekundär ins Niederdeutsche umgesetzt worden sei. In Roethes eigenen Worten lautet die zentrale These so: "Zuerst ein einheitliches Werk in der Eike geläufigen mitteldeutschen Litteratursprache; dann niederdeutsche oder hochdeutsche Ausgaben nach Verlangen"³⁴, d.h., entsprechend den Wünschen von Handschriftenbestellern unterschiedlicher Herkunft. Karl Bischoff überprüfte die Argumente, die Roethe zu dieser These geführt hatten, 50 Jahre später Stück für Stück und konnte sie dabei überzeugend widerlegen. Bischoffs Ergebnis lautet: "Das *dütsch*, in das Eike sein [ursprünglich lateinisch geschriebenes] Rechtsbuch wandte, war die niederdeutsche Rechtssprache seiner Heimat"³⁵. Was Roethe 1899 als unmöglich erscheinen wollte, die Abfassung einer mitteldeutschen Reimvorrede zu einem niederdeutschen Prosarechtsbuch durch ein und denselben Autor, das stellt sich im Lichte heutiger Erkenntnisse über die Koexistenz textsortenspezifischer Funktiolekte innerhalb des mittelalterlichen Deutsch als folgerichtiges Ergebnis der literatursprachlichen Situation Niederdeutschlands und speziell Elbostfalens im frühen 13. Jh. dar. Poetisch-vershaftes Schreiben wie in der Reimvorrede erforderte hier Anschluß an die machtvolle Tradition der prestigehaltigen mitteldeutschen Dichtersprache; schriftliche deutsche Rechtsprosa war demgegenüber ein Textbereich, für den noch keine schreibsprachliche Tradition existierte, so daß Eike, sobald einmal der Entschluß zu einem solchen prosaischen Rechtsbuch in der Volkssprache gefaßt war, frei war, die bis dahin ausschließlich in mündlichem Gebrauch übliche niederdeutsche Rechtssprache seiner Heimat aufs Pergament zu bringen.

2.3. Im Zusammenhang mit der Vermittlung des *Sachsenspiegel*-Textes nach Süddeutschland habe ich bereits auf den weitgehend

34 ROETHE (wie Anm.1) S.103.

35 BISCHOFF (wie Anm.31) S.80.

gleichen Wanderweg eines zweiten wichtigen frühen mittelniederdeutschen Textes hingewiesen, auf die *Sächsische Weltchronik*³⁶. Das bisherige Bild von der Verfasserschaft und Textgeschichte dieser in verschiedenen Versionen überlieferten ältesten deutschen Prosachronik sah im wesentlichen so aus, daß eine relativ kurze Urfassung A, die man auf Grund einer etwas unklaren Prologstelle bis vor kurzem fast einhellig für ein zweites, jüngeres Werk Eikes hielt, zunächst im Umkreis des Bremer Erzbischofs durch vorwiegend die bremisch-hamburgische Kirchengeschichte betreffende Einschübe zur zweiten Version B erweitert, diese sodann in dem dem welfischen Herzoghaus nahestehenden Lüneburger Michaelskloster durch umfangreiche Einschaltungen von Verskomplexen aus der frühmittelhochdeutschen Kaiserchronik zur Langfassung C¹ ausgeweitet und schließlich durch Prosaisierung der Verszitate zur reinen Prosalangfassung C² umgearbeitet worden sei. Demgegenüber hat Hubert Herkommer 1972 den Nachweis zu führen versucht, daß die Textgeschichte in Wirklichkeit gerade umgekehrt verlaufen sei und daß Eike von Reggow aus chronologischen wie aus inhaltlichen Gründen als Verfasser gänzlich außer Betracht bleiben müsse. Herkommer zufolge wird die älteste Gestalt der *Sächsischen Weltchronik* durch die Langfassung C¹ repräsentiert, die, in Übernahme des in der mittellateinischen Historiographie nicht seltenen Formschemas des Prosimetrums, als Kombination eines frei verfaßten prosaischen Grundgerüsts mit einer Vielzahl von aus der *Kaiserchronik* übernommenen Verszitaten komponiert worden sei; von verschiedenen Redaktoren seien diese Verszitate dann entweder prosaisiert, also zur durchgehenden Prosalangfassung C² umgeformt oder aber, in den sekundären Kurzfassungen A und B, einfach eliminiert worden. Als Verfasser des ursprünglichen Prosimetrums kann, so folgert Herkommer weiter, wegen eindeutig franziskanischer Tendenzen des Textes nur ein (vermutlich in Magdeburg tätiger) Minorit in Frage kommen; als Entstehungszeit ergibt sich dann etwa 1260 oder gar erst 1275.

Wenn Herkommers textgeschichtliche Überlegungen stimmen (und die Kritik hat sie bisher zwar recht skeptisch beurteilt, aber für mein Empfinden noch nicht überzeugend widerlegen kön-

36 Vgl. dazu zuletzt H. HERKOMMER, *Überlieferungsgeschichte der 'Sächsischen Weltchronik'* (Münchener Texte und Untersuchungen zur dt. Literatur des Mittelalters, 38), München 1972; DERS., *Eike von Reggows 'Sachsenspiegel' und die 'Sächsische Weltchronik'*, Nd.Jb. 100 (1977) 1-42; K.E. GEITH, *Zur Überlieferungsgeschichte und Textgestaltung der Sächsischen Weltchronik*, PBB (Tübingen) 96 (1974) 103-119; J.B.M. VAN HOEK, *Eine Untersuchung nach dem Verhältnis der Fassungen der Sächsischen Weltchronik*, Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik 13 (1978) 119-146; T.L. MARKEY, *Reconstruction of a Lost Original via Earliest Distribution: Die Sächsische Weltchronik*, Neophilologus 68 (1979) 551-573.

nen), dann hat das auch Konsequenzen für die uns hier zentral interessierenden sprachgeschichtlichen Fragen, auf die Herkommen selbst merkwürdigerweise so gut wie überhaupt nicht eingegangen ist. Zunächst: Ist die *Sächsische Weltchronik* tatsächlich erst um 1260 oder gar erst um 1275 entstanden, dann rückt die eben erörterte Schaffung der von hochdeutschen literatursprachlichen Traditionen noch nicht "besetzten" Textgattung einer niederdeutschen Rechtsprosa durch den *Sachsenspiegel* einerseits und der Gewinn der Geschichtsprosa als einer zweiten, von hochdeutschen Traditionen ebenfalls noch freien niederdeutschen Textgattung um mehr als ein Menschenalter auseinander; beide Ereignisse gehören dann deutlich verschiedenen sprach- und literarhistorischen Situationen an. Aber mehr noch: Wenn der Archetyp der *Sächsischen Weltchronik* tatsächlich nicht durchweg freie Prosa, sondern ein Prosimetrum mit umfangreichen Zitaten aus der frühmittelhochdeutschen *Kaiserchronik* war, kann ein solches Prosimetrum dann als sprachlich einheitlich niederdeutsches Werk konzipiert gewesen sein? Welche Sprachgestalt des Urtextes wäre dann wahrscheinlicher: eine gemischte in Form eines niederdeutschen Prosagrundgerüsts, in das umfangreiche hochdeutsche Verszitate eingelagert waren und dem ein mitteldeutscher Reimprolog vorangestellt war? Oder etwa eine in sich relativ einheitliche sprachliche Form des Ganzen in Gestalt einer hochdeutschniederdeutschen Mischsprache? Oder aber darf man dem mutmaßlichen Magdeburger Minoriten von rd. 1260 (bzw. 1275) die Kühnheit zutrauen, das ganze Prosimetrum gleich in niederdeutscher Sprachform niedergeschrieben zu haben? Und wenn tatsächlich letzteres angenommen werden darf (wofür die Existenz wenigstens einer noch aus dem 13. Jh. stammenden niederdeutschen Handschrift der Version C, allerdings der Version C², sprechen könnte), - für welches Zielpublikum mit welchem sprachlichen Erwartungshorizont war dieses niederdeutsche Prosimetrum dann bestimmt? Die frühe Rezeptionsgeschichte der *Sächsischen Weltchronik* liegt für uns, da nur ganz wenige noch aus dem 13. Jh. stammende Handschriften erhalten sind, weitgehend im Dunkeln. Doch gibt es wenigstens einen Codex, der gerade auch unter sprachlichem Aspekt recht bemerkenswert ist: ich meine die um 1275 geschriebene, kostbar ausgestattete Bremer Handschrift der mittleren Fassung B, die nachweislich von dem reichen Hamburger Patrizier Johann von dem Berge dem i.J. 1281 gestorbenen Grafen Gerhard I. von Holstein als Geschenk übereignet wurde - und zwar mit einem eigens zu diesem Anlaß verfaßten kleinen Widmungsgedicht in mitteldeutscher Sprachform. Offenbar erschien dem Hamburger Patrizier nur ein solches, in der Tradition der hochdeutschen höfischen Literatursprache stehendes Widmungsgedicht angemessen, um seinem adligen Landesherrn das in niederdeutscher Sprachgestalt überreichte Chronikwerk zu empfehlen³⁷.

37 Ähnlich schon ROETHE (wie Anm.1) S.34.

2.4. Indem ich die dem *Sachsenspiegel* und der *Sächsischen Weltchronik* zeitlich parallel liegenden ersten Ansätze niederdeutscher Schriftlichkeit im Bereich der Stadtrechte und des Urkundenwesens ebenso wie im Bereich der geistlichen Literatur fürs erste zurückstelle, möchte ich die Aufmerksamkeit zunächst noch einmal zurücklenken auf die eingangs besprochene Übernahme hochdeutscher dichtersprachlicher Tradition im Umkreis des norddeutschen Adels, speziell der welfischen Hofkultur. Merkwürdigerweise sieht es so aus, als seien während der ersten Hälfte des 13. Jh.s in Niederdeutschland keine in dieser literatursprachlichen Tradition stehenden Texte verfaßt worden. Man scheint sich in diesem Zeitraum wieder mit der Rezeption von im hochdeutschen Bereich entstandenen höfischen Dichtungen begnügt zu haben. Erst um 1250 treten die welfischen Herzogshöfe in Braunschweig und Lüneburg auch selbst wieder als Orte höfischen Literaturschaffens in Erscheinung. Zwischen 1250 und 1270 hat der aus einem welfischen Ministerialengeschlecht stammende Berthold von Holle³⁸ hier seine drei Versromane *Demant*, *Darifant* und *Crane* verfaßt (den *Crane* wohl als letztes Werk anlässlich der Hochzeit Herzog Johanns i.J. 1265), und um 1280/90 hat ein namentlich unbekannter Braunschweiger Geistlicher eine umfangreiche Geschichtsdichtung, die sog. *Braunschweigische Reimchronik*³⁹, geschrieben, die den Ruhm des Welfenhauses, insbesondere den des damals regierenden Herzogs Albrecht I., verkünden und seinen Söhnen ans Herz legen sollte. Die Romane Bertholds und die *Braunschweigische Reimchronik* sind hier nicht nur wegen ihrer zeitlichen und räumlichen Nähe zusammen zu nennen, sondern vor allem in Hinblick auf ihre Sprachform, die, bei durchaus vorhandenen Unterschieden, doch darin übereinstimmt, daß es sich jeweils um eine höchst merkwürdige hochdeutsch-niederdeutsche Mischsprache handelt. Ihrer Intention nach ist sie jeweils hochdeutsch und steht unverkennbar in der Tradition der höfischen hessisch-thüringischen Dichtersprache; aber in diesen hochdeutschen Grundbestand mischt sich immer wieder - bei jedem der vier Texte auf etwas unterschiedliche Weise - Niederdeutsches ein, und zwar sowohl niederdeutsche Lautungen und Formen als auch, freilich seltener, niederdeutsche Wortschatzelemente. Ferdinand Urbanek, der 1952 eine eingehende Analyse der Sprache der Bertholdischen Romane und

38 Vgl. dazu zuletzt H. FROMM, *Berthold von Holle*, in: *Verfasserlexikon* (wie Anm.20) Bd.1, Sp.813-816; wichtigste ältere Lit.: F. URBANEK, *Der sprachliche und literarische Standort Bertholds von Holle und sein Verhältnis zur ritterlichen Standessprache am Braunschweiger Welfenhof*, Diss. Bonn 1952; Gabriele VON MALSEN-TILBORCH, *Repräsentation und Reduktion, Strukturen späthöfischen Erzählens bei Berthold von Holle*, München 1973.

39 Vgl. dazu zuletzt Th. SANDFUCHS, *Braunschweigische Reimchronik*, in: *Verfasserlexikon* (wie Anm.20) Bd.1, Sp.1007-1010.

einen Vergleich mit derjenigen der *Braunschweiger Reimchronik* vorgelegt hat, konnte dabei die schon von früheren Forschern gemachte Beobachtung bestätigen, daß sich in Bertholds Dichtersprache, speziell in seinen Reimbindungen, eine deutliche Entwicklungstendenz feststellen läßt. In seinem Frühwerk verwendet Berthold neben vielen neutralen, in hochdeutscher und in niederdeutscher Form stimmigen Reimbindungen auch manche ausschließlich im Hochdeutschen mögliche Reime, daneben aber auch etliche nur in niederdeutscher Lautform einen reinen Reim ergebende Wortpaare⁴⁰. In seinem Spätwerk ist das Bestreben unverkennbar, nicht nur die auf seine niederdeutsche Heimatsprache zurückgreifenden Reimlizenzen, sondern auch die spezifisch hochdeutschen Bindungen auf ein Mindestmaß zu reduzieren und soweit wie möglich nur noch neutrale Reime zu verwenden. Die "eigenartige Zwittersprache" Bertholds, wie Urbanek sie genannt hat⁴¹, läßt sich an derartigen Eigenwilligkeiten der Reimtechnik besonders deutlich ablesen; bei Wortschatz- und Formelementen im Versinnern, die an sich als niederdeutsches Substrat anzusehen wären, ist so gut wie nie festzustellen, was davon dem Dichter und was späteren Abschreibern gehört. Diese Unsicherheit gilt natürlich erst recht für den gesamten lautlich-orthographischen Bereich, obwohl doch immerhin auffällig ist, daß alle alten, also noch im ausgehenden 13. oder im frühen 14. Jh. niedergeschriebenen Textzeugen von Bertholds Werken hybride Orthographiesysteme aufweisen, die vermuten lassen, daß schon die Urschriften Bertholds ein ähnlich mischgestaltiges Aussehen hatten, nämlich im Vokalismus niederdeutsche, im Konsonantismus dagegen hochdeutsche Lautungen bzw. Schreibungen bevorzugten. Bertholds Schreibsprache dürfte damit auf diesem Sektor eine der Tendenz nach ähnliche Schwerpunktsetzung aufgewiesen haben, wie sie in dem den Wert einer Originalhandschrift besitzenden Hamburger Codex der *Braunschweigischen Reimchronik* tatsächlich belegt ist.

Bei der *Braunschweigischen Reimchronik* liegt der in der mittelalterlichen deutschen Literatur außerordentlich seltene Glücksfall vor, daß die älteste erhaltene Handschrift mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit eine genaue Kopie des Originalmanuskripts ist, da es sich dabei um das für die fünf Söhne des herzoglichen Auftraggebers bestimmte Dedikationsexemplar handelt⁴². Die uns durch diese Handschrift praktisch originalgetreu

40 Beispiele wären etwa *bat* 'er bat' : *dat* 'das', *gebot* 'Gebot' : *slot* 'Schloß', *gerêt* 'er riet' : *hêt* 'er hieß', *orlof* 'Urlaub' : *hof* 'Hof', *gegeven* 'gegeben' : *vurtreven* 'vertreiben' (Inf.).

41 URBANEK (wie Anm. 38) S. 107.

42 Die Sprachform der späteren Handschriften der *Braunschweiger Reimchronik* und der Romane Bertholds spiegelt in aufschlußreicher Weise die sprach-

überlieferte Dichtersprache des Braunschweiger Hofes um 1280/90 ist, verglichen mit der Sprache Bertholds, auch mit der seines Spätwerks, viel stärker, beinahe ausschließlich hochdeutsch geprägt. Bei den Reimen gibt es im Konsonantismus nur neutrale oder aber speziell hochdeutsche Bindungen; die einzige Ausnahme eines auf niederdeutschem Lautstand beruhenden Reimwortpaares ist die mehrfach vorkommende Koppelung des Verbs *stichten* 'stiften' bzw. des Substantivs *gestichte* 'das Stift' mit Wörtern wie *dichten*, *berichten* oder *licht*⁴³. Bei den vokalischen Reimen zeigen sich etwas häufiger niederdeutsche Einschläge: Wörter mit den hochdeutschen Stammvokalen /i/ und /e/ sowie /ie/ und /ei/ werden im Reim, meist in der vereinheitlichenden Schreibung e, miteinander gebunden. Aufs Ganze gesehen, also bei Berücksichtigung nicht nur der Reimgrammatik, sondern auch des Wortschatzes, der Morphologie und der Orthographie, kann jedenfalls kein Zweifel bestehen, daß die *Braunschweigische Reimchronik* fest in der Tradition der hochdeutschen Dichtersprache wurzelt, und es verschlägt dabei durchaus nichts, daß das äußere Erscheinungsbild des Textes infolge gewisser Eigentümlichkeiten der Orthographie⁴⁴, die sich aber auch wieder nur zum Teil mit niederdeutschen Lautverhältnissen korrelieren lassen, eine spezifisch braunschweigische Lokalprägung aufweist.

Es war ein reizvoller Einfall Urbaneks, in der Dichtersprache Bertholds und des Braunschweiger Reimchronisten mehr oder weniger genaue schriftliche Spiegelungen einer in mündlichem Gebrauch existierenden Erscheinungsform des damaligen Deutsch sehen zu wollen, nämlich der "ritterlichen Standessprache" der braunschweigischen Hofgesellschaft in der zweiten Hälfte des 13. Jh.s⁴⁵. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es in Braunschweig damals tatsächlich, nicht anders als an den übrigen großen Zentren der feudalen Kultur, so etwas wie eine gesprochene "ritterliche Standessprache" oder, um einen Terminus von Gabriele Schieb (1980) zu benutzen, eine "höfische Konversationsprache"⁴⁶

soziologischen Wandlungen, die sich zum 15. Jh. hin in Norddeutschland vollzogen haben. Diese ermöglichten einerseits die Anwendbarkeit der jetzt in ihrer Hochblüte stehenden mnd. Standardschreibsprache auch für Texte höfischer Provenienz (so in der Wolfenbüttler Hs. der *Reimchronik*), andererseits die Umschrift der Romane Bertholds in standardisierte Varianten des Mitteldeutschen (Dessauer Hs. des *Demantin* [ostmitteleid.], Pommersfelder Hs. des *Crane* [ripuar.]).

43 Vgl. ROETHE (wie Anm. 1) S. 39; URBANEK (wie Anm. 38) S. 168.

44 Am auffälligsten ist dabei neben der schon erwähnten, aber nicht nur auf den Reim beschränkten e- bzw. o-Schreibung für mhd. Extremvokale und -diphthonge die konsequente Verwendung von *dh* statt hd. einfachem *d* sowie von *ph*, das zweifellos als Reibelaut zu lesen ist, für hd. *f* / *v*.

45 URBANEK (wie Anm. 38) S. 173ff. und 219ff.

46 Vgl. dazu zuletzt WOLF (wie Anm. 4) S. 174 sowie Gabriele SCHIEB, *Versuch*

gegeben haben. Man darf in diesem Zusammenhang an den bekannten Satz der dem Niederdeutschen Adel entstammenden Mystikerin Mechthild von Magdeburg erinnern, wonach die mystisch empfängliche Seele Gott mit der *hovesprache*, die man in dirre kuchin nit vernimet, zu sich sprechen hört⁴⁷. Die Existenz einer besonderen *hovesprache*, eines sich in der höfischen Konversation realisierenden Soziolektes der adligen Oberschicht, ist für den Braunschweiger Herzogshof mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen; nur - und das ist das Entscheidende - wie diese *hovesprache* in Braunschweig oder anderswo geklungen hat, darüber fehlen uns leider jegliche Zeugnisse. Urbaneks Einfall, daß sich Berthold und der Reimchronist mit ihrer eigenwilligen Literatursprache an der gesprochenen "ritterlichen Standessprache" des Welfenhofes orientiert hätten, bleibt eine unbeweisbare Hypothese⁴⁸.

2.5. Um die gleiche Zeit, als sich am Braunschweiger Hof die nach Niederdeutschland verpflanzte Tradition hochdeutscher höfisch-ritterlicher Ständedichtung so eigenwillig weiterentwickelte, vollzog sich in einem durchaus anderen sozialen Milieu eine in Niederdeutschland bis dahin nicht nachweisbare Indienstnahme der hochdeutschen höfischen Dichtersprache zur literarischen Gestaltung geistlich-religiöser Stoffe. Der Mann, der dies um 1275 herbeiführte, war ein Laie, der Magdeburger Brun von Schönebeck⁴⁹. Die literarische Tätigkeit und die Sprachwahl Bruns ist insofern ein bemerkenswerter Fall, als Brun in jüngeren Jahren so etwas wie der literarische Wortführer des die ritterlichen Lebens- und Kulturformen imitierenden Stadtpatriziats seiner Heimatstadt war. Um 1270 erdachte er ein *grael* genanntes pfingstliches Ritterspiel, lud die an solcher anspruchsvollen Nachahmung adligen Turnierwesens interessierten Mitglieder der Führungsschicht der benachbarten niederdeutschen Städte vermittels *hövescher breve* hierzu ein und verfaßte über den Verlauf des Festes ein leider nicht erhaltenes, jedoch durch die Magdeburger Schöppenchronik rund hundert Jahre später noch bezeugtes *düdesches bok*. Erhalten haben sich nur Bruns geistliche Dichtungen, die Werke seiner späteren Jahre, deren wichtigstes

einer Charakteristik der grundlegenden Kommunikationsbeziehungen um 1200 (Gedanken zu einigen Voraussetzungen einer Geschichte der deutschen Nationalitätssprache), Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 33 (1980) 379-385, dort S. 383.

47 Offenbarungen der Schwester Mechthild von Magdeburg oder Das Fließende Licht der Gottheit, hrg. v. G. MORELL, Regensburg 1869, Neudr. Darmstadt 1980, S. 4.

48 Vgl. MALSEN-TILBORCH (wie Anm. 38) S. 11.

49 Vgl. dazu zuletzt (mit Angabe der älteren Lit.) L. WOLFF, Brun von Schönebeck, in: Verfasserlexikon (wie Anm. 20) Bd. 1, Sp. 1056-1061.

die umfangreiche, romanhaft ausgespinnene und mit viel gelehrtheologischem Beiwerk ausgeschmückte *Hohelied*-Allegorie ist. Mit der Tradition der von ihm für dieses Werk benutzten, in Niederdeutschland bis dahin ja nur für weltlich-höfische Stoffe üblichen hochdeutschen Dichtersprache ostmitteldeutscher Prägung wird sich Brun zunächst bei der Abfassung seiner verlorenen Dichtung über das Magdeburger Grafest vertraut gemacht haben; als er dann um 1275 daran ging, eine viele tausend Verse umfassende Dichtung über ein anspruchsvolles theologisches Thema zu schreiben (über ein Thema freilich, bei dem, wie bei aller *Hohelied*-Exegese, eine Anknüpfung an die Ausdrucksweisen und Stilmittel weltlich-höfischer Liebesdichtung besonders nahe lag), da schien ihm, dem Laien und mit ritterlichen Kulturformen vertrauten Patrizier, nur die traditionelle Form literarischer Sprachkultur des Adels in Niederdeutschland, eben die mitteldeutsche höfische Dichtersprache, hierfür angemessen. Dabei ist es sicherlich nicht nur aus der traditionellen Bescheidenheitstopik der mittelalterlichen Dichter zu erklären, wenn Brun sich in seinem *Hohenlied*, ähnlich wie 75 Jahre vorher sein ostfälischer Landsmann Albrecht von Halberstadt, als *tumber Sachsen* mit nur unvollkommener Sprachbeherrschung bezeichnet (V. 8555ff.): *die rede ist ho an den dute, / des vorcht ich, ir vil guten lute, / daz si mir gar entwachse, / wen ich bin ein tumber Sachse, / der nicht vil der sprache kan*. Diese Worte sind insofern nicht unberechtigt, als allerlei Mißgriffe zeigen, daß Brun die hochdeutsche Dichtersprache tatsächlich nicht voll beherrschte: Einsprengsel regionalen niederdeutschen Wortgutes, die für einen Niederdeutschen typische Dativ-Akkusativ-Verwechslung und andere grammatische Unregelmäßigkeiten wie die reimgesicherte Uniform *Maria, du vil guter* und dergleichen verraten deutlich, in welcher Sprache der Dichter eigentlich zu Hause war.

2.6. Der zweite uns namentlich bekannte niederdeutsche Verfasser geistlicher Dichtungen im ausgehenden 13. Jh. ist Könemann von Jerxheim⁵⁰, der in vielem, nicht zuletzt sprachlich, zu Brun von Schönebeck in Kontrast steht. Könemann war im Gegensatz zu diesem Geistlicher, zunächst Pfarrer, dann Domherr und Dekan des einflußreichen Stiftes St. Simeon und Judas in Goslar. Er entstammte einer landsässigen Kleinadelsfamilie, die enge Verbindungen zum Goslarer Domstift unterhielt. Könemanns poetisches Schaffen setzt um 1280 mit dem *Kaland* ein, einer Lehrdich-

50 Vgl. dazu zuletzt (mit Angabe der älteren Lit.) H. BECKERS, *Könemann von Jerxheim*, in: *Verfasserlexikon* (wie Anm.20) Bd.3, 1982 (im Druck); grundlegend: L. WOLFF (Hrg.), *Die Dichtungen Könemanns: Kaland, Wurzgarten, Reimbibel* (Niederdt. Denkmäler, 8), Neumünster 1953, bes. S.28-50.

tung über Ursprung und Ziele der in Ostfalen verbreiteten, auf praktische Förderung christlicher Lebensgestaltung ausgerichteten Freundesgemeinschaft von Laien und Geistlichen. Es folgten eine leider nur in geringen Bruchstücken erhaltene *Reimbibel* (um 1290) sowie als sein letztes und anspruchsvollstes Werk der 1304 abgeschlossene *Wurzgarten Mariens*, eine symbolische Darstellung des unergründlichen Wunders der Menschwerdung Gottes in Anknüpfung an das traditionelle allegorische Darstellungsschema vom Streit der vier Töchter Gottes. Im Rahmen der literatursprachlichen Entwicklung Niederdeutschlands ist Könemann eine ausgesprochene Grenzgestalt. Von den bisher behandelten Dichtern unterscheidet er sich in auffälliger Weise dadurch, daß seine Verssprache eine wirkliche hochdeutsch-niederdeutsche Mischung ist: eine Zwittersprache bzw. Mischschreibe, die stärker zum Niederdeutschen als zum Hochdeutschen hin tendiert. "Ich zweifle nicht", erkannte Roethe schon 1899, "auch Könemann wollte, wie seine Vorgänger, auf seine Art hochdeutsch schreiben. Aber er tats, ohne sich darum Entsagung in der Ausdrucksweise aufzuerlegen, ohne auf bequeme Reime, wie sie ihm die Muttersprache reichlich bot, zu verzichten. (...) Könemann in seiner Nachgiebigkeit zugleich gegen die hochdeutsche Tradition und gegen die eigene sprachliche Gewohnheit läßt ahnen, wie ohne schöpferische Tat aus diesem hochdeutschen Missing doch so etwas wie eine mittelniederdeutsche Schriftsprache entstehen konnte"⁵¹. Roethe hat damit Könemanns sprachliche Stellung an der Schwelle zur dann unmittelbar folgenden, wirklich niederdeutschen Versdichtung bereits klar erkannt; aber erst die Detailstudien Ludwig Wolffs haben uns die Eigenart von Könemanns Dichtersprache, insbesondere die Eigenwilligkeit seines Wortschatzes, in allen Einzelheiten erschlossen. "Wenn sich der angestammte Wortschatz hier in so weitem Umfang zeigen kann, ganz anders als in den älteren Dichtungen dieses Raums, die ebenfalls aus der höfischen Stilschule herzuleiten sind, und wenn die Worte (auch ohne daß der Gegenstand dazu nötig) weit über die höfisch-geistliche Sphäre bis ins Alltägliche reichen, ... so liegen die tiefern Gründe jedenfalls zum guten Teil in einer Umformung der gesamten literarischen Bedingungen und in einer leise, aber spürbar veränderten Haltung zu Welt und Wirklichkeit"⁵². Könemanns dichterisches Wirken an der Wende vom 13. zum 14. Jh. markiert also das Ende der Periode, in der sich literarisches Sprechen in Norddeutschland im wesentlichen in der Tradition der hochdeutschen Dichtersprache vollzog. Im 14. Jh. werden dann niederdeutsche Verse von geistlichen Dichtern mit

51 ROETHE (wie Anm.1) S.59.

52 WOLFF (wie An.50) S.51.

der größten Selbstverständlichkeit verfaßt, und den geistlichen niederdeutschen Dichtungen gesellen sich solche anderer (freilich nicht höfischer) Thematik hinzu. Wichtig erscheint mir die in den obigen Zitaten ausgedrückte Erkenntnis Roethes und Wolffs, daß diese Emanzipation des heimischen Idioms zur niederdeutschen Dichtersprache nicht der "schöpferischen Tat" eines Einzelnen zu verdanken ist, sondern ein allmählicher, sich über anderthalb Jahrhunderte hinziehender Prozeß der Umformung der gesamten sprachlich-literarischen Kommunikationsbeziehungen in Norddeutschland war. Zur Aufhellung der einzelnen Stadien dieses Umformungsprozesses und der daran beteiligten Kräfte ist freilich noch viel zu tun.

2.7. Bevor wir dazu übergehen können, die Durchsetzung einer auf der niederdeutschen Volkssprache aufbauenden polyfunktionalen Schrift- und Literatursprache in der ersten Hälfte des 14. Jh.s näher zu erörtern, müssen wir erläutern, wieso wir denn bisher ausnahmslos über die Sprache von Texten aus dem östlichen Teil des niederdeutschen Altlandes gesprochen haben und wieso wir die gleichzeitige literatursprachliche Situation im westlichen Niederdeutschland bisher praktisch mit keinem Wort erwähnt haben. Der Grund ist schlichtweg der, daß wir uns bei unserem nicht nach Vollständigkeit strebenden Überblick notwendigerweise auf die Schwerpunkte der literatursprachlichen Entwicklung Norddeutschlands seit dem späten 12. Jh. konzentrieren mußten, und diese Schwerpunkte lagen damals eindeutig im ostfälisch-elbstfälischen Bereich und eben nicht in Westfalen. Ich hege die Vermutung, daß einer der maßgeblichen Gründe für das weitgehende literarische (d.h. volkssprachig-literarische) Schweigen Westfalens im Fehlen eines mit dem ostfälischen Welfenhof vergleichbaren Zentrums adliger Hofkultur lag. Münster war zwar Sitz einer fürstbischöflichen Kurie, aber als solche doch in erster Linie Pflegestätte lateinsprachiger Bildungstraditionen; entsprechendes gilt auch für die anderen westfälischen Fürstbischöfssitze Paderborn, Minden und Osnabrück. Im einzelnen ist hier noch vieles unklar und bedürfte neuer Forschungsanstrengungen. Aus Westfalen ist an volkssprachigen literarischen Erzeugnissen aus dem bisher behandelten Zeitraum von rd. 1170 bis rd. 1300 jedenfalls außer einer Psalter- und Brevierhandschrift sowie ein paar kurzen Rechtstexten nichts mit absoluter Sicherheit und mit relativer Sicherheit nur noch der Textkomplex rund um die sog. *Niederdeutsche Apokalypse* sowie das Loccumer Artusroman-Fragment und eine gereimte Boethius-Übersetzung erhalten⁵³.

53 Allgemein zu den westfäl. Texten des 13. Jh.s vgl. G. KORLÉN, *Die mittelniederdeutschen Texte des 13. Jh.s, Beiträge zur Quellenkunde und Grammatik des Frühmittelniederdeutschen* (Lunder Germanistische Forschungen, 19), Lund 1950, S.92-119.

2.8. Bei der eben genannten *Niederdeutschen Apokalypse*⁵⁴ handelt es sich um eine vollständig erhaltene poetische Auslegung der Geheimen Offenbarung des Johannes, zu der vom selben Dichter noch eine fragmentarisch überlieferte Kette kleinerer Gedichte über eschatologische Themen sowie ein ebenfalls unvollständig erhaltenes Apostelleben treten. Die handschriftliche Überlieferung dieser erstaunlich langlebigen, bis ins ausgehende 15. Jh. immer wieder abgeschrieben und dabei sprachlich stets von neuem modifizierten Texte reicht zwar bis in die Mitte des 13. Jh.s zurück; gerade die Sprache dieser alten Handschriftfragmente aber ist so uneinheitlich, aus hoch- und niederdeutschen Elementen so bunt gemischt, daß man sie lange nicht recht einzuordnen wußte. Erst 1955 hat Erik Rooth, Beobachtungen K. Bischoffs weiterführend, das Nebeneinander der verschiedenen westniederdeutschen, ostniederdeutschen und hochdeutschen Elemente auf eine meines Erachtens einleuchtende Weise zu entwirren vermocht. Wie die Reimgrammatik zeigt, sind weder die hochdeutschen noch die ostniederdeutschen, sondern die westniederdeutschen Textbestandteile als die ursprünglichen anzusehen; beweisende Reimwörter dieser Art sind etwa *wāle / wal / wel* 'wohl', *martilie* 'Martyrium', *strang* 'stark', *gehêre* 'herrlich', *brâke* 'Fruchtpresse', *drôvich* 'betäubt', *wikkêre* 'Zauberer' und *koçlêre* 'Gaukler' sowie das speziell zentralwestfälische *moige* 'Muhme'. Dazu kommt allerlei typisch westniederdeutsches Wortgut im Versinnern wie *breidel* 'Zügel', *demster / dûster* 'finster' *drûge / drugen / verdru-gen* 'trocken, vertrocknet', *segede* 'Sichel', *sunden* 'zum Abschied grüßen' und andere mehr. Die ältesten Handschriftfragmente des 13. Jh.s sind demnach das Ergebnis der sprachlichen Überformung eines ursprünglich westfälischen Textes durch einen von thüringischen Schreibtraditionen stark beeinflussten südostfälischen oder elbostfälischen Kopisten. Die sprachlich-stilistischen Vorbilder des westfälischen Dichters glaubte Rooth in der niederrheinischen geistlichen Dichtung des 12. Jh.s, insbesondere in der *Mittelfränkischen Reimbibel*, zu sehen. Dieser letzteren Vermutung müßte man genauer nachgehen, und dies auch deshalb, weil die Sprache der sog. *Mittelfränkischen Reimbibel* meines Erachtens ursprünglich durchaus nicht niederrheinisch-mittelfränkisch gewesen sein muß, sondern auch ein mischsprachiges mittelfränkisch-westniederdeutsches Original im Bereich des Möglichen liegt.

2.9. Im weiteren Zusammenhang mit der von Rooth für die *Apokalypse* in Betracht gezogenen literatursprachlichen Beeinflus-

54 Vgl. dazu zuletzt (mit Angabe der älteren Lit.) H. BECKERS, *Apokalypse (nd.)*, in: *Verfasserlexikon* (wie Anm. 20) Bd. 1, Sp. 408-410; grundlegend: E. ROOTH, *Studien zur nd. Apokalypse*, Zs. f. Mundartforschung 23 (1955) 45-59.

sung Westfalens vom ripuarischen und südostniederfränkischen Niederrhein her müssen wohl auch jene Bruchstücke des einzigen in frühmittelniederdeutscher Sprache überlieferten Artusromans gesehen werden, die erst 1897 von Conrad Borchling entdeckt und ohne nähere sprach- oder literarhistorische Kommentierung im Rahmen seines ersten Reiseberichts über mittelniederdeutsche Handschriften abgedruckt worden waren⁵⁵. Selbst dem genialen Gustav Roethe erschienen diese Bruchstücke so rätselhaft, daß er vor ihrer Einordnung in die Entwicklungsgeschichte der Literatursprache Niederdeutschlands im 13. Jh. resignierte. Nachdem die Forschung des 20. Jh.s die Fragmente sieben Jahrzehnte lang unbeachtet gelassen hatte, habe ich sie einer 1974 in dieser Zeitschrift veröffentlichten sprachlich-literarischen Analyse⁵⁶ unterzogen, derzufolge als sicher gelten darf, daß die erhaltenen Partien der unglücklicherweise gerade bei den Reimwörtern stark verstümmelten Verse auf Grund ihrer zweifellos westniederdeutschen Sprachform als Reste einer von einem westfälischen Kopisten im späten 13. Jh. angefertigten Abschrift anzusehen sind. Ebenso unzweifelhaft ist weiterhin, daß der Text stofflich und stilistisch dem Vorbild der oberdeutschen Klassiker Wolfram und Hartmann aufs engste verpflichtet ist. Nicht eindeutig feststellbar ist demgegenüber, in welcher Sprachform das Original der Dichtung abgefaßt war, weil einerseits, wie erwähnt, zahlreiche Reimwörter durch Beschnitt verloren sind und andererseits die erhaltenen Reimbindungen sprachgeographisch überwiegend neutral sind. Die wenigen nicht neutralen Reimwortpaare passen am ehesten ins Rheinisch-Westmitteldeutsche, wären aber auch als literarische Lehnreime bei einem niederdeutschen, und dann entweder westfälischen oder südostniederfränkischen, Dichter möglich.

2.10. Mehr läßt sich über die Literatursprache Westfalens im 13. Jh. gegenwärtig kaum sagen. Daß ein höfischer Sangspruchdichter wie Reinold von der Lippe sich konsequent der hochdeutschen höfischen Dichtersprache (mit mitteldeutscher Tönung) bedient und sich nur an einer Stelle sprachlich durch den Reim *leben : heben* 'Himmel' als Niederdeutscher verrät, kann nicht überraschen⁵⁷. Ebenso paßt der sprachliche Mischcharakter einer vielleicht noch im 13. Jh. entstandenen, nur fragmentarisch erhaltenen gereimten Boethius-Übersetzung ins Bild: die erhaltenen Reste weisen eine anfangs hochdeutsche, später zunehmend nie-

55 C. BORCHLING, *Mittelniederdeutsche Handschriften in Norddeutschland und den Niederlanden, Erster Reisebericht*, Nachrichten d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Geschäftl. Mitt., Jg. 1898, S.179-316, dort S.185-190.

56 H. BECKERS, *Ein vergessenes mittelniederdeutsches Artuseposfragment (Loccum, Klosterbibliothek, Ms.20)*, NdW 14 (1974) S.1-52.

57 Vgl. ROETHE (wie Anm.1) S.59.

derdeutsche (westfälische bzw. südostniederfränkische) Sprachform auf, was, ebenso wie Vers- und Reimtechnik, vermuten läßt, daß der Text im Traditionszusammenhang mit den an hochdeutscher Dichtersprache orientierten niederdeutschen Poeten zu sehen ist⁵⁸. Ein dritter Text muß aus chronologischen Gründen wohl außerhalb der hiesigen Erörterungen bleiben: Bei dem umfangreichen Fabelwerk Gerhards von Minden, dem sog. *Wolfenbüttler Äsop*⁵⁹, dessen Datierung seit langem zwischen den Ansätzen "um 1270" oder "um 1370" strittig ist, scheint auf Grund neuester Forschungen über den Entwicklungsgang der gesamten mittelalterlichen deutschen Fabeldichtung doch wohl nur die Spätdatierung in Frage zu kommen; für die westfälische Sprachgeschichte des 13. Jh.s scheidet der Text mithin aus.

3. Voraussetzungen des Aufstiegs des Mittelniederdeutschen zur polyfunktionalen Schreib- und Literatursprache Norddeutschlands im 14. Jahrhundert

Im folgenden sollen einige bisher noch nicht zur Sprache gekommene sozialgeschichtliche und literatursoziologische Aspekte erörtert werden, die bei der Erklärung des erstaunlichen Vorgangs, daß das Mittelniederdeutsche im 14. Jh. aus dem Schattendasein einer funktional auf wenige Textsorten eingeschränkten Schreibsprache minderer Geltung heraustreten und zum vollwertigen, polyfunktionalen, für eine Vielzahl von Textsorten und Kommunikationszwecken verfügbaren schriftsprachlichen Medium⁶⁰ aufsteigen konnte, mitbedacht werden müssen. Abschließend sollen dann kurz die Gründe für die Wahl des Mittelniederdeutschen bei einigen Texten des 14. Jh.s dargelegt werden, bei denen man wegen ihrer literarischen Gattung und ihres Adressatenkreises zunächst eher eine hochdeutsche als die tatsächlich überlieferte niederdeutsche Sprachform erwarten würde.

3.1. Bei den Überlegungen über die Bedingungen, die die im 14. Jh. sich vollziehende Entfaltung des Mittelniederdeutschen zum polyfunktionalen Schriftmedium ermöglicht haben, wäre insbesondere der Tatsache Beachtung zu schenken, daß sich schon während des 13. Jh.s in Norddeutschland ein starkes Bedürfnis nach schriftlicher Fixierung bestimmter rechtlicher Sachverhalte in

58 Vgl. A. BÜMER, *Fragmente einer gereimten deutschen Boethiusübersetzung*, ZfdA 50 (1908) 149-158; H. BECKERS, *Mittelniederdeutsche Literatur - Versuch einer Bestandsaufnahme (II)*, NdW 18 (1978) 1-47, dort S.35.

59 Vgl. dazu zuletzt L. WOLFF, *Gerhard von Minden*, in: *Verfasserlexikon* (wie Anm.20) Bd.2, Sp.1235-1238; zur Datierungsproblematik zuletzt H. BECKERS (wie Anm.58) S.2-4.

60 Zum Terminologieproblem (*Schriftsprache* bzw. *Quasi-Standardsprache*) vgl. Anm.6.

niederdeutscher Volkssprache bemerkbar machte. Ein Teilaspekt dieses Vorgangs, die Kodifizierung des sächsischen Land- und Lehnrechts in Gestalt des *Sachsenspiegels*, war hier bereits zur Sprache gekommen (s. 2.2.). Als ebenso wichtig und zukunftsweisend wie das sich im *Sachsenspiegel* manifestierende Bedürfnis nach Aufzeichnung der innerhalb des feudalen Gesellschaftsgefüges Norddeutschlands allgemein geltenden rechtlichen Normen sollte sich jedoch auch das Bestreben nach volkssprachiger Aufzeichnung der jeweils von Ort zu Ort unterschiedlichen Rechtsverhältnisse der niederdeutschen Städte sowie nach volkssprachiger Beurkundung von individuellen Rechtsgeschäften erweisen. Dieses Bedürfnis war insbesondere bei den niederdeutschen Städten und beim landsässigen Kleinadel verbreitet, da beide soziale Gruppierungen mit dem im Rechtsverkehr als Schriftmedium bis dahin allein üblichen Latein nicht genügend vertraut waren. Ebenso wie den niederdeutschen Städten als wirtschaftlichen und politischen Machtfaktoren von stetig wachsender Bedeutung an der Kodifizierung ihrer Rechte dem jeweiligen Landesherrn gegenüber gelegen sein mußte, ebenso mußte auch der landsässige Kleinadel danach trachten, seine Rechtspositionen gegenüber dem erstarkenden Landesfürstentum, den kirchlichen Gewalten sowie den aufblühenden Städten zu wahren. Ohne uns hier auf eine ausführlichere Darlegung des angedeuteten sozial- und kulturhistorischen Prozesses einlassen zu können, möchten wir betonen, daß dieses Bedürfnis der niederdeutschen Städte und des niederdeutschen Kleinadels nach schriftlicher Festlegung ihrer jeweils sehr unterschiedlichen Rechtsstellungen und Rechtsgeschäfte als eine der primären funktionalen Keimzellen für den späterhin so weit ausgreifenden schreib- und literatursprachlichen Gebrauch des Mittelniederdeutschen anzusehen sein dürfte.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Aufkommen volkssprachiger Stadtrechte und volkssprachiger Adelsurkunden in Norddeutschland und entsprechenden Vorgängen im mittel- und oberdeutschen Sprachgebiet liegt darin, daß sich im Hochdeutschen die neue volkssprachige Schriftlichkeit im Rechtswesen und bei den Urkunden an die bereits vorhandene literarische Tradition einer landschaftlich geprägten volkssprachigen Schriftlichkeit anlehnen konnte. Dies hatte zur Folge, daß sich dort kein tiefgreifender Gegensatz zwischen der landschaftlichen Literatursprache und der Rechts- bzw. Urkundensprache entwickelte. In Norddeutschland wurde die nur von der höfischen Gesellschaft, d.h. vom Hochadel und seiner unmittelbaren Umgebung, gepflegte Tradition der aus dem Süden übernommenen Dichtersprache vom einheimischen Kleinadel und der Stadtbevölkerung allem Anschein nach als so fremdartig, so stark abweichend von der bei der mündlichen Rechtsverhandlung gebräuchteren niederdeutschen Volkssprache empfunden, daß man sie als für die schriftliche Dokumentation von Rechten und Rechtsge-

schäften nicht angemessen betrachtete und infolgedessen zur Aufzeichnung juristischer Texte die allen verständliche niederdeutsche Volkssprache in Gebrauch zu nehmen begann.

Im einzelnen liegen die Gründe noch weitgehend im Dunkeln, weshalb sich in Norddeutschland der schriftliche Gebrauch der Volkssprache bei Stadtrechten und Urkunden so langsam durchsetzte, obwohl doch bereits rd. 1225/30 der *Sachsenspiegel* der schriftlichen Verwendung des Niederdeutschen im Rechtswesen den Weg gebahnt hatte⁶¹. Das älteste niederdeutsche Stadtrecht ist uns aus Braunschweig erhalten (sog. *Ius Ottonianum* von 1227); das der beiden großen Seehandelsstädte Lübeck und Hamburg datiert von rd. 1265 bzw. 1270, während die übrigen niederdeutschen Städte meist erst im 14. Jh. nachfolgen. Daß es gerade Braunschweig war, das trotz des Welfenhofs mit seiner Pflege der hochdeutschen Dichtersprache das älteste von vornherein in niederdeutscher Sprache abgefaßte Stadtrecht erhielt, verdient als bisher unerklärte Merkwürdigkeit besonders hervorgehoben zu werden⁶².

Aus dem Jahre 1272 ist uns dann mit der sog. *Hildesheimer Ritterurkunde* erstmals eine niederdeutsche Urkunde über einen Vertrag zwischen der Ritterschaft eines niederdeutschen Territoriums und einer niederdeutschen Stadtgemeinde erhalten⁶³.

Was die fürstlichen Kanzleien Norddeutschlands betrifft, so halten diese bei ihren Urkunden den Städten gegenüber durchweg länger am Latein fest als gegenüber dem landsässigen Kleinadel. Es liegt nahe, dies im Anschluß an Überlegungen von Paul Steinmann (1936) und Hans-Joachim Gernentz (1980) über die besonderen Verhältnisse in Mecklenburg, aus dem Bestreben der Herzöge zu erklären, den Landadel enger in den entstehenden Territorialstaat zu integrieren: dem lateinunkundigen Landadel hätten die fürstlichen Schreiber auf diese Weise sprachlich entgegenkommen müssen, während sie in den Städten mit einer leistungsfähigen, an lateinischen Schriftverkehr gewohnten Stadtkanzlei als Partner hätten rechnen können⁶⁴.

3.2. Das Aufkommen von niederdeutschen Rechtstexten und Urkunden in den niederdeutschen Städten dürfte im übrigen in en-

61 Vgl. dazu H. DE BOOR in der Vorrede zu Bd.3 des *Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300*, hrg. v. F. WILHELM - H. DE BOOR, Berlin 1957, S.XXXIX, sowie G. CORDES, *Studien zu den ältesten ostfälischen Urkunden*, Nd.Jb. 71/73 (1948/50) 90-133 und DERS., *Zur Erforschung der Urkundensprache*, Nd.Jb. 82 (1959) 63-79.

62 Vgl. dazu KORLÉN (wie Anm.53) S.35ff. und CORDES (wie Anm.61) S.65.

63 Vgl. dazu KORLÉN (wie Anm.53) S.53f. und CORDES (wie Anm.61) S.95f.

64 Vgl. dazu P. STEINMANN, *Volksdialekt und Schriftsprache in Mecklenburg*, *Jahrbücher des Ver. für mecklenbg. Gesch. u. Altertumskunde* 100 (1936) 199-248, dort S.208-212, sowie GERNENTZ (wie Anm.8) S.39-43.

ger Wechselwirkung stehn mit der Ausbildung einer auf überregionale Geltung abzielenden, zunächst im mündlichen Verkehr der frühhansischen Fernkaufmannschaft aufgekommenen Geschäftssprache, die man mit einem von Karl Bischoff geprägten Begriff als frühhansische Verkehrs- und Umgangssprache bezeichnet. In seinem bekannten Aufsatz über die Grundlagen der mittelniederdeutschen Schriftsprache hat Bischoff (1962) diesen Aspekt zusammenfassend so charakterisiert: "Ich sehe sie [gemeint ist: die mittelniederdeutsche Schriftsprache] wachsen über einer frühhansisch-frühlübischen Umgangs- und Verkehrssprache, die sich aus den in einen neuen Rahmen gespannten Mundarten der aus dem Altland kommenden Siedler entwickelte"⁶⁵. Bischoff ging es bei seinen damaligen Überlegungen allerdings ausschließlich um die Ermittlung der Triebkräfte, die zur Ausbildung der grammatischen Norm der mittelniederdeutschen Schriftsprache des 14. Jh.s geführt hatten, und dabei erschien ihm die im Neusiedlungsraum der Ostseeküstenstädte, besonders in Lübeck, als Ausgleichssprache von niederdeutschen Fernhändlern unterschiedlicher Herkunft entstandene frühhansische Verkehrssprache als die maßgebliche Kraft. Die Aufgabe, den Weg im einzelnen nachzuzeichnen, wie diese gesprochene frühhansische Verkehrssprache im späten 13. und frühen 14. Jh. zur geschriebenen hansischen Geschäftssprache und schließlich zur polyfunktionalen Literatursprache Norddeutschlands werden konnte, lag nicht in Bischoffs damaliger Absicht. Auch wir können hierzu nur mit einigen Bemerkungen Stellung nehmen.

3.3. Man wird die seit dem 14. Jh. immer weitere Textbereiche erfassende Verwendung des Mittelniederdeutschen als Literatursprache m.E. nur dann angemessen einschätzen können, wenn man sich vor Augen hält, daß eben diese mittelniederdeutsche Schriftsprache auch zur Zeit ihrer Hochblüte in der zweiten Hälfte des 14. und im ganzen 15. Jh. immer ein primär (wenngleich nicht ausschließlich) den literarischen Bedürfnissen der niederdeutschen S t a d t bevölkerung dienendes Kommunikationsmittel blieb. Ihre Grenze erreichte die erstaunlich weitreichende funktionale Expansion der mittelniederdeutschen Literatursprache infolgedessen genau da, wo sie auf die beim Adel Norddeutschlands seit langem verfestigte Tradition der hochdeutschen Dichtersprache als des etablierten Mediums adlig-höfischer Literaturformen traf.

65 K. BISCHOFF, *Über die Grundlagen der mittelniederdeutschen Schriftsprache*, Nd.Jb. 85 (1962) 9-31, dort S.31. Vgl. jetzt auch DERS., *Über gesprochenes Mittelniederdeutsch* (Akademie der Wiss. und Lit. zu Mainz, Abhandlungen d. geistes- und sozialwiss. Kl. 1981, Nr.4), Wiesbaden 1981.

Um es an ein paar Einzelheiten stichwortartig zu verdeutlichen: Den literarischen Bedürfnissen der niederdeutschen Stadtbevölkerung entsprach es, daß sich im 14. und 15. Jh. in mittelniederdeutscher Sprache beispielsweise eine reichhaltige städtische Geschichtsschreibung und eine hochentwickelte juristisch-administrative Prosa, daß sich ferner eine mannigfachen praktischen Lebensbedürfnissen dienende Fachliteratur, daß sich darüber hinaus etliches an didaktischen Vers- und Prosatexten und daß sich insbesondere auch ein reichhaltiges religiöses Schrifttum in mittelniederdeutscher Sprache entwickelte. Auch und gerade die zuletzt erwähnte, in reicher Fülle überlieferte mittelniederdeutsche geistliche Vers- und Prosaliteratur⁶⁶ konnte sich vor allem deswegen entfalten, weil auch ihr Zielpublikum in erster Linie ein stadtbürgerliches, jedenfalls kein adlig-höfisches war: Die vielen religiösen Lehr- und Erbauungsschriften, die geistlichen Spiele, die mystisch entflammten Jesus- und Mariengedichte usw. waren entweder für die vorzugsweise vom Franziskanerorden wahrgenommene städtische Volksseelsorge (die sich natürlich auch an die patrizische Führungsschicht der Städte richtete) bestimmt, oder sie waren für die personell sich meist aus dem Stadtbürgertum rekrutierenden geistlichen Gemeinschaften wie Beginenkonvente und Bettelordenklöster gedacht, wesentlich seltener dagegen für die den Söhnen und Töchtern des niederdeutschen Adels vorbehaltenen vornehmen Klöster und Stifte.

Es überrascht also nicht, daß es trotz der thematischen und funktionalen Ausweitungen im Gebrauch der mittelniederdeutschen Schriftsprache selbst während der Hochblüte der mittelniederdeutschen Literatur zu keiner Ausbildung einer eigenständigen weltlichen Erzähldichtung oder Liebeslyrik gekommen ist. Ein Vordringen des Niederdeutschen in diese sozial dem Adel vorbehaltenen, traditionellerweise an das Medium des Hochdeutschen gebundenen Literaturgattungen lag offenbar nicht im Bereich des Möglichen. Erst ab der Mitte des 15. Jh.s, also weit außerhalb des hier erörterten Zeitraums, kam es in Kreisen des hansischen Bürgertums ganz sporadisch auch einmal zu Ausgriffen in diesen Literaturbereich, wobei sich dieser Ausgriff jedoch fast ganz auf die sprachliche Adaption einiger weniger Versromane und -novellen hochdeutscher (teilweise auch niederländischer) Herkunft beschränkte⁶⁷. Ähnliches gilt für die zeitlich noch später einsetzen-

66 Eine neuere Gesamtdarstellung fehlt; vgl. einstweilen W. STAMMLER, *Die mittelniederdeutsche geistliche Literatur*, in: DERS., *Kleine Schriften zur Literaturgeschichte des Mittelalters*, Berlin 1954, S.239-263.

67 Vgl. dazu BECKERS, *Mnd. Lit. (I)* (wie Anm.27) S.24ff.; DERS., *'Flos und Blankflos' und 'Von den sechs Farben' in niederdeutsch-ostmitteldeutscher Mischsprache aus dem Weichselmündungsgebiet*, *ZfdA* 109 (1980) 129-146. - Auch in dieser Hinsicht nahm der Westrand des nd. Sprachgebietes eine Sonderstellung ein. Im Gefolge der bekannten engen sprachlich-literarischen

de weltliche Unterhaltungsprosa in mittelniederdeutscher Sprache⁶⁸.

3.4. Immerhin kann man im 14. Jh. gelegentlich einmal, beim Vorliegen seltener und günstiger Sonderbedingungen, ein Ausgreifen des literarischen Schaffens in mittelniederdeutscher Sprache bis in gewisse Randzonen des ansonsten dem Hochdeutschen vorbehaltenen adlig-höfischen Literaturlebens beobachten. Ein solcher Sonderfall liegt etwa vor bei dem 1325 von Eberhard von Wampen in niederdeutschen Versen verfaßten medizinisch-diätetischen Lehrgedicht *Spiegel der Natur*⁶⁹, dessen Adressat kein Geringerer als der junge schwedische König Magnus Eriksson war. Die Sonderbedingung dieser für einen König bestimmten Lehrdichtung in niederdeutscher Sprache bestand eben darin, daß der Adressat ein schwedischer König, nicht etwa ein einheimischer deutscher Fürst war. Im Schweden des 14. Jh.s besaß das Niederdeutsche als Sprache des auch politisch mächtigen hansischen Städtebundes gegenüber dem einheimischen Schwedischen zweifellos einen sprachlichen Mehrwert, ein erhöhtes Prestige, das in gewisser Weise dem sozialen Stellenwert der hochdeutschen Literatursprache beim niederdeutschen Adel vergleichbar war.

Ähnliche äußere Rahmenbedingungen gelten auch für die 1365 im Baltikum für den dortigen deutschen Adel verfaßte ständedidaktische Lehrdichtung des Dorpater Scholasters Stephan, das sog. *Schachbuch*⁷⁰. Hier, im Baltikum, war das Niederdeutsche

Beziehungen zwischen Westfalen und den angrenzenden östlichen Niederlanden konkurriert beim westfälischen Adel besonders im frühen 15. Jh. der Einfluß der mittelniederländischen Dichtung in der Tradition der hochdeutschen höfischen Dichtung. Zwei Beispiele mögen dies illustrieren: Schon um 1400 ließ sich das westfälische Adelsgeschlecht von Altenbockum genannt Grünberg eine Abschrift des *Planetenbuchs*, einer niederländischen astrologischen Lehrdichtung von rd. 4200 Versen, herstellen, wobei der Text Wort für Wort ins heimische Westfälische umgeschrieben wurde. Rund 20-30 Jahre später gab Graf Everwin I. von Bentheim eine ebensolche nd. Abschrift des nl. Versromanzkyklus Jacobs van Maerlant und Lodewijks van Velthem über die Gral- und Artussage in Auftrag. Die beiden Fälle sind nicht zuletzt auch dadurch bemerkenswert, daß die auf diese Weise in nd. Umschrift erhaltenen Dichtungen in ihrer originalen nl. Sprachgestalt entweder völlig (so das *Planetenbuch*) oder größtenteils (so der Gral-Artus-Zyklus) verloren gegangen sind. Vgl. zur Textgeschichte des *Planetenbuchs* W. SCHÜSTER, *Das Planetenbuch*, Nd.Jb. 47 (1921) 1-12 und 71-73 (noch ohne Erwähnung der 1976 von mir entdeckten Altenbockumer Handschrift); zur Gral-Artus-Zyklus-Handschrift Graf Everwins I. vgl. die Ausgabe von T. SODMANN, *Jacob van Maerlant. Historie van den Grale und Boek van Merline* (Niederdeutsche Studien, 26), Köln Wien 1980.

68 Vgl. dazu BECKERS, *Mnd. Lit. (I)* (wie Anm.27) S.43ff.

69 Vgl. dazu zuletzt (mit Angabe der älteren Literatur) H. WISWE, *Everhard von Wampen*, in: *Verfasserlexikon* (wie Anm.20) Bd.2, Sp.663-666.

70 Vgl. dazu zuletzt (mit Angabe der älteren Lit.) BECKERS, *Mnd. Lit. (II)* (wie Anm.58) S.19-21.

ja unangefochten Prestigesprache gegenüber den in der Illiteratilität verbleibenden einheimischen Sprachen Lettisch, Livisch und Estnisch. Das Mittelniederdeutsche war hier, modern gesprochen, Amtssprache, und zwar nicht nur in der fast rein deutsch besiedelten Hansestadt Riga, sondern auch in den nur von einer dünnen Herrschicht niederdeutscher Abkunft regierten Territorien des Erzbischofs von Riga und des Bischofs von Dorpat sowie in dem vom Deutschen Ritterorden beherrschten restlichen Gebiet. Eine Lehrdichtung, die den niederdeutschen Kirchenfürsten, Landadligen, Ordensrittern und Stadtbürgern des Baltikums ihre jeweiligen sozialen Rechte und Pflichten in niederdeutschen Versen vor Augen stellte, ist somit eine den dortigen besonderen Sprach- und Sozialverhältnissen völlig angemessene Erscheinung.

3.5. Zum Abschluß unserer Überlegungen möchte ich die Aufmerksamkeit auf einen Text lenken, der nach allem bisher Gesagten als etwas höchst Ungewöhnliches gelten muß: auf die Fragmente eines Prosaromans adlig-höfischer Stoffwelt in mittelniederdeutscher Sprache. Gemeint sind jene in Stolberg am Harz gefundenen, um 1400 (?) geschriebenen Reste einer niederdeutschen Prosabearbeitung der altfranzösischen, zum Sagenkreis um Karl den Großen gehörenden *Chanson de geste Girart de Rossilion*⁷¹. Das zwischen 1140 und 1180 in Burgund entstandene altfranzösische Epos berichtet von der durch einen Willkürakt König Karls ausgelösten Rebellion des Grafen Girart und seinen jahrelangen unglücklichen Kämpfen gegen den König, die erst enden, als der gealterte Empörer nach dem Tode seiner Söhne sich auf Anraten des Papstes dem König unterwirft und sein Leben - zunächst aus Resignation, dann aus echter Frömmigkeit - in der Sorge für ein von ihm gestiftetes Kloster beschließt. Die niederdeutsche Prosa folgte der altfranzösischen Vorlage, nach Ausweis der erhaltenen Bruchstücke, inhaltlich recht getreu; erhalten sind Teile aus der Mitte und dem Schluß der Erzählung.

Diese niederdeutschen *Gerart-van-Rossiliun*-Fragmente sind eines der großen, bisher ungelösten Rätsel der mittelalterlichen deutschen Literatur: nicht nur wegen ihrer Sprache, sondern auch wegen ihrer Form, denn Prosaromane kennen wir, vom Sonderfall des schon im 13. Jh. verdeutschten *Prosa-Lancelot* abgesehen, in Deutschland sonst erst ab der Mitte des 15. Jh.s. Wie ist diese sprachliche und formale Ausnahmestellung der Fragmente zu erklären? Um, die Fragen zur Form hier ausklammernd, sogleich das irritierende Sprachproblem in den Blick zu fassen: Ist die handschriftlich überlieferte niederdeutsche Sprachform ursprünglich oder ist sie Ergebnis einer niederdeutschen Übertra-

71 Vgl. dazu zuletzt (mit Angabe der älteren Lit.) BECKERS, *Mnd. Lit.* (1) (wie Anm.27) S.27f. sowie DERS., *Gerart van Rossiliun*, in: *Verfasserlexikon* (wie Anm.20) Bd.2, Sp.1221-1225.

gung aus einem zunächst hochdeutsch (oder etwa niederländisch?) geschriebenen Text? Daß die erhaltenen Fragmente nicht dem Originalmanuskript des Verfassers entstammen, ist jedenfalls sicher, da sie eine Reihe sinnstörender Verschreibungen enthalten. Vom Fundort der Bruchstücke ausgehend, würde man eigentlich eine stärkere ostfälische Tönung der Sprache erwarten als tatsächlich vorhanden ist. Auch wirkt die Sprache für eine um 1400 angefertigte Abschrift ziemlich altertümlich, scheint also kennzeichnende Züge einer Vorlage des 14. Jh.s getreu bewahrt zu haben. Ich denke dabei an Erscheinungen wie durchgehende *i-* statt *e-*Schreibung in *dise* und *wider*; an das stete *sc-*, das noch seltene *gh*, das ausschließliche *-scap* (statt *-schop*), das unverdampfte *silve* (daneben nur einmal *sulve*), die ganz seltene Konsonantendoppelschreibung (nicht einmal in Wörtern wie *hemel*, *gode*, *godes*), an konsequentes *i* für tonloses *e* vor *t*, an *ey-*Schreibung für *ê*⁴ nur im Worte *teyn*, an regelmäßige Wiedergabe von geminiertem *k* durch *chk* und anderes. Hier und da sind auch hochdeutsche Elemente zu registrieren: vereinzelt *ich* neben sonstigem *ik*, außerdem *ist*, *herre*, *oughen*, *we/wi* (neben *wo*) für 'wie' und einiges andere. Dazu kommen Besonderheiten des Wortschatzes, und zwar weniger beim germanisch-deutschen Erbwortschatz als vielmehr beim romanischen Lehnwortschatz, der sowohl durch seine Menge als auch durch einige besondere Seltenheiten auffällt. Ich greife hier nur dasjenige Beispiel heraus, das für die (wenn man so sagen darf) "soziale Lokalisierung" des Textes am aussagekräftigsten ist, nämlich das Lehnwort *quintanie* 'Turnierpuppe'. *Quintan(i)e* ist ein im mittelalterlichen Deutsch äußerst seltener, aus dem Altfranzösischen entlehnter terminus technicus des Ritterwesens; im Mittelniederdeutschen ist er sonst überhaupt nicht nachweisbar, im übrigen Deutsch kommt er lediglich in zwei höfischen Versromanen des 13. Jh.s vor, nämlich im *Rennewart* des Schwaben Ulrich von Türheim und im *Karl-und-Galie-Roman* eines niederrheinischen Anonymus⁷².

Auf Grund dieser und anderer Merkmale des Textes glaube ich, folgende Arbeitshypothese über die sprach- und literaturgeschichtliche Einordnung der niederdeutschen *Gerart-van-Rossiliun*-Prosa wagen zu dürfen: Da der Text von Stoff und Inhaltsproblematik her eindeutig auf ein adlig-höfisches Zielpublikum ausgerichtet ist, wird die überlieferte niederdeutsche Sprachform nicht als ursprünglich zu betrachten sein, sondern, der jüngeren niederdeutschen Überlieferung der *Braunschweigischen Reimchronik* vergleichbar (s.o. Anm.42), als nachträgliche Verniederdeutschung eines hochdeutsch geschriebenen Originals, dessen Verfasser möglicherweise jedoch ein Niederdeutscher war.

72 Vgl. *Rennewart* V.2544 u. 2820; *Karl und Galie* V. 55,57 u. 57,15.

Ein gewisses Indiz für die ehemalige Existenz einer hochdeutschen *Gerhart-von-Russilion*-Handschrift könnte in dem 1434 niedergeschriebenen Inventar der alten kursächsischen Bibliothek zu Wittenberg zu finden sein. Hier wird als achter Codex, nach einer Handschrift der *Sächsischen Weltchronik* und einer Handschrift der Diemeringenschen Übersetzung des Mandeville-Reiseberichts, folgendes Manuskript erwähnt: *Liber, qui incipit 'In den gecziten Karls des koniges' etc., et finitur: 'Do gebot Gerhard den dryen' etc.*⁷³. Karl Bartsch bemerkte 1884 in seinem Abdruck des Wittenberger Handschrifteninventars dazu: "Nr. 8 scheint ein Prosaroman aus dem kärtingischen Sagenkreis gewesen zu sein"⁷⁴. An die niederdeutschen *Gerart-van-Rossiliun*-Fragmente konnte er sich dabei noch nicht erinnert fühlen, weil diese erst zwei Jahre später der Wissenschaft bekannt wurden; mir hingegen scheint eine Verbindung zwischen den überlieferten niederdeutschen Bruchstücken und der Wittenberger Katalognotiz sehr gut möglich, da ich nicht wüßte, in welchem sonstigen deutschen Prosatext die Namen König Karl und Gerhart sonst unterzubringen wären. Ich betone: die hier erwogene Verbindung zwischen den niederdeutschen *Gerart-van-Rossiliun*-Bruchstücken bzw. ihrer hypothetischen hochdeutschen Vorlage und der Wittenberger Handschrift Nr.8 erscheint mir zwar möglich und sinnvoll; zwingend und beweisbar ist sie nach Lage der Dinge nicht. Aber wenn man vor einem unter den mittelalterlichen deutschen Sprach- und Literaturdenkmälern so isolierten Text nicht schlichtweg resignieren will, dann darf man kühne Einfälle zur Diskussion stellen. Infolgedessen glaube ich, meine Arbeitshypothese über die Entstehung der niederdeutschen *Gerart-van-Rossiliun*-Prosa noch um einen zweiten Gedanken erweitern zu dürfen.

Bei den Überlegungen, welches höfische Literaturzentrum in Deutschland als Auftraggeber bzw. Zielpublikum einer Verdeutschung des altfranzösischen *Girart-de-Roussillon*-Epos in Frage kommen könnte, wird man, so meine ich, in erster Linie an den Braunschweiger Welfenhof denken müssen. Dort konnte man, als Folge eines durch die mehrfachen welfischen Heiratsbeziehungen mit französischsprachigen Fürstenhäusern im 12. und 13. Jh. ermöglichten Besitzes von altfranzösischen Dichtungshandschriften, durchaus Kenntnis vom *Girart*-Epos haben. Im Auftrage des mit Elisabeth von Brabant vermählten Herzogs Albrecht des Großen war um 1280/90, wie erwähnt, die monumentale *Braunschweigische Reimchronik* verfaßt worden. In dieser ist unter anderem auch eine ausführliche, aus Liebe, Bewunderung und Mitleid ge-

73 Vgl. K. BARTSCH, *Ein altes Bücherverzeichnis*, Germania 24 (1884) 16-21, dort S.16. (Statt des handschriftlichen *dryen* druckt Bartsch irrtümlich *Doyen*).

74 BARTSCH (wie An.72) S.19.

mischte Darstellung des tragischen Lebensweges Heinrichs des Löwen enthalten. Im Umkreis Herzog Albrechts wird man, so vermute ich, bei einer Lektüre der altfranzösischen *Girart*-Dichtung die erstaunlichen Ähnlichkeiten des poetischen Lebensweges des französischen Sagenhelden mit dem realen Lebensweg des eigenen Ahnherrn nicht übersehen haben. Der braunschweigische Herzogshof also (und soviel ich sehe, nur er) bietet somit alle Voraussetzungen, die die Entstehung einer Verdeutschung des altfranzösischen *Girart*-Epos möglich und sinnvoll zugleich erscheinen lassen.

Mit dieser in Umrissen angedeuteten Entstehungshypothese zur mittelniederdeutschen *Gerard*-Prosa, deren Ausarbeitung ich in Kürze vorzulegen hoffe, breche ich meine Überlegungen zum Wandel der Erscheinungsformen der deutschen Schreib- und Literatursprache Norddeutschlands im ausgehenden Hoch- und beginnenden Spätmittelalter ab. Die Niederdeutsche Philologie hat, so glaube ich gezeigt zu haben, allen Anlaß, sich diesem Komplex künftig mit verstärkter Intensität zuzuwenden.

Gregor B r i n k m a n n, Münster

ZU DEN ILLUSTRATIONEN IN DEN DEUTSCHEN *ULENSPIEGEL*- DRUCKEN DES 16. JAHRHUNDERTS

Der folgende Aufsatz faßt die wichtigsten Ergebnisse einer umfangreicheren Arbeit zusammen¹, in der die Illustrationen der deutschen *Ulenspiegel*-Drucke des 16. Jahrhunderts untereinander systematisch verglichen wurden. Ziel der Studie war es, Abhängigkeiten zwischen den einzelnen Illustrationen aufzudecken und Bildtraditionen zu rekonstruieren, um damit - die schon existierenden Untersuchungen an den *Ulenspiegel*-Texten ergänzend - einen ikonologischen Beitrag zur Druckgeschichte und Werkinterpretation zu leisten.

Für die Arbeit herangezogen wurden die *Ulenspiegel*-Ausgaben aus Straßburg von 1510/11 bis 1543 (Drucker: zunächst Grieninger, später Frölich) und von 1551 (Frölich), die Erfurter Drucke von 1532 und 1538 (M. Sachse), eine undatierte, bei Servais Kruffter in Köln hergestellte Ausgabe und ein Kölner Druck von 1539 (Jan van Aich)². Benutzt wurden ferner elf Bilder aus einem verlorenen undatierten (*Ulenspiegel*-?) Druck, vermutlich aus Straßburg (S_x). Diese Illustrationen sind mit denen aus S 1551 nicht identisch, ähneln ihnen aber sehr stark. Die Holzschnitte der Ingolstädter *Ulenspiegel*-Ausgaben (1543f.) sind - im Falle des von mir benutzten Exemplars nachträglich kolorierte - Kopien der Bilder von K 1539 und waren daher für meine Fragestellung bedeutungslos.

Zusätzlich zog ich im Einzelfall auch die Antwerpener Ausgabe Jan van Ghelens von 1580 heran. Sie stand stellvertretend für die gesamte Gruppe der Antwerpener *Ulenspiegel*-Drucke, da ihre Illustrationen trotz des späten Druckdatums offensichtlich die ursprünglichsten Bilder sind, die sich aus dieser Gruppe erhielten. Schließlich benutzte ich noch den *Sack der Consten* (Jacob van Liesvelt, 1528), den *Broder Rusch* (undatiert, erschienen bei Kruffter in Köln) und den *Liber vagatorum*, einen um 1510 in Braunschweig bei Hans Dorn erschienenen niederdeutschen Druck, der als Titelbild eine *Ulenspiegel*-Darstellung zeigt. Auch

1 Staatsexamensarbeit gleichen Titels, die 1981 im Rahmen der Ersten Staatsprüfung für das Lehramt im Fach Deutsch (Sekundarstufe II) an der Universität Münster entstand. Für zahlreiche wertvolle Ratschläge danke ich besonders Herrn Dr. Timothy Sodmann.

2 Die Druckorte der *Ulenspiegel*-Ausgaben werden im weiteren wie folgt abgekürzt: Straßburg = S, Köln = K, Erfurt = E, Amsterdam = A, Paris = P.

die beiden zuvor genannten Bücher enthalten, ebenso ohne Zusammenhang mit dem Text, *Ulenspiegel*-Illustrationen, die zum Teil verwandt bzw. identisch mit denen aus den erhaltenen *Ulenspiegel*-Drucken sind. Die Wiederverwendung älterer Bilder für Neuausgaben nicht nur des gleichen Textes, sondern auch für Bücher anderen Inhalts entspricht durchaus den damaligen Druckgepflogenheiten.

Als Arbeitsgrundlage standen Kopien aller genannten Drucke in der Niederdeutschen Abteilung des Germanistischen Instituts der Universität Münster zur Verfügung.

1. Die beiden Haupttypen der Bildüberlieferung

1. Die erste Gruppe der Bildtradition wird repräsentiert durch die Holzschnitte, die 1510/11 bis 1543 in Straßburg benutzt wurden, sowie durch deren Kopien. Um weitgehende Kopien der Straßburger Bilder handelt es sich z.B. bei den Holzschnitten in der Kölner Ausgabe Kruffters, wenngleich sich bei ihnen auch Einflüsse der zweiten Traditionsgruppe (s. 2.) finden lassen.

Anhand von Größe und Stilmerkmalen lassen sich bei den in Straßburg verwandten Holzschnitten mindestens fünf Typen unterscheiden, die auf die Beteiligung mehrerer Künstler schließen lassen. Lediglich das Titelbild kann mit Sicherheit als das Werk Hans Baldung Griens gelten, da es ein Rebblatt als Signum enthält, ein nachweislich von Grien zur Signierung seiner Blätter benutztes Zeichen³. Daß auch die Illustrationen zu den Historien 1, 5, 6, 8, 10-12 und 22 von Grien stammen, wie Maria C. Oldenbourg und, ihr folgend, Schmitt und Honegger vermuten⁴, müßte erst bewiesen werden. Ich halte die Annahme für sehr unwahrscheinlich, weil sich aufgrund verschiedener Bildgrößen und Stilmerkmale unter den Holzschnitten der genannten Historien zwei deutlich unterscheidbare Bildtypen erkennen lassen⁵.

Ein besonders auffallender Unterschied besteht in der Gestaltung von *Ulenspiegels* Rocksäum, der - sofern nicht verdeckt - auf den Illustrationen des Titels sowie der Historien 1, 5 und 6 mit sogenannten Zatteln geschmückt ist, auf den Illustrationen

3 Vgl. Hans Baldung Grien. *Handzeichnungen Druckgraphik*, hrg. v. Mari-
anne BERNHARD, München 1978, S.21.

4 Vgl. Maria Consuelo OLDENBOURG, *Die Buchholzschnitte des Hans Baldung
Grien. Ein bibliographisches Verzeichnis ihrer Verwendungen*, Baden-Baden
Strasbourg 1962, S.42; Anneliese SCHMITT, *Ein kurzweilig lesen von Dil
Ulenspiegel. Kommentar zur Faksimileausgabe*, Leipzig 1979, S.42; P. HONEG-
GER, *Ulenspiegel. Ein Beitrag zur Druckgeschichte und zur Verfasserfrage*,
Neumünster 1973, S.30.

5 Zum Vergleich der Illustrationen eignet sich die von Sichtermann herausge-
gebene *Ulenspiegel*-Ausgabe, welche die Illustrationen des Druckes S 1515
wiedergibt: Hermann BÖTE, *Till Eulenspiegel*, hrg. v. S.H. SICHTERMANN,
2. Aufl. Frankfurt/M. 1981.

zu den Historien 8 und 10-12 hingegen glatt endet. Ein anderes Unterscheidungsmerkmal liegt in der Wiedergabe des Buschwerks. Seine einheitliche Formgebung erweist den Holzschnitt von Historie 22 als zum selben Typus gehörig wie die Bilder der Historien 1, 5 und 6. Zu diesen darstellerischen Unterschieden kommt, daß die Illustrationen zu den Historien 8 und 10-12 den Eindruck machen, als seien sie zerschnitten, also Reste ehemals größerer, breitformatiger Bilder (vgl. Hist. 2-4, 7, 9, 13, 23, 29, 32, 58, 64 und 68⁶), die auf das Format der übrigen kleineren Bilder zurechtgeschnitten wurden.

In diesem Zusammenhang muß auf die für die Illustrationen der frühen Straßburger Drucke typischen Seitenstücke - zumeist Architekturdarstellungen - hingewiesen werden. Die Architekturdarstellungen lassen sich nach vier Darstellungstypen klassifizieren, deren Anordnung in den verschiedenen *Ulenspiegel*-Ausgaben variiert und keinem System folgt. Die Seitenstücke (Format ca. 83 x 22 mm) flankieren die eigentlichen Textillustrationen rechts oder links und dienen dazu, diese auf die volle Satzbreite zu ergänzen, da nur die Illustrationen zu den Historien 2-4, 7, 9, 13, 23, 29, 32, 58, 64 und 68 allein die ganze Satzbreite ausfüllen.

Daneben finden sich vier Typen von Seitenstücken mit Darstellungen menschlicher Figuren, die ebenfalls, entgegen Honeggers Ansicht⁷, ohne eine erkennbare Systematik der Anordnung benutzt wurden. Mit Hilfe einer dieser Figurendarstellungen, nämlich der Gestalt eines Pfaffen, die man bei den Illustrationen zu den Historien 1 und 28 in S 1510/11 verwendete⁸, läßt sich beweisen, daß Seitenstücke durch das Zerschneiden größerer Bilder gewonnen werden konnten. Wie Sodmann zeigte⁹, handelt es sich bei der Pfaffenfigur um ein von der Illustration zu Historie 12 abgetrenntes und dort fehlendes Teilstück.

Diese Entdeckung läßt nun mit einiger Sicherheit Ausgaben annehmen, die dem *Ulenspiegel*-Druck von 1510/11 bereits vorauszugingen, und zwar nicht nur, wie Sodmann vermutet, zwei, sondern sogar drei solcher nicht erhaltener illustrierter Ausgaben:

- a. einen Druck mit den vollständigen Illustrationen in der Originalgröße von ca. 100 x 87 mm¹⁰ sowie
- b. eine erweiterte Ausgabe mit schmaleren Illustrationen, für die jene größeren zerschnitten wurden.

6 S. Anm.5.

7 Vgl. HONEGGER (wie Anm.4) S.20, Anm.35.

8 Vgl. T. SODMANN, *Eulenspiegel und seine Illustrationen*, *Eulenspiegel-Jahrbuch* 20 (1981) 3-7.

9 SODMANN (wie Anm.8).

10 SODMANN (wie Anm.8) S.3.

c. Auf einen weiteren Vorgängerdruck weisen schließlich die nicht zerschnittenen breitformatigen Holzschnitte hin, die als die jüngsten der Straßburger Illustrationstradition gelten¹¹. Für den frühesten der erhaltenen *Ulenspiegel*-Drucke wurden sie gewiß nicht angefertigt, denn dies würde voraussetzen, daß gerade für S 1510/11 b r e i t formatige Holzschnitte gewählt wurden, während doch die überwiegende Mehrzahl der Illustrationen dieses Drucks schmal war und nur durch einen Kunstgriff, nämlich durch den Einsatz der Seitenstücke, diesen breiten Bildern in ihrer Größe angeglichen werden konnte. Zudem illustrieren der breitformatige Holzschnitt zu Historie 23 und der schmale zu Historie 41 d i e s e l b e S z e n e (vgl. Abb. 1 und 2), mit anderen Worten, der Holzschnitt zu Historie 23 ist eigentlich eine Illustration zu Historie 41! Es handelt sich bei den breitformatigen Bildern also nicht um planvolle Ergänzungen zu dem vorhandenen Illustrationsmaterial, vielmehr stellt der ab 1510/11 erhaltene Bildzyklus eine Zusammenwürfelung aus verschiedenen, voneinander unabhängigen Druckzyklen dar. Mit Sicherheit festzuhalten bleibt jedenfalls, daß S 1510/11 keinen Erstdruck darstellt. Die Vorgängerdrucke werden im folgenden zusammenfassend mit X_1 bezeichnet.

2. Die zweite Gruppe der Bildtradition findet sich am vollständigsten in S 1551 vertreten; zu dieser Gruppe gehören aber auch die Holzschnitte in S_x und K 1539 sowie die Illustrationen aus Ingolstadt. Die Schnitte von S 1551 scheinen wohl nicht erst für diesen Druck angefertigt worden zu sein, d.h., die erhaltene Ausgabe S 1551 dürfte nicht den Erstdruck dieser Illustrationen enthalten, denn ihr Bilderzyklus, der übrigens auch Einflüsse der Bilder Grieningers, also der ersten Gruppe, aufweist, ist nicht ohne Lücken. So sind die Historien 21 und 45 in S 1551 nicht illustriert. Ferner scheinen weder die beiden anderen Drucke (K 1539 und S_x) Kopien von S 1551 zu sein, noch ist umgekehrt eine Beeinflussung von S 1551 durch K 1539 oder S_x erkennbar. Offensichtlich gab es für alle drei Drucke, die untereinander in keinem direkten Abhängigkeitsverhältnis stehen, wenigstens einen Vorgängerdruck (im folgenden X_2).

Während hinsichtlich der Vollständigkeit des Bildmaterials S 1551 dem erschlossenen X_2 wohl am nächsten steht, darf man annehmen, daß S_x hinsichtlich der Wiedergabe von Einzelheiten sich kopial stärker an X_2 anschloß. K 1539 ist enger mit S 1551 als mit S_x verwandt. Anhand einiger Merkmale lassen sich Gemeinsamkeiten von S 1551 und S_x mit den Bildern aus Grieningers Druckerei feststellen, was besonders an den Holzschnitten der Historien 9 und 57 deutlich gemacht werden kann. So fällt an der Illustration zu Historie 9 auf, daß bei S_x die Außenmauer

11 Vgl. SODMANN (wie Anm.8) S.7.



← Abb. 1: Hist. 41
(S 1515)

└ Abb. 2: Hist. 23
(S 1515)



des im Hintergrund zu sehenden Hauses glatt dargestellt wird, während S 1551, K 1539 und S 1515ff. dort eine Fachwerkstruktur abbilden. Ferner ist auf allen Bildern außer dem in S_x zwischen dem Bienenkorb und seinem hinteren Träger der Teil eines Schuppens erkennbar. Bei dem Holzschnitt zu Historie 57 hingegen entsprechen sich S_x und S 1515ff. Hier sind in diesen Drucken große, längliche Weinkannen dargestellt, bei S 1551 und K 1539 dagegen kleine bauchige.

Da sich sowohl Merkmale breitformatiger wie auch schmalere Bilder aus der ersten Illustrationsgruppe in S 1551 bzw. S_x wiederfinden, kann als Vorlage kein erschlossener Druck vor 1510/11 gedient haben, wenn man davon ausgeht, daß die Bilder verschiedenen Formats innerhalb einer Ausgabe erstmals in S 1510/11 benutzt worden sind. Der terminus post quem für den verschollenen Vorgängerdruck X₂ läßt sich aber noch genauer festlegen, und zwar auf das Jahr 1522, da S 1551 gegenüber den frühen Grieninger-Drucken acht illustrierte Zusatzhistorien enthält, wobei sechs dieser Historien aus Johann Paulis erstmals 1522 bei Grieninger in Straßburg erschienenem Buch *Schimpff und Ernst* stammen¹². Da diese Illustrationen sich weder durch stilistische noch durch andere Merkmale von den übrigen Holzschnitten der zweiten Bildgruppe abheben, müssen sie bereits zum ursprünglichen Bestand des Bilderzyklus gehören. Seinen terminus ante quem kann man auf 1531 festlegen, da sein Holzschnitt zu Historie 1 (Taufszene) von einem Bild Grieningers beeinflusst erscheint, das seit 1531 in den Straßburger Drucken durch einen neuen, anders gestalteten Holzschnitt ersetzt worden ist (vgl. Abb. 3, 4 und 6; s. auch unten S. 49f.).

II. Die Illustrationen der Erfurter Drucke

Die Illustrationen der Drucke E 1532 und E 1538 nehmen eine gewisse Sonderstellung ein. Soweit es die Bildkomposition angeht, handelt es sich bei ihnen um Kopien der Illustrationen Grieningers, obwohl es auch kleinere Abweichungen gibt, bei denen sich Übereinstimmungen mit Merkmalen der zweiten Bildgruppe, wie sie in S 1551 überliefert ist, erkennen lassen. Zu den Abweichungen zählt auch die Darstellung Ulenspiegels, der in den Erfurter Illustrationen einheitlich mit Narrenkappe und Zatteltracht abgebildet ist. Darüber hinaus gibt es Unterschiede bei den Bildformaten. Die ersten vier Textillustrationen sowie der Holzschnitt zu Historie 9 sind in E 1532 und E 1538 breitformatig gehalten, auch da, wo, wie in Historie 1, die Grieningersche Vorlage ein schmales Bild besitzt. Die Erfurter Drucke wirken also auf den ersten Blick großzügiger illustriert. Die späteren Bilder, ab Historie 10, sind dann wieder im schmalen Format ge-

¹² Vgl. HONEGGER (wie Anm.4) S.70, Anm.169.



Abb. 3: Hist. 1
(S 1515)



Abb. 4: Hist. 1
(S 1531ff.)



Abb.5: Hist.1 (E 1532)



Abb.6: Hist.1 (S 1551)



↳ Abb. 7: Hist. 1
(S_x)

→ Abb. 8: Hist. 1
(K 1539)

halten, und zwar auch dort, wo von Grieninge ein breitformiges Bild verwendet wurde (vgl. Hist. 13, 23, 29, 32, 58, 64, 68). Dieser Befund läßt die Annahme zu, daß der Erfurter Drucker bzw. sein Illustrator mit ihren Ausgaben zu Grieninge in Konkurrenz treten wollten und deswegen durch bestimmte Veränderungen an den Bildern eine verbesserte Ausstattung der Erfurter Druckerzeugnisse zu erreichen suchten.

Die Erfurter Kopien können erst kurz vor dem Erscheinen der Ausgabe E 1532 angefertigt worden sein, denn ihr Bild zu Historie 1 (Taufszene) ist von jenem Straßburger Holzschnitt be-

einflußt, der seit 1531 in den Straßburger Ausgaben bis 1543 die Historie 1 illustrierte (vgl. Abb. 4 und 5), während der ältere, durch ihn ausgetauschte Holzschnitt noch auf X_2 hatte einwirken können, wie sich aus den von X_2 abhängigen Drucken S 1551, S_X und K 1539 ergibt (vgl. Abb. 3₂ und 6-8; s. oben S. 46). Die Tabelle auf Seite 51 stellt die gemeinsamen bzw. unterscheidenden Merkmale der Illustrationen zu dieser Historie einander gegenüber.

Die Besonderheit der Erfurter Bilder liegt in der Darstellung der Person Ulenspiegels, der in ihnen, wie bereits erwähnt, im vollständigen Narrenkostüm abgebildet wird, was angesichts der sonst recht engen kopialen Abhängigkeit der Illustrationen von Grieningers Illustrationszyklus besonders auffällt.

Honegger und Schmitt werten diese relativ späte Erfurter Darstellung der Person Ulenspiegels als Narr als eine "Verzeichnung" oder gar "Abwertung" der ursprünglichen Ulenspiegel-Figur, wie sie in den frühen Straßburger Drucken dargestellt sei¹³. Beide Autoren halten Ulenspiegels Tracht in jenen Drucken für eine aus der Mode gekommene Kleidung und interpretieren diese als ein Merkmal der Gaukler und Landstreicher¹⁴. Diese Deutung, die impliziert, daß die Holzschnitte die zeitgenössischen Kleidermoden und -gebräuche realistisch wiedergeben wollten, stößt jedoch auf Widersprüche:

1. Auch andere Personen, denen eine "Landstreicherkleidung" gewiß nicht zukam, tragen ebenfalls in den Straßburger Drucken die Zatteltracht (vgl. Hist. 34, 58 und 85 in S 1551 sowie Hist. 41 in S 1515f.). Als abwertendes Merkmal Ulenspiegels in den Erfurter Bildern bliebe also nur die Narrenkappe.
2. Umgekehrt tragen die Blinden (vgl. Hist. 71) keine "Landstreicherkleidung", obwohl bei ihnen eine solche bei "realistischer" Darstellungsweise weit eher zu erwarten wäre.
3. Durchaus unrealistisch wird Ulenspiegel in E 1532 mit Zatteltracht und Narrenkappe auch beim Schlafen (Hist. 53) und bei der Arbeit (Hist. 40, 41) abgebildet. Zatteltracht und Kappe dienen also vor allem als Identifizierungsmerkmale Ulenspiegels.

Somit aber stellen die Illustrationen keine realistischen Wiedergaben zeitgenössischer Erscheinungsformen, sondern bereits Deutungen dar. Sie bilden nicht, wie Honegger, Schmitt oder Lindow wohl anzunehmen scheinen, Ulenspiegels soziale Stellung zu seiner Zeit, sondern vielmehr seine Funktion in dem fiktiven Geschehen des Buches, nämlich die eines Narren im spätmittelalter-

13 HONEGGER (wie Anm. 4) S. 135; SCHMITT (wie Anm. 4) S. 20.

14 Vgl. HONEGGER (wie Anm. 4) S. 135; vgl. SCHMITT (wie Anm. 4) S. 20.

Bildmerkmale der Illustrationen zur ersten Historie (Taufszene)

Druck	Personen		Taufling	Boden	Fuß	Taufstein		Format
						Sockel	Becken	
S 1515ff.	6 Personen 3 m., 3 w.	—	Kind wird gehalten	—	abgestufte runde Platte ?	unterteilt	tief (bauchig)	Längs- format
	④ um d. Bek- ken, 4 abseits							
S 1531ff.	2 Personen 1 m., 1 w.	Mann l. mit Schriftrolle	größeres Kind	Fliesen	einfache runde Platte	unterteilt	tief (bauchig)	Längs- format
		Frau r. mit Kerze	Armhal- tung !					
E 1532	5 Personen 3 m., 2 w.	Mann l. mit Buch	größeres Kind	Fliesen	einfache runde Platte	einfach	tief (bauchig)	Quer- format
	2 um d. Bek- ken, 3 abseits	Frau r. mit Kerze	Armhal- tung !			Akanthus- blätter		
S 1551	6 Personen 4 m., 2 w.	Mann hinten umfaßt das Bein des Kindes	Kind wird gehalten	—	abgestufte runde Platte	unterteilt	flach	Quer- format
	④ um d. Bek- ken, 2 abseits					Akanthus- blätter		
S x	6 Personen 4 m., 2 w.	Mann hinten umfaßt das Bein des Kindes	Kind wird gehalten	—	abgestufte runde Platte	unterteilt	flach	Quer- format
	④ um d. Bek- ken, 2 abseits					Akanthus- blätter		
K 1539	7 Personen 4 m., 2 w., + ?	Mann hinten umfaßt das Bein des Kindes	Kind wird gehalten	—	abgestufte runde Platte	unterteilt ?	flach	Längs- format
	④ um d. Becken, 3 im Hintergrund					Akanthus- blätter		

lichen Sinne, ab¹⁵. Die Darstellung Ulenspiegels in E 1532 und E 1538 bedeutet also keine Um- oder Abwertung der ursprünglichen Ulenspiegel-Figur, sondern ist eine Präzisierung der bereits in den frühen Illustrationen und im Text angelegten Interpretation. Daß Ulenspiegel tatsächlich als Narr aufgefaßt wurde, zeigt deutlich Historie 24, wo es von Ulenspiegel und seinem Konkurrenten, dem Hofnarren des Königs von Polen, heißt: *Zwei Narren in eim huß / die thûn selten gût* (S 1515).

III. Das Braunschweiger Bild

Daß Ulenspiegel nicht erst 1532 als Narr abgebildet wurde, zeigt ein anderer, zu keinem der beiden bisher erörterten Bildzyklen gehöriger Holzschnitt. Er stammt aus einem um 1510 erschienenen Braunschweiger Druck, einer niederdeutschen Fassung des *Liber vagatorum*, dessen Titelholzschnitt, der Titelillustration von Sebastian Brants *Narrenschiff* vergleichbar¹⁶, einen Narrenaufzug abbildet, in dessen Zentrum ein ebenfalls als Narr gekleideter Ulenspiegel steht, deutlich erkennbar an seinen Insignien Eule und Spiegel (vgl. Abb. 9). Bereits diese frühe, vielleicht älteste Ulenspiegel-Darstellung läßt Abnutzungs- und Beschädigungsspuren erkennen und somit auf ein höheres Alter schließen¹⁷.

Der Braunschweiger Ulenspiegel-Darstellung kommt deswegen besondere Bedeutung zu, weil sie in die u.a. von Honegger¹⁸

15 S. Anm. 14 und *Ein kurzweilig Lesen von Dil Ulenspiegel. Nach dem Druck von 1515* hrg. v. W. LINDOW, Stuttgart 1975, S. 283.

16 Z.B. in Sebastian BRANT, *Das Narrenschiff. Nach der Erstausgabe (Basel 1494) mit den Zusätzen der Ausgaben 1495 und 1499 sowie den Holzschnitten der deutschen Originalausgaben* hrg. v. M. LEMMER, 2. erw. Aufl. Tübingen 1968.

17 Vgl. T. SODMANN, *Braunschweig und der niederdeutsche Eulenspiegel*, NdW 20 (1980) 209-215.

18 Vgl. HONEGGER (wie Anm. 4) S. 100f. Honegger kommt bei seiner Untersuchung "zu dem nach rund 200 Jahren Eulenspiegel-Forschung sicher neuen und etwas unerwarteten Resultat, daß er [Hermann Bote, Anm. d. Verf.] seinen Ulenspiegel selbst übersetzt oder hochdeutsch geschrieben haben muß." Es ist in der Tat ein überraschendes Resultat, ließe sich doch anhand einer genauen Textanalyse, welche vorzulegen hier nicht die geeignete Stelle ist, deutlich machen, daß die älteste bislang vollständig erhaltene Straßburger Fassung (S 1515) sicher nicht vom niederdeutschen Autor (Bote) selbst in das Hochdeutsche übersetzt worden sein kann. Nur so viel sei hier bereits angedeutet, daß die Art der niederdeutschen Sprachreste und der hochdeutschen Übersetzungsfehler noch in S 1515 klar auf einen Bearbeiter hinweisen, der des Niederdeutschen nur höchst unvollkommen mächtig war. Es muß sehr bedauert werden, daß die umfangreichen Fragmente von S 1510/11 - vgl. B.U. HUCKER, *Der neuentdeckte älteste Eulenspiegel-Druck Straßburg 1510/11. Ein Beitrag zur Datierung und textlichen Bedeutung*, NdW 16 (1976) 144-163 -, die hier mehr Klarheit bringen könnten, bislang von Hucker der Forschung immer noch vorenthalten werden. Desungeachtet hoffe ich, in einem anderen Beitrag auf diese Problematik näher eingehen zu können.



Abb.9: Titelholzschnitt im *Liber vagatorum*,
Braunschweig um 1510

bereits als abgeschlossen erachtete Diskussion um ein verlorenes niederdeutsches Original der Dichtung und um mögliche *Ulenpiegel*-Drucke vor 1510 neue Argumente einzubringen vermag. Denn das Braunschweiger Bild, das ein Geschehen darstellt und eigentlich einer textlichen Erläuterung bedarf bzw. eine das Verständnis ermöglichende Textkenntnis voraussetzt, legt die Vermutung eines ihm ursprünglich zugehörigen Textes nahe, eines Textes,

der am ehesten ein verschollener niederdeutscher *Ulenspiegel*-Druck (X_4) gewesen sein dürfte¹⁹.

Ob ikonographische Zusammenhänge zwischen einem solchen niederdeutschen *Ulenspiegel*-Frühdruck und den vermuteten Vorgängerdrucken Grieningers (X_1) bestehen, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Auffallend ist immerhin die Ähnlichkeit der Haltung Ulenspiegels auf dem Braunschweiger Bild mit der auf dem Holzschnitt Griens (*Ulenspiegel* reitend, dem Betrachter zugewandt, in den Händen Eule und Spiegel haltend, vgl. Abb. 10). Zu diesem Bild hatte übrigens Oldenbourg gemeint, es "könnte ein Nachschnitt sein des vielleicht zwischen 1509 und 1515 verlorengegangenen oder zu Bruch gegangenen Originals"²⁰.

IV. Titelbilder - weitere verschollene *Ulenspiegel*-Ausgaben

Hinweise auf weitere verschollene *Ulenspiegel*-Ausgaben lassen sich aus den Titelillustrationen der *Ulenspiegel*-Drucke aus Köln, Antwerpen und Paris gewinnen. Ihre zu rekonstruierende Geschichte zeigt außerdem, wie kompliziert die Wege der Bildtradition u.U. verlaufen können.

Die Titelillustrationen all dieser Drucke sind - anders als bei den Straßburger und Erfurter Ausgaben - nach dem Bildmotiv der zweiten Historie (*Ulenspiegel* reitet hinter seinem Vater; Historienzählung nach S 1515) gestaltet.

Im einzelnen läßt sich folgendes feststellen: Das Titelbild des Kruffterschen Kölner Druckes ist eine Nachgestaltung der Illustration Grieningers zur zweiten Historie, auch wenn dies nicht auf den ersten Blick hin erkennbar ist. Bildelemente wie jener einzelne Soldat, der mit einer Lanze auf der Schulter etwa in der Höhe des Pferdekopfes steht, die Personen hinter dem Pferd, Gestalt und Armhaltung von Ulenspiegels Vater, die Formgebung der Peitsche, nicht zuletzt die Darstellung Ulenspiegels selbst machen die Abhängigkeit des Kölner Titelbildes von Grieningers Illustration zur zweiten Historie unbezweifelbar (vgl. Abb. 11 und 12)²¹.

19 Bereits 1911 hatte Edward Schröder recht konkrete, hierzu passende Vorstellungen von einem niederdeutschen Original der Dichtung, ohne diese jedoch argumentativ ausreichend zu begründen: "Der Text O war o h n e I l l u s t r a t i o n e n , jedenfalls ohne fortlaufende Holzschnitte: diejenigen von S, die von einer ganzen Künstlerschar (fünf oder sechs) im Auftrage Grieningers geliefert wurden, könnten nur allenfalls hier und da Vorlagen aus O frei benutzt haben (E. SCHRÖDER, *Geleitwort zum Faksimiledruck des Eulenspiegel-Volksbuches von 1515*, Leipzig 1911, S.22).

20 OLDENBOURG (wie Anm.4) S.30.

21 Noch ein weiteres Detail - die Gangart des Pferdes - verdient Beachtung. Anders als auf Grieningers Holzschnitt zur zweiten Historie ist auf Kruffters Titelbild das von Ulenspiegels Vater gerittene Pferd im Schritt mit erhobenem (rechtem) Vorderbein dargestellt (s. auch Text unten S.59).



Abb.10: Titelbild (S 1515)

Die Antwerpener und Pariser Drucke scheinen ihre Titelholzschnitte dagegen nicht direkt von dem Straßburger Bild, sondern eher von Kruffters Kölner Titelillustration übernommen zu haben (vgl. Abb.13). Die Verwandtschaft mit Kruffters Bild zeigt sich u.a. an der Körper- und Armhaltung von Ulenspiegels Vater, besonders auch daran, wie dieser den Zügel hält, und an der Armhaltung Ulenspiegels. Während bei Grieninge sich Ulenspiegel am Sattel festhält, ergreift er auf den Titelillustrationen



Abb. 11: Hist. 2 (S 1515)

jeweils den Rock des Vaters. Alle drei Titelillustrationen enthalten schließlich die Insignien Eule und Spiegel, im Gegensatz zu Grieningers Bild aus Historie 2.

Bei genauerer Prüfung läßt sich die Annahme einer direkten Ableitung der Antwerpener und Pariser Titelillustration von der im vorliegenden Druck Kruffters allerdings nicht halten, da die Bilder aus Antwerpen und Paris auch Merkmale aufweisen, die sie exklusiv mit Grieningers Textillustration verbinden, und die bei Kruffter fehlen. Zu diesen exklusiven Merkmalen gehören die turbanartige Kopfbedeckung, die Ulenspiegels Vater trägt, die zwei Lanzen der Landsknechte und schließlich der zwischen den Hinterbeinen des Pferdes erkennbare Fuß eines der Landsknechte. Für besonders aufschlußreich halte ich schließlich die folgende Gemeinsamkeit zwischen Grieningers Textillustration und den Antwerpener und Pariser Titelbildern, an welcher der Krufftersche Druck nicht teilhat. Auf dem Straßburger Holzschnitt der zweiten Historie ist über dem Rücken Ulenspiegels deutlich die ausgestreckte Hand eines der beiden Landsknechte zu erkennen, ein Detail, das in Antwerpen und Paris wiederkehrt, jedoch völlig verstümmelt und in seiner Funktion nicht mehr erkennbar



Abb.12: Titelbild in Kruffters
Kölner Druck (um 1533)

(vgl. Abb.11 und 13). Das Ausmaß der kopialen Degenerierung des Bildmotivs läßt den Schluß zu, daß als Vorlage für die Titelbilder keine der uns erhaltenen Illustrationen zur zweiten Historie (bei Grieninger bzw. bei seinen Kopisten), sondern nur ein verlorener, das Straßburger "Original" bereits unvollkommen wiedergebender Holzschnitt gedient haben kann. Leider fehlt in Kruffters Druck die entsprechende Textillustration - an ihrer Stelle wird das Titelbild wiederholt. Die an den übrigen Illustrationen der Kölner Ausgabe zu beobachtende freie Nachgestaltung der Grieningerschen Schnitte läßt daran denken, daß diese ursprünglich sicher vorhandene Textillustration zur Historie 2 aus der Kruffterschen Serie eine Quelle für das Pariser und Antwerpener Titelbild gewesen sein könnte (s. unten S. 60f.).



Abb.13: Titelbild (A 1580)

Die Tatsache, daß das Titelbild Kruffters zusätzlich als Schlußbild und auch zur Illustration der zweiten Historie verwandt wurde, obwohl weder sein abweichendes Format noch die auf ihm abgebildeten Insignien Eule und Spiegel zu einer Textillustration passen, läßt auf einen unvollständigen Illustrationszyklus schließen, dem bereits Bilder abhanden gekommen waren. Kruffters Druck von ca. 1533 dürfte also nicht der erste mit diesen Bildern gewesen sein. Darauf deuten auch die Illustrationen zu den Historien 5 und 28 (Zählung nach S 1515; bei Kruffter auf den Seiten 3^r und 15^v), die jeweils aus zwei zu einem Bild zusammengefügt Personendarstellungen bestehen, welche offensichtlich aus einer anderen Bildserie stammen und hier die bereits fehlenden passenden Bilder ersetzen sollten.

Eine gewisse Eigenständigkeit und damit auch Sonderstellung gegenüber den anderen Titelbildern besitzt auch das von K 1539 (vgl. Abb.14). Schon durch das größere, etwa quadratische For-



Abb.14: Titelbild (K 1539)

mat unterscheidet es sich von ihnen. Abweichend, freier gestaltet sind vor allem die Körperhaltungen Ulenspiegels und seines Vaters. Dennoch ist eine Verwandtschaft mit Kruffters Titelbild erkennbar, nicht nur in stilistischer Hinsicht. So besteht z.B. große Ähnlichkeit in der Darstellung jener zwei Bäume im Bildhintergrund sowie der Insignien Eule und Spiegel (an einem Ast hängend). Wie bei Kruffter, anders als bei den übrigen Titelillustrationen, reitet Ulenspiegels Vater ohne Steigbügel. Auf beiden Bildern trägt er eine Art Schirmmütze. An Kruffter erinnert auch die Darstellung des Pferdes (Haltung, Mähne); selbst jene gegenüber Grieningers veränderte Darstellung bei Kruffter (vgl. Anm.21) ist mit übernommen. Schließlich scheint sogar die Darstellung und Anordnung der Personengruppe im Hintergrund, wenngleich freier gestaltet, von Kruffter beeinflusst zu sein.



Abb. 15: Hist. 2 (A 1580)

Aus diesen Beobachtungen läßt sich zusammenfassend folgern: Antwerpener und Pariser Titelbilder enthalten eine Verschmelzung von Bildelementen, wie sie exklusiv bei Grieninger bzw. Kruffter vorkommen. Es handelt sich bei ihnen offensichtlich um Kopien eines Bildes, das Kruffter seinerseits als Vorlage für sein Titelbild benutzt hatte. Diesem kommt dabei eine Schlüsselfunktion bei der Rekonstruktion der Bildtraditionen von den älteren Straßburger zu den französischen und niederländischen Ausgaben zu.

Die übrigen Textillustrationen aus der Gruppe der niederländischen und französischen *Ulenspiegel*-Drucke gehen auf direkte Kopien von Grieningers Schnitten zurück. Die Antwerpener Ausgabe des Jan van Ghelen des Jüngeren von 1580 enthält Bilder, die von Druckstöcken hergestellt wurden, welche als die ältesten uns bekannt innerhalb der niederländischen Bildtradition angesehen werden. Als terminus ante quem für die Herstellung der ersten Antwerpener *Ulenspiegel*-Illustrationen darf 1528 gelten, in welchem Jahr bei Jacob van Liesvelt ein niederländisches Buch gedruckt wurde (*Sack der Consten*), das *Ulenspiegel*-Bilder enthält, die offensichtlich zur selben Bildtradition wie die Illustrationen der niederländischen *Ulenspiegel*-Ausgaben gehören, wobei ihre Druckstöcke aber bereits jünger gewesen sein müssen als die der Bilder von A 1580.

Der Zeitpunkt der Herstellung der Kruffterschen Illustrationen liegt vor 1532 - in diesem Jahr erschien die Pariser *Ulenspiegel*-Ausgabe - oder gar vor 1528, als der *Sack der Consten* gedruckt wurde -, wenn man davon ausgeht, daß für die Antwerpener/Pariser Ausgaben die Titel- und Textillustrationen gleichzeitig gefertigt worden waren.

Daß der erhaltene Druck Kruffters, wie bereits vermutet, nicht der erste mit dem in ihm überlieferten Bilderzyklus gewesen sein kann, läßt sich mit Hilfe des undatierten, ebenfalls bei Kruffter in Köln herausgegebenen *Broder Rusch* erkennen, der zwei zweifellos zu den Holzschnitten des Kruffterschen *Ulenspiegel*-Zyklus gehörige Illustrationen enthält. Es sind die zu den Historien 9 und 89 (Zählung nach S 1515; im *Broder Rusch* auf Seite 12^V bzw. 1^V, vgl. Abb.16 und 18). Bemerkenswert ist, daß der Holzschnitt zu Historie 89 in dem *Ulenspiegel*-Druck Kruffters keine Verwendung fand, obgleich die dazugehörige Geschichte dort aufgenommen ist²².

Zwischen dem Holzschnitt Kruffters zu Historie 9 und dem entsprechenden Schnitt im *Broder Rusch* (12^V) gibt es einen charakteristischen Unterschied (vgl. Abb. 17 und 18): Auf dem Bild im *Broder Rusch* fehlen einige Zweige, die auf dem Bild im *Ulenspiegel* vorhanden sind. Da kein Zweifel daran besteht, daß für beide Drucke derselbe Druckstock verwendet wurde, müssen die Zweige aus diesem nach seiner Verwendung in der *Ulenspiegel*-Ausgabe weggeschnitten worden sein, was wiederum voraus-



Abb.16: *Broder Rusch*,
Blatt 1^V

22 Vgl. SODMANN (wie Anm.17) S.210f.



Abb. 17: Hist. 9 in Kruffters
Kölner Druck
(um 1533)



Abb. 18: *Broder Rusch*,
Blatt 12^v

setzt, daß der *Broder Rusch* nach dem *Ulenspiegel* Kruffters erschienen ist. Vor diesem jedoch muß es noch wenigstens einen weiteren *Ulenspiegel*-Druck mit denselben Bildern, aber einem, u. a. aus dem *Broder Rusch* zu erschließenden, vollständigeren Bilderzyklus gegeben haben (X_3), s. dazu auch oben S. 57.

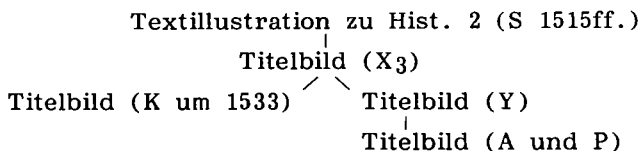
Da, wie bereits gezeigt, X_3 die Titelbilder der Antwerpener und der Pariser Gruppe beeinflusst hat, muß X_3 wenigstens vor 1532 (Druck des Pariser *Ulenspiegel*) oder, falls das Alter der Titelbilder dem der Textillustrationen entspricht, bereits vor 1528 (Druck von *Sack der Consten*) gedruckt worden sein, wobei noch zusätzlich zu bedenken ist, daß vor dem *Sack der Consten* noch wenigstens eine nicht mehr erhaltene niederländische *Ulenspiegel*-Ausgabe Y erschienen ist.

Folgende Rekonstruktionsmöglichkeiten ergeben sich also für die Geschichte der Antwerpener, Pariser und Kruffterschen Titelbilder:

- a) Das Titelbild von Kruffters *Ulenspiegel* ist i d e n t i s c h mit dem von X_3 ; für das Titelbild von A und P wurden z w e i Q u e l l e n benutzt: 1. die Titelillustration von X_3 (iden-

tisch mit Titel K um 1533), und 2. die verlorene, an S angelehnte Textillustration zu Historie 2 aus X₃.

- b) K um 1533 enthält als Titelbild einen Neuschnitt nach der verschollenen Illustration zu Historie 2 aus X₃, welche zugleich die Vorlage für die Titelholzschnitte der Antwerpener und Pariser Drucke bildete (vgl. S. 60).
- c) Das aus der Textillustration zu Historie 2 in S 1515ff. entwickelte Titelbild wurde für X₃ geschaffen und diente als Vorlage für den Illustrator der Antwerpener bzw. Pariser Drucktradition (vermutlich erstmals im rekonstruierten Druck Y verwendet). Das Titelbild in K um 1533 ist ein Nachschnitt des Titelbildes in X₃, weil dessen Druckstock - wie die Druckstöcke einiger anderer Bilder des für X₃ anzunehmenden ursprünglichen Kölner Bilderzyklus (Hist. 2, 5 und 28, vgl. S. 58) - zwischenzeitlich beschädigt oder bereits verloren war. Während Kruffter bei den Textillustrationen eine sparsame Lösung vorzog und z.T. an ihrer Stelle Bilder anderer Herkunft verwendete, konnte auf ein Titelbild nicht verzichtet werden, so daß ein Neuschnitt nach Vorlage von X₃ nötig war:



Die Lösung c dürfte als die bei weitem einfachste vorzuziehen sein. Gegen Möglichkeit a ist nicht zuletzt einzuwenden, daß bei dem stark reduzierenden, vereinfachenden Charakter des Titelbildes der A/P-Drucke die Heranziehung einer zusätzlichen Bildquelle neben dem Titelbild von X₃ wenig glaubhaft ist. Gegen die Lösung b spricht, daß dann die Idee, aus der Textillustration zu Historie 2 ein Titelbild zu machen, von Kruffter und von dem Illustrator der Antwerpener/Pariser Drucktradition jeweils unabhängig entwickelt und realisiert worden sein müßte.

Brigitte D e r e n d o r f, Münster

DER WOLFENBÜTTELER DRUCK DES *REYNKE DE VOS* UND
GOTTSCHEDS HOCHDEUTSCHE BEARBEITUNG *REINEKE DER
FUCHS**

0. Vorbemerkungen

Im Mittelpunkt des folgenden Beitrags steht J.Ch. Gottscheds hochdeutsche Prosaübertragung des mittelniederdeutschen *Reynke de vos*. Um diese Bearbeitung richtig einschätzen zu können, ist es zunächst notwendig, ihre Hauptvorlage, den sog. Wolfenbütteler Druck F.A. Hackmanns, mit dem Lübecker Original von 1498 zu vergleichen und die philologische Leistung des Herausgebers dieser Edition zu würdigen. Eine Bewertung der historisch-kritischen Abhandlung Gottscheds zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des Fuchsepos, die über bestehende Pauschalurteile hinauskommen soll, ist erst vor dem Hintergrund der Hackmannschen Auseinandersetzung mit der Dichtung möglich. Weiter ist es für die Beurteilung der Übersetzung erforderlich, andere denkbare Quellen mit heranzuziehen. Eine Überprüfung auf stilistische Umformungen und sprachliche Mängel geschieht in Auseinandersetzung mit bisherigen Ergebnissen und Urteilen der Forschung. Die Stellung des *Reineke der Fuchs* innerhalb des Gesamtwerkes Gottscheds im Blick zu behalten, ist die wichtigste Voraussetzung dieser Untersuchungen.

1. Der Wolfenbütteler Druck

Im Jahre 1711 erschien in Wolfenbüttel eine neue Ausgabe des *Reynke de vos*, herausgegeben und eingeleitet von Friedrich August Hackmann¹. Neben der Tierdichtung umfaßt der Band die Edition der spätmittelniederdeutschen Spruchsammlung *Der Köker* von Hermann Bote. Der Herausgeber, dessen Name in dem Werk nicht erscheint, war von 1703 bis zu seiner Entlassung durch den Herzog Anton Ulrich im Jahre 1715 Professor für Philosophie und

* Vorliegender Beitrag stellt die überarbeitete Fassung meiner Staatsexamensarbeit aus dem Jahre 1977 dar. Für hilfreiche Beratung habe ich T. Sodmann sehr zu danken.

1 *Reineke de Vos mit dem Koker*, Wulffenbüttel 1711 [hrg. v. F.A. HACKMANN].

Poetik an der Universität Helmstedt². Im Rahmen seiner Beschäftigung mit der älteren deutschen Literatur gelangte er vermutlich an das Exemplar des Lübecker *Reynke de vos* aus dem Jahre 1498, das sich seit etwa 1651/52 in der Wolfenbütteler Bibliothek befindet und heute als das einzig vollständig erhaltene gilt. Seine Edition des Dichtungstextes wird eingeleitet mit dem *Programma*, das er ursprünglich als Einladungsschrift zu seinen Vorlesungen über den *Reynke* verfaßt hatte³.

1.1. Das *Programma*

Hackmann beginnt seine lateinische Vorrede mit einer Erörterung des Vorzugs muttersprachlicher - und das bedeutet für ihn niederdeutscher - gegenüber griechischer, lateinischer und der immer beliebter werdenden französischen Dichtung. Es folgt eine längere poetologische Reflexion über die 'Fabel' als das geeignetste literarische Genre für die ethische und politische Erziehung des Menschen.

Diese beiden Themen, deren Erörterung immerhin fast die Hälfte der gesamten Schrift ausmacht, bereiten den Leser auf das wichtigste Anliegen Hackmanns vor, die Klärung der Frage nach dem rechtmäßigen Verfasser des *Reynke de vos*⁴. Unter Berufung auf Morhof⁵ stellt er zunächst die bis in seine Zeit gültige Theorie zu diesem Problem dar. Solange der Druck von 1498 aus dem Bewußtsein der Nachwelt verschwunden war, galt, im Gefolge Rollenhagens, Nikolaus Baumann als Autor des Erzähltextes und der Rostocker Ludwig Dietz als Glossator. Als Folge seiner Wiederentdeckung der Lübecker Inkunabel, in deren erstem Vorwort *Hinrek van Alckmer* als Verfasser genannt wird, muß Hackmann nun die Baumann-Theorie verwerfen und *Hinrek* als Autor des Epos vorstellen. Obwohl dieser sich nur als Über-

-
- 2 Ausführliche Nachrichten über Hackmann, der in die großen Biographien des 18. und 19. Jahrhunderts weniger wegen seiner wissenschaftlichen Leistungen als wegen seines exzentrischen Lebenswandels eingegangen ist, finden sich bei F. KOLDEWEY, *Geschichte der klassischen Philologie auf der Universität Helmstedt*, Braunschweig 1895, S.124-129.
 - 3 F.A. HACKMANN, *Programma de morali apologo poetico. Qui nostrâ vernaculâ De Reineke Vosz appellatur, Lectionibus Practicae Philosophiae publicis praemissum*, Helmstadii 1709.
 - 4 Auf eine ausführliche Erörterung des historisch-poetologischen Teils des *Programma* kann in diesem Zusammenhang verzichtet werden; hierfür sei auf die instruktive Besprechung bei M. VANDECASTEELE, *F.A. Hackmann: De .18de-eeuwse ontdekker van Hendrik van Alckmaer*, *Studia Germanica Gandensia* 11 (1961) 33-71, verwiesen.
 - 5 D.G. MORHOF, *Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie*, [2.Aufl.] *Lübeck und Frankfurt 1700*, hrg. v. H. BOETIUS, Bad Homburg 1969. Die Abhandlung über den *Reincken Voß* befindet sich auf den Seiten 333-339 der 2. Aufl., die Hackmann streckenweise wörtlich zitiert.

setzer ausweise, komme ihm wegen der in der Vorrede angesprochenen Selbständigkeit der Übertragung und der gelungenen sprachlichen Umsetzung die Ehre eines 'Urhebers' zu. Anders als später Gottsched berührt Hackmann die Tatsache des nicht-deutschen Ursprungs der Dichtung überhaupt nicht. Da er aber auch Baumann gerecht werden möchte, nachdem er ihn um die Ehre gebracht hat, der Urheber des *Reynke* zu sein, schreibt er ihm die Verfasserschaft an der jüngeren Glosse zu. Diese These Hackmanns blieb lange in der Diskussion, konnte aber endgültig widerlegt werden, als nachgewiesen wurde, daß die Glosse, wie sie uns im Rostocker Druck von 1539 und in der Neuauflage von 1549 vorliegt, Hinweise auf Ereignisse enthält, die erst nach Baumanns Tod im Jahre 1526 stattgefunden haben⁶.

Der 'Fall Baumann' ist damit allerdings noch nicht gelöst. Rollenhagen nennt in seiner Vorrede zum *Froschmeuseler* von 1595 Baumann als Verfasser eines *Reynke*-Druckes aus dem Jahre 1522; von dieser Auflage konnte aber nie ein Exemplar nachgewiesen werden. Da alle Angaben über diesen Druck auf Rollenhagen zurückgehen, wird vermutet, daß es sich um eine Verwechslung mit der Ausgabe von 1539 handle und daß ein *Reynke*-Druck von 1522 nie existiert habe⁷. Nun setzt aber Hackmanns Behauptung, die drei Rostocker Ausgaben von 1522, 1539 und 1548 (!) stünden bezüglich der Feinheit der Typen hinter der Lübecker Inkunabel zurück, die Existenz eines Druckes aus dem Jahre 1522 voraus⁸. Obwohl vielfach verneint, ist die Frage nach dem Vorhandensein eines Druckes aus dem Jahre 1522, für den nun auch Hackmanns Bemerkung ein wichtiger Beleg ist, noch nicht zur völligen Zufriedenheit ausdiskutiert.

An die Diskussion der Verfasserfrage schließt Hackmann eine Aufzählung der ihm bekannten niederdeutschen Ausgaben und Übersetzungen des *Reynke de vos* an. Diese für seine Zeit erstaunlich umfangreiche Bibliographie umfaßt außer den Drucken von 1498, 1522, 1539 und 1549⁹ die Frankfurter Ausgabe von 1572, die Rostocker von 1592 und zwei seiner Meinung nach von

6 Vgl. E. SCHAFFERUS, *Der Verfasser der jüngeren Glosse zum Reinke de Vos*, Hamburg 1933. Als Verfasser wird heute vielfach wieder L. Dietz angenommen. Neuere Arbeiten zur jüngeren Glosse liegen nicht vor.

7 Vgl. F. PRIEN, *Reinke de vos*, Halle 1887, S. XXVII.

8 Vandecasteeles Argument, Hackmann müsse den Druck von 1522 in Händen gehabt haben, da er den *Renner* und *Freidank* erwähne, die bei seinem Gewährsmann Morhof nicht genannt seien, überzeugt nicht. Diese beiden Werke werden in der Glosse von 1539 und 1549 zitiert, und Hackmanns Erwähnung kann aus der Benutzung dieser Drucke erklärt werden. VANDECASTEELE (wie Anm.4) S.64, Anm.37. Überhaupt zeigt sich Vandecasteele über die Problematik der jüngeren Glosse nur unzureichend informiert.

9 Hackmann schreibt 1548. Einige Exemplare der Auflage von 1549 tragen diese falsche Datierung; eins davon muß Hackmann vorgelegen haben.

Fehlern wimmelnde Hamburger Ausgaben aus den Jahren 1604 und 1666. Hackmann ist der erste, der eine Hamburger Ausgabe von 1666 verzeichnet, und alle Erwähnungen des Druckes, von dem nie ein Exemplar gefunden wurde, gehen auf ihn zurück. Möglicherweise hat er sich bei der Datierung verlesen und meint den 1660 von Zacharias Dose verlegten Hamburger Druck¹⁰.

Auch bei der Besprechung der Übersetzungen zeigt sich Hackmann, trotz einiger Irrtümer, besser informiert als die meisten seiner gelehrten Zeitgenossen. Für die Übersetzungen in dänischer und schwedischer Sprache kann er nur auf Morhof verweisen, da er sie selber nicht kennt.

Morhof hatte sich jedoch geirrt, denn in Johann Scheffers Werk *Svecia Literata sev De Scriptis & Scriptoribus Gentis Sveciae* von 1680, das er als Quelle zitiert, wird nur eine schwedische Übersetzung erwähnt, keine dänische¹¹. Es war allerdings schon eine dänische Übersetzung, von H. Weigeres, vorhanden, die 1555 in Lübeck und 1656 in Kopenhagen gedruckt worden war. Bei der schwedischen handelt es sich ebenfalls um eine Übersetzung in Versen; sie wurde 1621 in Stockholm anonym bei Ignatius Meurer gedruckt.

Als herausragend unter allen Übertragungen führt Hackmann eine englische aus dem Jahre 1681, eingeteilt in 24 Kapitel und mit moralischen Zusätzen versehen, und eine 1694 in Amsterdam erschienene holländische an, die aus 69 Kapiteln bestehe. Beide seien Ausgaben anonymen Verfassers.

1681 erschienen zwei englische Ausgaben des Tierepos; eine bei J. Shurley unter dem Titel *The most delightful History of Reynard the Fox*, die andere bei E. Brewster unter dem Titel *The most delectable History of Reynard the Fox*¹². Die englische Überlieferung geht zurück auf die mittelniederländische Tradition des Dichtungsstoffes, d.h. auf die Prosa-Version von *Reynaerts historie*, die 1479 in Gouda und 1485 in Delft gedruckt wurde. Die englische Prosa-Übersetzung dieses Textes wurde 1481 unter dem Titel *The historye of reynard the foxe* in Westminster von William Caxton angefertigt. Dieser Druck bildet die Grundlage für das später oft unter verschiedenem Titel gedruckte 'Volksbuch'¹³. Bei der von Hackmann genannten Ausgabe muß es sich um ein 'Volksbuch' nach der Vorlage des Caxton-Druckes handeln. Die englische beginnt also früher als die niederdeutsche Überlieferung des Stoffes und existiert, bezogen auf den Text, unabhängig von dieser, so daß es sich bei der genannten Ausgabe nicht um eine Übersetzung des mittelniederdeutschen *Reynke* handelt, wie Hackmann annimmt. Die erste englische Übersetzung des *Reynke* erschien 1706 anonym in London; ihr liegt der Text von H. Schoppers lateinischer Versübersetzung zugrunde.

10 Vgl. PRIEN (wie Anm.7) S. XXXVIII.

11 Vgl. VANDECASTEELE (wie Anm.4) S.66, Anm.51.

12 Vgl. VANDECASTEELE (wie Anm.4) S.67, Anm.53.

13 Vgl. dazu N.F. BLAKE (Hrg.), *The History of Reynard the Fox translated from the Dutch Original by William Caxton*, London 1970. N. WITTON, *Die Vorlage des Reinke de Vos*, in: *Reynaert Reynard Reynke. Studien zu einem mittelalterlichen Tierepos*, hrg. v. J. GOOSSENS - T. SODMANN, Köln 1980, S.1-159; K. VARTY, *The earliest illustrated English editions of "Reynard the Fox", and their links with the earliest illustrated continental editions*, ebd., S.160-195.

Die Existenz einer niederländischen Ausgabe aus dem Jahre 1694 ist außer bei Hackmann nirgendwo belegt¹⁴. Bei dem von Hackmann angezeigten Exemplar wird es sich um eines der nordniederländischen 'Volksbücher' handeln, von denen bisher 11 textlich fast identische Ausgaben aus den Jahren 1564 bis 1795 bekannt geworden sind¹⁵. Diese niederländischen 'Volksbücher' sind keine Übersetzungen des mittelniederdeutschen Werkes, wie Hackmann meint. Das Abhängigkeitsverhältnis zwischen diesem 'Volksbuch', dem mittelniederdeutschen Text, der älteren niederländischen und möglicherweise auch der englischen Tradition ist in den letzten Jahren häufig diskutiert worden, ohne daß man zu einer überzeugenden neuen Lösung gelangt wäre¹⁶. Da der niederländische als näher Verwandter verständlicherweise zahlreiche Gemeinsamkeiten mit dem Lübecker Text aufweist, konnte Hackmann leicht zu der Überzeugung gelangen, es handle sich hier um eine Übersetzung des *Reynke*.

Die Besprechung der Übersetzungen schließt Hackmann mit der lateinischen von Hartmann Schopper, die er wegen ihres guten Stils lobt, und der seiner Meinung nach weniger angemessenen, aber nicht völlig geschmacklosen hochdeutschen Übertragung ab. Die Abhängigkeit der lateinischen von der hochdeutschen Ausgabe ist ihm dabei nicht aufgefallen. Da diese beiden Übersetzungen trotz der wohlwollenden Beurteilung seinen Ansprüchen nicht genügen, stellt er zum Schluß seiner Ausführungen eine neue hochdeutsche und eine lateinische Ausgabe in Aussicht, die jedoch nie erschienen sind.

Gegenüber dem *Programma* von 1709 hat Hackmann in der dem *Reynke* vorausgeschickten Einleitung zwei kurze, aber markante Abschnitte gestrichen. Die erste Streichung betrifft einen Angriff auf seine Kollegen an der Universität, denen er vorwirft, die deutsche Volksdichtung als Lehrgegenstand zu verschmähen und sich dafür lieber mit scholastischen Spitzfindigkeiten und mit höfisch-eleganter Literatur zu beschäftigen. Die zweite Kürzung betrifft einen Angriff auf die katholische Kirche. Hier verurteilt er die päpstliche Tyrannei und befürwortet die Auflehnung der christlichen Welt im Verlauf der Reformation. Er erkennt, daß im *Reynke* der katholische Klerus nicht mit der gleichen Freimütigkeit kritisiert wird wie die Laien und erklärt sich das mit der Angst vor der Gewalt des Papstes. Sicherlich hat Hackmann diese Bemerkung 1711 gestrichen, weil er zu dieser Zeit schon zum Katholizismus tendierte, zu dem er dann 1713 übergetreten ist.

Die Unterlassung der Polemik gegen die Kollegen scheint eine Vorsichtsmaßnahme gewesen zu sein. Koldewey¹⁷ berichtet, daß

14 Auch VANDECASTEELE (wie Anm.4) S.67, Anm.54, kann kein Exemplar nachweisen.

15 Vgl. *Reinaert de vos* (Naar de Letter, 5), Instituut de Vooy, Utrecht 1972, S.10-28. Auch hier wird kein Exemplar aus dem Jahre 1694 verzeichnet.

16 Vgl. WITTON (wie Anm.13), besonders S.41-69, 107-109. Auch Witton hat das Problem meiner Ansicht nach nicht endgültig gelöst.

17 KOLDEWEY (wie Anm.2) S.127.

wegen der im *Programma* von 1709 angeführten Äußerung, "es sey kein besser Buch nechst der Bibel / als dieses" gegen Hackmann von dessen Gegnern bei der hannoverschen Regierung ein Disziplinarverfahren eingeleitet und das Erscheinen der in Vorbereitung befindlichen Edition des *Reynke* zunächst verboten worden sei. Als man jedoch festgestellt habe, daß es sich bei der beanstandeten Äußerung nicht um Worte Hackmanns, sondern um ein durch Morhof überliefertes Zitat Laurembergs handelte, sei Hackmann doch noch erlaubt worden, das Werk zu veröffentlichen.

1.2. Textvergleich

Die formale Gestaltung des Textes folgt der der Lübecker Inkunabel: Vorreden, Kapitelüberschriften, Erzähltext und Glossen hat Hackmann der Vorlage¹⁸ entsprechend wiedergegeben, lediglich die den Text illustrierenden Holzschnitte fehlen.

Ausgangspunkt für den Textvergleich soll Hackmanns Ankündigung am Schluß des *Programma* sein, er wolle dafür sorgen, daß diese äußerst geistreiche Fabel vom Fuchslein nach dem ältesten, so oft von ihm empfohlenen Exemplar gedruckt würde, und er wolle den volkstümlichen Braunschweiger Dialekt, in dem dieses Werk zuerst [d.h. 1498] verfaßt worden sei, wiederherstellen¹⁹. Diese Formulierung Hackmanns impliziert offensichtlich zwei Deutungsmöglichkeiten. Einmal ist sie so ausgelegt worden, als habe der Herausgeber hier angekündigt, er werde bewußt Änderungen am Text vornehmen und ihn der Braunschweiger Mundart anpassen²⁰. Die m.E. einfachere Möglichkeit ist, Hackmann hier so zu verstehen, daß er lediglich den originalen Text, so wie er ihn - im vermeintlich Braunschweiger Dialekt verfaßt²¹

18 Hackmann hat den Herkunftsort seines Exemplars verschwiegen. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit hat er jedoch das einzig bekannte vollständig erhaltene Exemplar des *Reynke de vos*, das sich in der Herzog August Bibliothek befindet, benutzt. Vgl. *Niederdeutsche Handschriften und Inkunabeln aus dem Besitz der Herzog August Bibliothek*, zusammengestellt und bearbeitet von W. MILDE (Ausstellungskataloge der Herzog August Bibliothek, 16), Wolfenbüttel 1976, S.42, Nr.53.

19 "Vellem tunc ingeniosissimam hanc vulpeculae fabulam ad vetustissimum, toties à me commendatum, exemplar typis excubiri curare, & dialectum vulgarem Brunsvicensem, quâ illud opusculum prima vice conscriptum, denuo restituere." HACKMANN (wie Anm.1) Bl.):():(2, Z.22-25.

20 So VANDECASTEELE (wie Anm.4) S.68, Anm.60, der zu dieser Stelle anmerkt: "... dat de herdruk door velen niet al te hoog aangeslagen wordt ... vindt misschien zijn oorzaak in het feit dat Hackmann doelbewust de taal hier en daar wijzigde."

21 Tatsächlich weist der Text des Druckes von 1498, der im klassischen Mnd. lübischer Prägung abgefaßt ist, zahlreiche ostfälische Kennzeichen auf, so daß Hackmanns Bestimmung der Mundart als braunschweigisch nicht völlig falsch ist. Hackmann selber war gebürtiger Ostfale.

- vor sich liegen hatte, neu edieren, d.h. die Vorlage getreu wiedergeben wollte²². Keine der beiden Möglichkeiten ist je durch entsprechende Belege gestützt worden.

Der Vergleich der Edition von 1711 mit der Lübecker Inkunabel²³ ergibt, abgesehen von der zu erwartenden Änderung der Interpunktion, der Verwendung von Majuskeln bei Eigennamen und der - allerdings nicht immer konsequent bzw. korrekt durchgeführten - Auflösung der Abkürzungen, folgendes Bild:

Eingriffe in den Text, im strengen Sinne, finden sich in beinahe jeder Zeile. Der weitaus größte Teil entfällt auf Änderungen der Orthographie; es lassen sich aber keine durchgehenden Prinzipien erkennen, nach denen Hackmann die bisweilen unregelmäßige Rechtschreibung des Originals bewußt verändert haben könnte.

So schreibt er - es werden immer nur Beispiele genannt - für *ick* des Originals manchmal *ik*, für *ik* dagegen *ick*, während er an anderen Stellen die Schreibung von 1498 beibehält. Das gleiche gilt für *syk* / *syck*, *ok* / *ock*, *sprak* / *sprack*, *-lik* / *-lick*, *an-*, *in-* und auslautendes *g/gh*, *ily*, *ey/e* u.a.m. Verdoppelung des *f* vor *t* fällt auf, z.B. in *schriftt*, *uthgyfft*, *blyfft*, *dorfft*, allerdings wurde auch hier wieder nicht durchgehend geändert. An modernen Schreibweisen finden sich z.B. *angste* für *anxste*, *pynkste* für *pynxste*, *christi* für *cristi*, *Evangelio* für *ewangelio*; selten ist Dehnungs-*h*, z.B. *mehre* für *mere*, *ghestohlen* für *ghestolen*, *begehre* für *beghere*, *stahn* für *stan*, *befohl* für *bevol*. Bisweilen wird im Original nicht bezeichneter Langvokal durch Doppelschreibung oder nachgeschriebenes *e* kenntlich gemacht, z.B. *staate* für *state*, *vorstaet* für *vorstat*, *neen* für *nen*; der umgekehrte Fall kommt aber auch vor: *mer* für *meer*, *her* für *heer*. In einigen Wörtern wird nichtbezeichneter Umlaut gekennzeichnet: *düvel* für *duvel*, *stücke* für *stucke*, *grötterem* für *grotterem*, aber auch hier gibt es die umgekehrte Erscheinung: *vlokede* für *vlökede*, *suth* für *süd*. Häufig tritt die Schreibung *f* für *v* im Anlaut auf: *falsche* für *valsche*, *fallen* für *vallen*.

Daneben gibt es eine Reihe von offensichtlichen Druckfehlern: *van* statt *vant*, *Reynk* statt *reynke*, *se waff* statt *se was*; allerdings werden auch einige Druckfehler des Originals korrigiert: *bokes* statt *bokees*, *hastich* statt *hastih*, *vorstunt* statt *vorstntt*, etc.

Diese Aufzählung genügt, um zu verdeutlichen, daß es Hackmann - was die Orthographie betrifft - keineswegs darum ging, zielstrebig den Text zu erneuern. Keine Änderung wurde konsequent durchgeführt²⁴, allerdings sind neuhochdeutsche Einflüsse auf die Schreibung nicht zu verkennen.

22 Diese Auffassung wird unterstützt durch den in einem anderen Zusammenhang geäußerten Eindruck Walthers: "Weil Hackmann eine Handschrift und keinen Druck [des *Köker*; B.D.] vor sich hatte, hat er sich offenbar auch nicht gescheut oder ist durch Nachlässigkeit dazu gekommen, moderne Brunsvicismen oder hochdeutsche Formen einzumengen. Ganz anders verfährt er in seinem Abdruck des Reineke Vos, den er nach der von ihm wieder aufgefundenen Lübecker Ausgabe vom Jahre 1498 so lieferte, daß derselbe für den Standpunkt der Wissenschaft im Anfange des 18. Jahrhunderts treu und genau genannt werden muß." C. WALTHER, *Der Köker*, Nd.Kbl. 6 (1881) 69.

23 Für den Vergleich wurde die von T. SODMANN hrg. Faksimile-Ausgabe *Reynke de vos. Lübeck 1498*, Hamburg 1976, benutzt.

24 Eine Reihe von Änderungen wird auch auf das Konto des Druckers gehen.

Ein ähnliches Bild ergibt sich für die Eingriffe, die eine Änderung des Lautstandes bewirken. Von einem konsequenten Eingreifen in den Text kann wieder keine Rede sein, denn auch hier werden alte Formen nicht regelmäßig durch jüngere ersetzt. Die jüngeren Formen, die Hackmann unterlaufen sind, können z.T. auf die Braunschweiger Mundart seiner Zeit, z.T. auf hochdeutschen Einfluß zurückgeführt werden. Gemessen am Gesamtumfang des Textes und verglichen mit den orthographischen Änderungen fallen die lautlichen Neuerungen kaum ins Gewicht.

Am häufigsten treten folgende Abweichungen auf: *ver-* statt *vor-*, *-ig* statt *ich*, *s* statt *sch* vor Konsonant, *e-* Apokope bei *deme* und *eme*, anlautendes *g* statt *y*. Seltener sind: *-g* statt *-ch*, *un-* statt *um-*; *dögende*, *sevende*, *negende* statt *dögede*, *sevede*, *negede*; *hyllighen* statt *hylghen*, *und* statt *unde*, *um* statt *umme*, *ane* statt *an*, *von* statt *van*, *den* statt *dan* (komp. als). Ganz vereinzelt treten auf: *unkeuscheit* statt *unkuscheyt*, *kam* statt *quam*, *da* statt *dar*, *man* statt *men*, *twyerleye* statt *twyerleye*, *drey* statt *dre*, *seer* statt *sere*, *stiller* statt *stylre*, *antworten* statt *antworten*, *bekleben* statt *bekleven*, *frembde* statt *vromde*, *mud* statt *mod*, *meyersche* statt *meygersche*, *gresliken* statt *greseliken*, *bescheid* statt *bescheed*, *unter* statt *under*, *verdel* statt *verndel*, *latynysche* statt *latinsche*, *hölten* statt *hellen*, *schreyede* statt *schryede*, *wedder* statt *wer*, *volherdich* statt *vulherdich*, *aller* statt *alder*, *donne* statt *donde*, *wolle* statt *wolde*.

Der einzige Fall, wo Hackmann ein Wort durch ein anderes ersetzt, liegt vor in den Überschriften zu Buch I, Kapitel 16, 17, 18, 23 und Buch III, Kap. 11, in denen statt des originalen *ghesette* das gleichbedeutende, aber bekanntere *capittel* erscheint. Schon im Text von 1498 werden beide Bezeichnungen verwendet.

Abweichungen in der Wortstellung finden sich in der Neuedition nur viermal²⁵. Sie bringen keine inhaltlichen Veränderungen mit sich, und es ist nicht anzunehmen, daß Hackmann sie bewußt vorgenommen hat.

Von größerer Bedeutung für die Beurteilung der Qualität der Edition müssen Eingriffe sein, die den Inhalt des Textes verändern. Im Falle des Wolfenbütteler Drucks sind sie selten und insgesamt nur geringfügig. Sie werden hier vollständig aufgelistet:

Die lateinische Unterschrift zur Titelillustration (1^v)²⁶ ist leicht verändert wiedergegeben; geringfügig verändert wurde auch das dem Hl. Augustinus zugeschriebene lateinische Gedicht über den Ehebruch in der Vorrede zu Buch IV (207^v).

In der zweiten Vorrede zum Erzähltext hat Hackmann durch falsche Interpunktion und falschen Kursivdruck den Sinn des Textes verändert: 1498 (5^r,^v): *De wilde katte. alze. den kater. nomet he. Hyntzen / 1711 (S.T): den grevynck het he g r y m b a r t : de wylde katte, a i s e : den kater nomet he h y n t z e n* . Hackmanns Textwiedergabe erweckt den Eindruck, als handle es sich hier um zwei verschiedene Tiere, die Katze mit Namen Alse und den Kater Hyntze²⁷.

25 V. 324, 828, 1252, Überschrift zu III, 5. Die Verszählung erfolgt nach der Ausgabe von F. PRIEN - A. LEITZMANN, *Reinke de vos*, Halle 1925.

26 Die Blattzählungen beziehen sich auf das Original von 1498.

27 Vgl. H. BAETHKE, *De wilde katte Alse*, Nd.Kbl. 45 (1932) 77f.

Um Druckfehler handelt es sich vermutlich in V. 166 - *Wo gy myt reynken makeden vorbunt* (1498) / *Wo gy mit Reynken maken den vorbunt* (1711) - und V. 1077 - *He vroude syk. un sprack int sulve hol* (1498) / *He vrode syk, und spranck int sulve hol* (1711).

Viermal hat sich Hackmann bei der Kapitelnumerierung verzählt (I, 27, III, 12, 13, 14). In V. 4355 hat er sich verlesen und gibt *x yar* mit *vyf yar* wieder.

Einmal wurde versehentlich eine Partikel (V. 153), dreimal ein Pronomen ausgelassen (V. 1897, 2454, 4734). In der Glosse zu II, 8 hat Hackmann im Zitat des 31. Psalms ein durch den Kontext überflüssiges *Dixi* ausgelassen.

Zweimal hat er in der Glosse zu I, 14 eine formelhafte Wendung verkürzt: 1498 (53^F): *Up deme blade dar sodan tal steyt xxxix.* / 1711 (S. 62): *up deme 45. blade,* / 1498 (55^F): *up deme blade dar sodanen tal steyt xxxii,* / 1711 (S.65): *up deme 58. blade.* Die unterschiedlichen Zahlenangaben ergeben sich daraus, daß die beiden Drucke nicht seitengleich sind. Dem Blatt 39^F im Druck von 1498 entspricht die 45. Seite im Wolfenbütteler Druck; Blatt 32^F entspricht jedoch nicht der Seite 58, wie Hackmann angegeben hat, sondern der Seite 37.

Den letzten Teil der Überschrift zu I, 39 (127^F) hat Hackmann ohne erkennbaren Grund gekürzt; in der Überschrift zu III, 8 (187^{F,V}) hat er den Teil gestrichen, der sich auf den folgenden Holzschnitt bezieht, der in seiner Edition fehlt.

In V. 829, 1799 und 2367 wurde je ein Wort - möglicherweise absichtlich - ergänzt; bei der Wortergänzung in der Glosse zu I, 7 (28^F) muß es sich um einen Druckfehler handeln.

In den Kapitelnumerierungen zu III, 9, IV, 6 und IV, 12 fehlt im Druck von 1498 das Wort *capittel*, das Hackmann in seiner Edition ergänzt hat. Dabei hat er gleichzeitig die falsche Kapitelzählung des Lübecker Druckes zu III, 9 *Dat x* in *Dat negende Capittel* korrigiert.

Zusammenfassend läßt sich sagen: Die Behauptung, Hackmann habe zielstrebig die Sprache seiner Vorlage verändert, hat sich nicht bestätigt. Die festgestellten Änderungen der Orthographie und des Lautstandes haben eher zufälligen Charakter und sind auf Einflüsse des Neuhochdeutschen bzw. der Heimatmundart des Herausgebers zurückzuführen. Eingriffe, die den Sinn des Textes verändern, finden sich äußerst selten und sind dann so geringfügig, daß sie die Qualität der Edition nicht wesentlich beeinträchtigen. Trotz der zahlreichen kleinen Abweichungen wird die Wolfenbütteler Edition, gemessen an anderen Ausgaben mittelalterlicher Dichtung des 18. und 19. Jahrhunderts, dem Lübecker Druck durchaus gerecht²⁸. Im Blick auf die Übersetzung Gottscheds zeigt der Textvergleich, daß diesem mit der Hackmannschen Edition eine für seine Zwecke dem Original gleichwertige Ausgabe des *Reynke de vos* zur Verfügung stand.

1.3. Exkurs: *Der Köker*

Bekanntlich ist die mittelniederdeutsche Spruchsammlung *Der Köker* des Braunschweigers Hermann Bote nur durch den Wolfen-

28 Insofern ist also WALTHERs (wie Anm.22) Beurteilung zuzustimmen, wenn gleich seine Behauptung, Hackmann verfare bei der Edition des *Reynke* ganz anders als bei der des *Köker*, nicht stimmt. Vgl. dazu Kap. 1.3. dieses Beitrags.

bütteler Druck überliefert. Hackmanns Vorlage für diese Edition ist nie gefunden worden und so war immer ungewiß, ob es sich dabei um eine Handschrift oder einen Druck handelte²⁹. Da bei der einzigen Erwähnung des Köker im *Programma*³⁰ zum erstenmal von einem *Manuscriptum* die Rede ist, während Hackmann im Zusammenhang mit dem *Reynke* immer von *Codex* oder *Liber* spricht, muß man wohl davon ausgehen, daß es sich bei der verschollenen Vorlage um eine Handschrift handelte³¹.

Die aus dem Textvergleich der *Reynke*-Ausgaben von 1498 und 1711 gewonnenen Ergebnisse sind auch für die verlorene Köker-Handschrift aufschlußreich. Nach der Vorlage des Textes von 1711 wurden 1916 von C. Borchling und W. Seelmann³² und 1963 von G. Cordes³³ neue Ausgaben erstellt. In beiden Fällen bemühen sich die Herausgeber darum, den ursprünglichen Text zu rekonstruieren. Hackmann wird vorgeworfen, er habe "zahlreiche mundartliche Eigentümlichkeiten der Braunschweiger Mundart seiner Zeit in den Text gebracht"³⁴. An "eindeutig nicht auf die mnd. Vorlage zurückgehenden jüngeren Formen Hackmanns"³⁵ führt Cordes, in Anlehnung an Borchling - Seelmann, auf: Dehnungs-*h*; *ä* statt *e*; *-g* statt *-ch*; *sch-* statt *s-* vor Konsonant; *au* statt *ô* für *ô*¹; *eu* statt *ô* für *ô*¹ (B.-S. setzen hier als ältere Form *oy* ein): *-unge* statt *-inge*; *da(-)* statt *dar(-)*; *man* statt *men*; *von* statt *van*³⁶. Da sich alle diese jüngeren Formen - bis

29 Vgl. H. BOTE, *Der Köker. Mittelniederdeutsches Lehrgedicht aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts*, hrg. v. G. CORDES (Altdeutsche Textbibliothek, 60), Tübingen 1963, S.VI.

30 HACKMANN (wie Anm.1), letzte Seite des *Programma*, Z.2.

31 Die in der kurzen niederdeutschen Vorrede geäußerte und im *Programma* wiederholte Vermutung Hackmanns, der *Reynke* und der *Köker* stammten möglicherweise von demselben Verfasser, nahm 1976 B.U. HUCKER in einer Schrift über den heute bekannten Autor der Spruchdichtung, Hermann Bote, zum Anlaß, für diesen auch die Verfasserschaft am *Reynke* zu reklamieren. Während jedoch Hackmann schon wieder einschränkt, wenn beide Werke nicht vom selben Verfasser stammten, so müßten sie doch etwa zur gleichen Zeit entstanden sein, geht Hucker mit der festen Überzeugung der Verfasserschaft Botes an den *Reynke* heran und versucht nachträglich, Beweise für seine Behauptung im Text zu finden. Die groteske und bisweilen peinliche Beweisführung ist inzwischen von G. Cordes in angemessener Weise kommentiert worden, so daß hier auf eine erneute Auseinandersetzung verzichtet werden kann. B.U. HUCKER, *Hermann Bote*, Niedersächsische Lebensbilder 9 (1976) 1-21. G. CORDES, *Alter Fuchs und weiser Schelm*, Eulenspiegel-Jahrbuch 18 (1978) 11-14.

32 C. BORCHLING - W. SEELMANN, *De Koker*, Nd.Jb. 42 (1916) 71-125.

33 CORDES (wie Anm.29).

34 CORDES (wie Anm.29) S.V; vgl. auch BORCHLING - SEELMANN (wie Anm.32) S.125.

35 CORDES (wie Anm.29) S.VIII.

36 Ebd.

auf zwei Ausnahmen - als Eingriffe Hackmanns auch in der Wiedergabe des *Reynke* finden lassen, können sie mit Recht auf ihn zurückgeführt werden, vorausgesetzt, ihm hat wirklich eine Handschrift aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts vorgelegen. Immerhin ist es denkbar, daß es sich bei Hackmanns Vorlage um eine jüngere Abschrift des Originals von Bote handelte, in der die o.g. mundartlichen Eigentümlichkeiten bereits enthalten waren³⁷. Merkwürdig ist zumindest, daß sich die *au-* und *eu-*Schreibungen für *ô*¹ und *ô*¹ im *Reynke*-Abdruck nicht ein einziges Mal als Änderung Hackmanns nachweisen lassen.

2. Johann Christoph Gottscheds Prosaübersetzung *Reineke der Fuchs*

Bei Gottscheds Übersetzung des mnd. *Reynke de vos* handelt es sich um eine Auftragsarbeit. Der Amsterdamer Verleger Peter Schenk, der die "lange Zeit im Verborgenen liegen geblieben[en]" Kupferplatten des niederländischen Landschaftsmalers Allart van Everdingen mit Motiven zum *Reynaert* erworben hatte, bat Gottsched auf der Michaelsmesse 1751, eine neue Ausgabe des niederdeutschen *Reynke* zu besorgen und mit diesen Radierungen zu illustrieren³⁸. Wie kaum ein anderer war Gottsched

37 Diese Möglichkeit ist von Borchling - Seelmann und Cordes offensichtlich nie in Erwägung gezogen worden.

38 *Nachricht von einer neuen und schönen Ausgabe, des berühmten alten Buches, Reineke der Fuchs, mit trefflichen Kupfern eines großen Künstlers, Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, Wintermond 1752, Leipzig 1752, S.394-400, Zitat S.397.*

Gottscheds Ausgabe ist illustriert mit 62 Radierungen; 57 stammen von dem holländischen Maler Allart van Everdingen (1621-1675), die restlichen 5 sind von dem Amsterdamer Kupferstecher Simon Fokke (1712-1787) der ursprünglichen Serie hinzugefügt worden. Fokkes Illustrationen befinden sich auf den Seiten 123, 126, 143, 151, 173.

Da Everdingens Radierungen nur 11 mal 9 Zentimeter messen, wurden sie vermutlich zur Illustrierung einer bestimmten *Reynaert*-Ausgabe angefertigt. Darauf weisen auch die dargestellten Motive hin, die sehr genau einzelne Ereignisse der Erzählung wiedergeben. Lediglich die erste und die letzte Illustration passen nicht zum Inhalt des Textes. (Sicherlich wäre es lohnend, die Kupfer ikonographisch in die Gesamtüberlieferung einzuordnen.) Ein solcher denkbarer *Reynaert*-Druck ist jedoch nicht überliefert; Gottscheds *Reineke* ist die erste bekannte Ausgabe mit diesen Kupferstichen.

Die häufig geäußerte Vermutung, Everdingen, der in Alkmaar gebürtig war, habe die Kupfer zur Erinnerung an seinen Landsmann Hinrek van Alckmer geschaffen, ist sehr unwahrscheinlich, da Hinrek als Verfasser eines Fuchsepos vor Hackmanns Entdeckung nicht bekannt war.

Für die Datierung der Kupfer muß als terminus ante quem 1654 angenommen werden, da 7 von ihnen (es handelt sich um die Stiche auf den Seiten 32, 35, 52, 56, 72, 74 und 288) in Schabkunsttechnik ausgeführt wurden, die erst nach 1654 in den Niederlanden bekannt geworden ist.

Von den für Gottscheds Ausgabe verwendeten Kupfern wurden die Plattenränder abgeschnitten; außerdem wurden sie vor dem Druck von S. Fokke

geeignet, diese Aufgabe zu erfüllen. Seine "Bestrebungen, den Anspruch der Deutschen als altes Kulturvolk auch aus der Literaturgeschichte zu rechtfertigen"³⁹, regten ihn zu immer neuer Suche nach literarischen Zeugnissen aus der deutschen Vergangenheit an, die er in zahlreichen Einzelstudien auswertete. Das Vorhaben, diese Beiträge zu einem umfassenden Werk zur deutschen Literaturgeschichte zusammenzufügen und durch eine Geschichte der deutschen Sprache zu ergänzen, scheiterte offenbar an den schließlich unübersehbaren Ausmaßen⁴⁰. Auch die Arbeit am *Reineke der Fuchs* muß in diesem Zusammenhang gesehen werden. Die wertvollen Kupfer von Everdingens interessierten Gottsched jedenfalls erst in dem Augenblick, als es darum ging, Subskribenten für das kostspielige Unternehmen zu gewinnen⁴¹; in der ausschließlich literarhistorischen *Einleitung* zum *Reineke* werden sie nur einmal am Rande erwähnt.

Die Ausgabe erschien im November 1752, also gut ein Jahr nach Erteilung des Auftrags, unter dem Titel *Heinrichs von Alkmar Reineke der Fuchs, mit schönen Kupfern; Nach der Ausgabe von 1498 ins Hochdeutsche übersetzt, und mit einer Abhandlung, von dem Urheber, wahren Alter und großen Werthe dieses Gedichtes versehen, von Johann Christoph Gottsched. Leipzig und Amsterdam, Verlegts Peter Schenk, 1752*⁴². Über die Angaben im Titel hinaus besteht das Werk aus drei Teilen mit je selbständiger Seitenzählung: Zunächst erscheint die Übersetzung der zwei Vorreden zur Ausgabe von 1498 und der Vorreden zur Rostocker Ausgabe von 1549 und daran anschließend Gottscheds *Einleitung*; es folgt die Übersetzung des Verstextes und der Glosse der Lübecker Ausgabe, die Übersetzung der Glosse zur Rostocker Ausgabe wird an den entsprechenden Stellen ergänzend hinzugefügt; den dritten Teil bildet der Abdruck des mittelniederdeutschen Verstextes nach der Lübecker Ausgabe ohne Vorreden und Glosse.

retuschiert. Die Platten befinden sich heute im British Museum in London.

Vgl. auch J. HOFMANN, *Allart van Everdingen und Goethes "Reineke Fuchs"*, Zeitschrift für Bücherfreunde, N.F. 12 (1920) 188-191; F.W. HOLLSTEIN, *Dutch and Flemish Etchings, Engravings and Woodcuts, ca. 1450-1700*, Amsterdam o.J., Bd. 6. S.203; A. von WURZBACH, *Niederländisches Künstler-Lexikon*, Bd. 1, Wien 1906, S.497-500.

39 W. RIECK, *Johann Christoph Gottsched. Eine kritische Würdigung seines Werkes*, Berlin (Ost) 1972, S.127.

40 Vgl. dazu RIECK (wie Anm.39) S.121-131.

41 Vgl. *Nachricht* (wie Anm.38).

42 Im folgenden wird nach der kritischen Neuausgabe zitiert: J.Ch. GOTTSCHED, *Ausgewählte Werke*, hrg. v. J. BIRKE, 4. Bd.: *Reineke der Fuchs* (Ausgaben deutscher Literatur des XV. bis XVIII. Jahrhunderts), Berlin 1968.

2.1. Einleitung, von dem Urheber, wahren Alterthume, und großen Werthe dieses Gedichtes

Die im Titel angekündigten drei Abschnitte der *Einleitung* über den Urheber, das wahre Alter und den großen Wert des *Reineke* werden ergänzt durch einen vierten, der die Besprechung der zahlreichen bis dahin bekannten Ausgaben und Übersetzungen des Werkes umfaßt, und einen, für die Beurteilung der Qualität der Übersetzung sehr wichtigen und von der Forschung bisher kaum beachteten, fünften Abschnitt "Von der Einrichtung dieser neuen Ausgabe"⁴³.

Hackmanns 'Entdeckung' der Lübecker Inkunabel und Hinreks van Alckmer und seine kenntnisreiche Auseinandersetzung mit den damit verbundenen Konsequenzen hatten der *Reineke-Fuchs*-Forschung einen neuen Anstoß gegeben. Das besondere Interesse der Fachwelt galt fortan der Identität des Verfassers und der von ihm angedeuteten französischen Vorlage. Dementsprechend steht die Darstellung der bisherigen Diskussion um die Verfasserfrage in Gottscheds *Einleitung* an erster Stelle, wobei es ihm am Ende natürlich noch nicht gelingt, über Hackmanns Behauptung, Hinrek sei der Verfasser des Lübecker *Reynke* und Baumann der Autor der Rostocker Glosse, hinauszukommen. Widerspruch findet erst Hackmanns Beobachtung, die Ausgaben von 1498 und 1549 unterschieden sich durch den Dialekt. Während Hackmann die Sprache des Lübecker als 'braunschweigisch'⁴⁴ und die des Rostocker Druckes als 'mecklenburgisch' charakterisiert hatte, stellt Gottsched nun fest, daß beide bezüglich des Verstehtes "nur in einigen Kleinigkeiten"⁴⁵ voneinander abwichen. Außerdem weist der Rostocker Text zahlreiche im Mecklenburgischen nicht gebräuchliche Wörter auf, während andererseits die Mundart der Lübecker Ausgabe vom Braunschweigischen weit entfernt sei. Natürlich ist diese negative Beschreibung der Sprache nicht ganz falsch, doch läuft die Argumentation bei Gottsched kurioserweise darauf hinaus,

43 Die beiden letztgenannten Abschnitte werden in einem späteren Zusammenhang besprochen.

44 Vgl. Anm.21.

45 GOTTSCHED (wie Anm.42) S.25. Dem widerspricht seine Äußerung im letzten Abschnitt der *Einleitung*, er habe - um der Lesbarkeit des Textes willen - keine "Lectiones variantes, oder abgehende Lesarten" verzeichnet, obwohl "sich bei diesem Buche unzählige hätten machen lassen". GOTTSCHED (wie Anm.42) S.74.

Vgl. dazu auch J.Ch. GOTTSCHED, *Versuch einer Critischen Dichtkunst*, 5. unveränderte Auflage (Fotomechanischer Nachdruck der 4. vermehrten Auflage Leipzig 1751) Darmstadt 1962, S.457, wo er Baumann als den vermeintlichen Redaktor des Rostocker Druckes noch dafür getadelt hatte, "die alte Schreib- und Mundart des Verfassers, nach seiner mecklenburgischen Sprache geändert [zu haben], wie man aus der Gegeneinanderhaltung beyder Ausgaben sehen kann".

daß der Name *van Alckmer* eindeutig auf die niederländische Herkunft Hinreks verweise und die Mundart des Lübecker *Reynke* demzufolge "die damalige niederländische, sonderlich die brabantische Hofsprache"⁴⁶ sei.

Die Diskussion um den Verfasser setzt sich fort in dem Abschnitt über das "wahre Alter dieses Gedichtes", d.h. in der Frage, ob Hinrek lediglich als Übersetzer aus dem Französischen oder als Urheber des *Reynke* zu gelten habe.

Für das Verständnis der Haltung Gottscheds zu diesem Problem, dem heikelsten Punkt in der *Einleitung*, ist es aufschlußreich, seine Bemühungen um den *Reynke* bis in die Anfänge zurückzuverfolgen. Er erwähnt das Werk bereits 1730 in der ersten Auflage seiner *Critischen Dichtkunst*, wo es ihm als ein Muster unter anderen für die Anfertigung von Knittelversen, "solche altfränkische, achtsylbige, gestümpelte Reime, als man vor Opitzens Zeiten gemacht"⁴⁷, dient. Wenn er die Dichtung auch nicht gerade verachtet, besonders hoch schätzt er sie nicht ein. Eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Werk findet in den ersten drei Auflagen der *Dichtkunst* noch nicht statt⁴⁸. Sie findet sich zum erstenmal 1735 in den *Critischen Beyträgen*, wo er über die Erinnerungsschrift von Seelens für Dietrich von Stade aus dem Jahre 1725 referiert. Der Lübecker *Reynke de vos*, den von Stade in Gestalt der Hackmannschen Ausgabe in seiner Bibliothek bewahrte, sei die erste deutsche Ausgabe des "sinnreichen Sittenbuches", und da schon in der Vorrede Hinrek van Alckmer zugebe, das Gedicht aus der italienischen und französischen in die sächsische Sprache übersetzt zu haben, so sei "damit deren Wahn zur Genüge wiederleget, die vor dessen ersten Erfinder einen Deutschen angeben"⁴⁹. Noch 1747 in der Besprechung von Massieus *Histoire de la Poesie Française*, der einen verschollenen französischen Roman *Du Nouveau Renard* als das älteste der Fuchs-Epen vorgestellt hatte, im *Neuen Büchersaal* ist Gottsched davon überzeugt, daß Hinrek van Alckmer den

46 GOTTSCHED (wie Anm.42) S.26.

47 J.Ch. GOTTSCHED, *Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen*, Leipzig 1730, S.492. *Altfränkisch* bedeutet nach dem Grimmschen Wörterbuch im guten Sinne 'altväterisch', sonst 'veraltet', 'den Forderungen der Gegenwart unentsprechend'. Aus dem Kontext geht hervor, daß Gottsched es hier im Sinne von 'altväterisch' benutzt.

48 Vgl. A. PELZ, *Die vier Auflagen von Gottscheds Critischer Dichtkunst in vergleichender Betrachtung. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte*, Breslau 1929, S.59.

49 *Beyträge Zur Critischen Historie Der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit*, herausgegeben von Einigen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft in Leipzig, 3.Bd., 12.Stück, Leipzig 1735 (Fotomechanischer Nachdruck Hildesheim 1970), S.656, Nr.76. Vgl. auch H. LACHMANN, *Gottscheds Bedeutung für die Geschichte der deutschen Philologie*, Greifswald 1930, S.72.

Reynke nach einer französischen Vorlage nur übersetzt habe⁵⁰. Ein Umschwung in der Beurteilung der Originalität des Lübecker Reynke bahnt sich bereits 1751 in der vierten Auflage der *Critischen Dichtkunst* an, wenn Gottsched einräumt, Hinrek habe sich zwar für einen Übersetzer ausgegeben, doch hielte er es für denkbar, daß dieses bloß eine Schutzbehauptung gewesen sei. Solange in Frankreich kein Original gefunden werde, müsse die Frage unentschieden bleiben⁵¹. In der *Einleitung* zu seiner Übersetzung distanziert er sich dann ausdrücklich von allen seinen bisherigen Überlegungen bezüglich der Originalität des niederdeutschen Epos, zu denen er sich von seinen gelehrten Gewährsmännern habe verführen lassen. Er geht von der Überlegung aus, daß der Titel des bisher als mögliche französische Vorlage für Hinrek geltenden *Du Nouveau Renard* eine ältere Fabel vom Fuchs impliziere, und es komme nun darauf an, nachzuforschen, ob diese ältere, ursprüngliche Fabel eine französische oder eine deutsche Erfindung sei. Den Nachweis für den deutschen Ursprung glaubt er zum einen aus den geographischen Angaben im Reynke erbringen zu können, denn die Schauplätze Aachen, Gent, Lütich usw. wiesen unzweifelhaft auf einen gebürtigen Niederländer - und damit einen Deutschen - als Verfasser; das werde durch die ursprünglich deutschen Tiernamen Reineke, Braun und Isegrim bestätigt. Für denjenigen, dem diese Überlegung "nur aus einem übertriebenen Eifer, für die Ehre der Deutschen entsprungen zu seyn"⁵² scheine, halte er einen zusätzlichen Beweis bereit, der auch der Grund dafür sei, warum er seine früheren Äußerungen zu diesem Thema jetzt endgültig verwerfe. Bereits in einer Fabel des Marner, die älter sei als der 1290 verfaßte *Nouveau Renard*, werde der Fuchs *Reinhart* und der Wolf *Isegrim* genannt⁵³. Da dies der älteste Beleg für die Verwendung dieser Namen sei, die zudem "an sich selbst aber deutsche Namen"⁵⁴

50 Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste, 5.Bd., 3.Stück, Leipzig 1747, S.245 (Reproduktion auf Microfiches, Hildesheim 1977).

51 GOTTSCHED (wie Anm.45) S.457.

52 GOTTSCHED (wie Anm.42) S.37f.

53 Bei dem von Gottsched zitierten Text handelt es sich um einen Ausschnitt aus Marners Fabel *Isengrins Verstümmelung*, hrg. v. Ph. STRAUCH, *Der Marner* (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker, 14), Straßburg 1876, XV 7, S.118f. Gerade in dieser Fabel läßt sich eine der seltenen Verbindungen zwischen Tierepik und Fabeldichtung erkennen, da der Marner die Namen aus der Epen-tradition rezipiert, was Gottsched natürlich noch nicht wissen konnte.

Vgl. auch K. GRUBMÜLLER, *Meister Esopus. Untersuchungen zur Geschichte und Funktion der Fabel im Mittelalter* (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters, 56) München 1977, S. 250; S.255, Anm.6.

54 GOTTSCHED (wie Anm.42) S.40.

seien, könne man daraus schließen, "daß diese ganze Fabel eine uralte deutsche Erfindung gewesen"⁵⁵, die später ins Französische übersetzt und hier möglicherweise wegen einiger Veränderungen *Le Nouveau Renard* genannt worden sei. Obwohl Hinrek van Alckmer damit nicht mehr für den ersten Erfinder des *Reineke Fuchs* gehalten werden dürfe, so gebühre ihm dennoch der Name und die Ehre eines Urhebers, da er gewiß zahlreiche selbständige Änderungen am Text vorgenommen habe.

Sind Gottscheds Bemühungen um die Aufklärung von Tradierungszusammenhängen des *Reineke-Fuchs*-Stoffes an sich auch sehr verdienstvoll, so muß uns doch seine Argumentation für einen deutschen Ursprung des Themas heute anachronistisch anmuten. Die Verlegung des Schauplatzes der Handlung in den niederländischen und niederdeutschen Raum und die Eindeutschung der Tiernamen als Bemühen eines Bearbeiters zu interpretieren, der Dichtung ein heimatliches Kolorit zu verleihen, wäre viel naheliegender gewesen, besonders für Gottsched, der sich selber in seinen Übersetzungen darum bemühte, dem Horizont seines deutschen Lesers zu entsprechen, indem er z.B. Ereignisse aus der französischen Kulturgeschichte durch deutsche ersetzte⁵⁶. Das älteste nachweisbare Vorkommen der Namen Reinhart und Isegrim als letztlich ausschlaggebendes Indiz für einen deutschen *Ur-Reineke* zu werten, ist ebenso an den Haaren herbeigezogen. Dagegen bestätigt diese Art der Argumentation die aus anderen Schriften Gottscheds zur mittelalterlichen Literatur gewonnene Beobachtung, daß er bei der Erörterung der Frage nach dem Verhältnis von deutscher und französischer Dichtung stets darum bemüht ist, der deutschen den Vorrang einzuräumen⁵⁷. Sein patriotischer Eifer hat ihn auch im Falle des *Reineke Fuchs* zu kuriosen Spekulationen verleitet. Dennoch halte ich Birkes im Nachwort zur Neuausgabe des Werkes geäußerte Charakteristik, die *Einleitung* stelle "trotz ihrer zahlreichen Irrtümer und dreisten, von blindem Kulturpatriotismus inspirierten Verdrehungen ein beachtliches Dokument aus den Anfängen der Germanistik"⁵⁸ dar, für ungerechtfertigt. Gottscheds Kulturpatriotismus ist nicht "blind", sondern historisch zu verstehen als Reaktion auf die französische Überfremdung. Berücksichtigt man außerdem die bis dahin nur spärliche Überlieferung der *Fuchs*-Epen des Mittelalters, darf von "dreisten Verdrehungen" keine Rede mehr sein.

55 Ebd.

56 Vgl. RIECK (wie Anm.39) S.116.

57 Vgl. RIECK (wie Anm.39) S.127.

58 J. BIRKE, *Nachwort*, in: GOTTSCHED (wie Anm.42) S.475f.

Wie nicht anders zu erwarten, nachdem der *Reynke* schon in der vierten Auflage der *Critischen Dichtkunst* als 'scherzhaftes Heldengedicht' in einem eigens für derartige Dichtwerke neu aufgenommenen Kapitel vorgestellt worden war, fehlt auch in der *Einleitung* die dichtungstheoretische Auseinandersetzung mit dem Werk nicht. Sie soll im dritten Abschnitt neben den Zeugnissen gelehrter Männer seinen großen Wert belegen. Hinrek van Alckmer habe "nach Homers Zeiten, die erste und beste komische Epopee"⁵⁹ geschaffen, denn der *Reineke Fuchs* entspreche in mustergültiger Weise den von Aristoteles aufgestellten Regeln der epischen Dichtkunst. In Anwendung dieser Regeln beschreibt Gottsched den *Reynke* als eine moralische Fabel mit einer einfachen Handlung, deren Entwicklung der Zeitordnung folge. Unter 'Fabel' versteht er - im poetologischen Sinne, nicht als Gattungsbegriff - "die Erzählung einer unter gewissen Umständen möglichen, aber nicht wirklich vorgefallenen Begebenheit, darunter eine nützliche moralische Wahrheit verborgen liegt"⁶⁰. Die notwendige Peripetie sei vorhanden, und mit "der einzigen aesopischen Voraussetzung, daß einmal eine Zeit gewesen, da die Thiere Verstand und Sprache gehabt"⁶¹, sei auch die Forderung nach Wahrscheinlichkeit - für Gottsched die wichtigste Eigenschaft aller Fabeln - erfüllt.

Der *Reynke* ist für Gottsched jedoch nicht nur eine moralische, sondern auch eine politische Fabel. Unter dieser Rubrik wird er in der *Critischen Dichtkunst* neben anderen Werken, die für die Erziehung junger Fürsten empfohlen werden, erneut erwähnt⁶². Die Herausgabe des *Reineke Fuchs* steht - wie viele andere Schriften Gottscheds - im Dienste politischer Aufklärung, wenn das Werk in der *Einleitung* als Fürstenspiegel interpretiert und mit Fenelons feudalkritischem Erziehungsroman *Télémaque*, dem Vorbild für die Gattung 'Fürstenspiegel' im 18. Jahrhundert in Deutschland, verglichen wird⁶³. Die Rezension im *Neuesten* hebt außerdem die anti-katholische Tendenz der Dichtung hervor⁶⁴. Mit dieser Einschätzung hat Gottsched deutlich den *Reynke*

59 GOTTSCHED (wie Anm.42) S.53.

60 J.Ch. GOTTSCHED, *Ausgewählte Werke*, hrg. v. J. BIRKE - B. BIRKE, Bd.6,1: *Versuch einer Critischen Dichtkunst (3.Auflage 1747)*, Berlin 1973, S.204.

61 GOTTSCHED (wie Anm.42) S.52.

62 GOTTSCHED (wie An.45) S.786.

63 W. Rieck hat die "aufklärerische[n] Beeinflussung der feudalen Machthaber" als wesentliches Ziel vieler Übersetzungen Gottscheds und des Gottschedkreises herausgestellt. RIECK (wie Anm.39) S.116.

64 *Nachricht* (wie Anm.38) S.394f. Gottsched lehnte als überzeugter Protestant den katholischen Gottesdienst, Heiligenverehrung und Papsttum als unvernünftig ab. Vgl. seinen Briefwechsel mit dem Benediktiner P. Placidus Amon

Rostocker Provenienz im Blick. Die Drucke von 1498 und 1549 unterscheiden sich inhaltlich vor allen Dingen in der Glossierung, während der Erzähltext nur geringfügige Varianten aufweist. Die Glosse ist jedoch kein bloßes Anhängsel an den Erzähltext, sondern diesem "integrativ verbunden"⁶⁵, d.h. sie stiftet erst seinen Sinn. Die Lübecker Glossierung weist starke erbauliche Züge auf; sie interpretiert den Text als Sündenspiegel, der Fuchs erscheint als teuflischer Verführer. Die humanistisch-protestantische Rostocker Glosse dagegen formt den Text zum "Sitten-, Stände- und Fürstenspiegel"⁶⁶ um. Obwohl Gottsched vorgibt, die protestantische Glosse nur wegen der in ihr verarbeiteten poetischen Quellen in seine Übersetzung aufgenommen zu haben und obwohl seine Ausführungen den Anschein erwecken, als seien ihm die tendenziellen Unterschiede der beiden Glossierungen überhaupt nicht bewußt geworden, indem er behauptet, die "Bauermannische" sei im Grunde nur eine "weitläufigere Umschreibung" der älteren Glosse, deren Wiedergabe er sich deshalb eigentlich hätte sparen können⁶⁷, geht es ihm mit der zusätzlichen Übersetzung der Rostocker Glosse m.E. nicht darum, eine wissenschaftliche Ausgabe zu liefern. Es ist die Interpretation und die mit ihr sich bietende Verwertbarkeit der Dichtung, die Einfluß genommen hat auf die Anlage der Edition. Der Text von 1498 ist für Gottsched wertvoll als vermeintlich ältester überlieferter Zeuge des Dichtungsthemas; in sein Programm der politischen Erziehung durch Literatur paßt nur die Rostocker Bearbeitungsform. Es wird zu untersuchen sein, ob die Interpretation auch Einfluß genommen hat auf die Übersetzung des Erzähltextes.

2.2. Die Übersetzung

2.2.1. Die Vorlagen

Im vierten Abschnitt seiner *Einleitung* liefert Gottsched eine kommentierte Bibliographie der ihm bekannten Ausgaben und Übersetzungen des *Reynke*, die in der Forschungsliteratur als "der erste tastende Versuch, mittels einer Bibliographie die Grundlage zur Erforschung des Reineke-Stoffes zu legen"⁶⁸, bewertet wird. Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung lag jedoch auch hier wieder nicht in Gottscheds Absicht. Er selber begründet die Aufnahme der Bibliographie in die *Einleitung* damit, daß

in: Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner- und dem Cistercienser-Orden 10 (1889) H.1, S.104.

65 H. MENKE, *Ars vitae aulicae oder descriptio mundi perversi? Grundzüge einer Rezeptions- und Wirkungsgeschichte des Erzählthemas vom Reineke Fuchs*, Nd.Jb. 98/99 (1975/76) 106.

66 MENKE (wie Anm.65) S.111.

67 Vgl. GOTTSCHED (wie Anm.42) S.70.

68 BIRKE (wie Anm.58) S.476.

sie einen weiteren Beweis für die Vortrefflichkeit des Werkes liefere. Für ihn liegt der Wert eines Kunstwerkes auch in der Wirkung, die es zu erzielen vermag. Darüber hinaus zeigt es sich, daß ein großer Teil der bei Gottsched genannten Titel schon Hackmann bekannt war, so daß die Ehre, als erster eine ausführliche *Reineke*-Bibliographie vorgelegt zu haben - obwohl solche Ehrungen ohnehin sehr zweifelhaft, weil unhistorisch sind -, eher Hackmann gebührt als Gottsched.

Von den bei Gottsched verzeichneten niederdeutschen *Reynke*-Ausgaben kennt Hackmann die von 1498, 1522, 1539, 1549, 1572, 1592, 1604, 1666(!), 1711. Allein die Frankfurter aus dem Jahre 1575 kennt er nicht.

Von den verzeichneten hochdeutschen Übersetzungen kennt Hackmann nur die sog. 'Beuthersche', ohne die entsprechende Auflage anzugeben. Wie Gottsched zu der Behauptung kommt, Hackmann kenne diese Ausgabe nicht, ist nicht erklärlich. Darüber hinaus nennt Gottsched die hochdeutsche Übersetzung von 1602, eine der zahlreichen späteren Auflagen 'Beuthers', und die von 1662, die sog. 'Zesenianische' oder 'Harsdörffersche', die nach der 'Beutherschen' gestaltet wurde. Außerdem verzeichnet Gottsched das hochdeutsche 'Volksbuch', eine an der 'Zesenianischen' Ausgabe ausgerichtete Prosa-Version, die seit Ende des 17. Jahrhunderts o.O. und o.J. immer wieder neu aufgelegt wurde.

Von den bei Gottsched als Übersetzungen des *Reynke* verzeichneten Ausgaben kennt Hackmann nur die hebräische und eine französische nicht; diese beiden hält Gottsched allerdings irrtümlich für Übersetzungen des *Reynke*⁶⁹.

Weitere *Reynke*-Ausgaben lernte Gottsched erst nach 1752 kennen:

1754 entdeckte er in der Königlichen Bibliothek in Dresden das einzige bekannte Exemplar des 1517 in Rostock gedruckten *Reynke de vos*. Im gleichen Jahr lernte er in der Kasseler Bibliothek die 1592 von Stephan Möllemann in Rostock gedruckte Ausgabe kennen, die er bisher nur aus Hackmanns Bibliographie kannte. Außerdem meldet er 1757, ihm sei eine englische Ausgabe, 1708 in London gedruckt, in die Hände gefallen⁷⁰.

Von der Existenz der Delfter Prosa und damit von einer der niederdeutschen vorausgehenden niederländischen Überlieferung erfuhr Gottsched erst 1756⁷¹.

Gottsched macht selber keine genauen Angaben darüber, welche der Ausgaben und Übersetzungen, die sich in seinem Besitz befanden, ihm als Hilfen bei der Übersetzung gedient haben⁷².

69 Bei den anderen 'Übersetzungen' unterliegt er den gleichen Irrtümern wie Hackmann.

70 [J.Ch. GOTTSCHED], *Nachlese einiger Nachrichten von dem alten epischen Gedichte: Reineke der Fuchs*, Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, Wintermond 1757, Leipzig 1757, S.34-49. Hier klärt er auch den Irrtum mit der hebräischen Übersetzung auf.

71 J.Ch. GOTTSCHED. *Fortsetzung der neuen Entdeckungen vom Alterthume des epischen Gedichtes, Reineke der Fuchs*, Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, Hornung 1757, Leipzig 1757, S.111-127.

72 Er besaß nach seinen Angaben in der *Einleitung* die niederdeutschen Ausgaben Rostock 1549, Frankfurt 1575, Hamburg 1604, Wolfenbüttel 1711; die hochdeutschen Ausgaben Frankfurt 1544 in den Auflagen von 1545 und 1602, Rostock 1662, eine 'Volksbuch'-Version o.O. o.J., die lateinische Ausgabe Frankfurt 1657 in der Auflage von 1595 und ein Exemplar der nordniederländischen 'Volksbücher', 1736 in Amsterdam von Isaac van der Putte gedruckt, das er irrtümlich für eine Übersetzung des *Reynke* hielt.

In dem von J.M. Wagner mitgeteilten Auszug aus dem Auktionskatalog der Gottschedschen Bibliothek aus dem Jahre 1767 fehlen von diesen Aus-

Tatsächlich hat er als Vorlage für seine Prosaübersetzung nicht, wie im Titel angegeben, den Lübecker Druck aus dem Jahre 1498 benutzt, sondern die Edition von 1711, da ihm das Original nicht zugänglich war⁷³. Dieses lernte er erst 1753 bei einem Besuch der Wolfenbütteler Bibliothek kennen. Bei dem nachträglichen Vergleich des Originals mit dem Druck von 1711 stellte er nur geringfügige Abweichungen in der Rechtschreibung fest, so daß für ihn kein Grund vorlag, seine eigene Ausgabe anhand der Inkunabel zu überarbeiten⁷⁴. Die jüngere Glosse, Gottsched nennt sie "Baumannische Anmerkungen", hat er nach der Rostocker Ausgabe von 1549 übersetzt, nachdem er sie vorher mit der in der Frankfurter Ausgabe von 1575 verglichen und festgestellt hatte, daß sie dort getreu wiedergegeben worden sei⁷⁵. Für den Abdruck des niederdeutschen Erzähltextes will Gottsched die Ausgabe von 1711 mit den Drucken von 1549 und 1575 verglichen und danach kleine Änderungen vorgenommen haben; allerdings unterschieden sich die drei Ausgaben nur geringfügig, wobei die Frankfurter etwas mehr vom ursprünglichen Text abgehe als die Rostocker⁷⁶.

gaben nur die Hamburger von 1604 und das 'Volksbuch'. Statt der Ausgabe von 1549 nennt der Katalog eine von 1553. Hier liegt ein Irrtum vor. 1553 druckte L. Dietz in Rostock das Register zu der Ausgabe von 1549. Wie Gottsched in der *Critischen Dichtkunst* (wie Anm.45) S.458 mitteilt, besaß er einen Druck von 1549 mit angebundenem Register von 1553. J.M. WAGNER, *Johann Christoph Gottsched's Bibliothek*, in: *Neuer Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft*, hrg. v. J. PETZOLD, Juniheft 1872, S.200-209.

- 73 GOTTSCHEDE (wie Anm.42) S.69.
- 74 *Nachlese* (wie Anm.70) S.34-39. Hier äußert er gleichzeitig seinen Unmut darüber, daß Hackmann den Aufbewahrungsort dieser kostbaren Ausgabe verschwiegen und ihm damit das Studium des originalen Textes unmöglich gemacht habe. Es ist verwunderlich, daß Gottsched nicht auf den naheliegenden Gedanken gekommen ist, die Inkunabel könnte in der Herzog August Bibliothek aufbewahrt werden, die sich doch in unmittelbarer Nachbarschaft zur Helmstedter Universität, an der Hackmann lehrte, befand. Ich vermute, daß er dort vergeblich nachgefragt hat, denn der Wolfenbütteler Bibliothekar Burckhard, ein gebürtiger Pfälzer, hatte sich durch Gottscheds *Klagelied über das Pfälzer Land* (1750) angegriffen gefühlt und verweigerte ihm fortan alle Auskünfte. Erst 1753, nach dem Tode Burckhards, stand ihm die Bibliothek wieder zur Verfügung. Vgl. F.A. EBERT, *Blicke in die Manuscriptencabinette der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel*, Überlieferungen zur Geschichte, Litteratur und Kunst der Vor- und Mitwelt, 1.Bd., 2.Stück, Dresden 1828, S.33-35.
- 75 GOTTSCHEDE (wie Anm.42) S.70. Der Rostocker Druck von 1539 stand Gottsched nach eigenen Angaben nicht zur Verfügung. GOTTSCHEDE (wie Anm.42) S.55.
- 76 GOTTSCHEDE (wie Anm.42) S.25; S.69f. Den niederdeutschen Text hat Gottsched - abgesehen von orthographischen Varianten - mit nur geringfügigen Änderungen (in V.34, 874, 4734, 6064, 6499, 6527, 6670; 143f., 147f., 471f., 1625f., 1895f., 2473f., 3097f., 4751f., 5347f., 6437f., [Reime?; Überschrift zu I,9, I,10, IV,4) wiedergegeben.

Folgt man Gottscheds Aussagen, so hat er für die Übersetzung des Erzähltextes ausschließlich den Wolfenbütteler Druck als Vorlage benutzt.

M. Lange glaubte im Rahmen einer Untersuchung zu Goethes Bearbeitung des *Reineke-Stoffes*⁷⁷ nachweisen zu können, daß Gottsched die hochdeutsche, sog. 'Beuthersche' Übersetzung nicht nur gekannt, sondern auch als Hilfsmittel benutzt habe. Lange geht von der Feststellung aus, daß Goethes Bearbeitung des *Reineke Fuchs* an mehreren Stellen abweichend vom niederdeutschen Original mit dem Text der Rostocker Ausgabe von 1539 übereinstimme. Dies lasse sich nur daraus erklären, daß Gottsched an diesen Stellen die hochdeutsche Übersetzung benutzt habe, die ihrerseits auf den Druck von 1539 zurückgehe. Als Beweis führt er neun (!) Textstellen an. Bei genauem Vergleich kann jedoch keine eine Benutzung der 'Beutherschen' Übersetzung belegen⁷⁸; die Übersetzung Gottscheds kann in jedem dieser Fälle auf die Benutzung der anderen Drucke - 1711 bzw. 1549 - zurückgeführt werden.

Langes Einschätzung der Übersetzung Gottscheds ist typisch für die positivistische Goethe-Forschung: Den Ansprüchen der "geschmackvollen"⁷⁹ Freunde Goethes konnte das Werk nicht genügen; Fehler Goethes werden in den meisten Fällen auf Gottsched zurückgeführt, selbst wenn dieser richtig übersetzt hatte. Mit der Unterstellung der Benutzung der 'Beutherschen' Übersetzung wird suggeriert, Gottsched habe sich nicht einmal die Mühe gemacht, selbständig zu übersetzen, sondern habe auf bereits vorhandene Übertragungen zurückgegriffen.

Schon aus Gottscheds abfälligen Äußerungen über die hochdeutsche Übersetzung in der *Critischen Dichtkunst*⁸⁰ und in der *Einleitung*⁸¹ läßt sich ersehen, wie unwahrscheinlich es ist, daß er sie als Hilfe benutzt hat. Er nennt sie "sehr ungetreu" und findet Laurembergs ohnehin schon vernichtendes Urteil noch zu milde.

Es bleibt zu überprüfen, inwieweit sich Gottsched bei der Übersetzung des Erzähltextes über den Druck von 1711 hinaus auch der beiden 'protestantischen' Ausgaben von 1549 und 1575 als Vorlagen bedient hat.

a) Rostock 1549

Der Vergleich der Übersetzung des Erzähltextes mit dem Wolfenbütteler Druck und dem Rostocker Druck von 1549 zeigt, daß Gottsched an zahlreichen Stellen nach dem Wortlaut des Textes

77 M. LANGE, *Goethes Quellen und Hilfsmittel bei der Bearbeitung des Reineke Fuchs*, Programm des Königlichen Gymnasiums zu Dresden-Neustadt, 14, Dresden 1888, S.3-18.

78 Für den Vergleich standen mir nur die Auflagen von 1544 und 1562 zur Verfügung, nicht die von 1545, die Gottsched besaß. Da es sich bei der Auflage von 1562 um einen Nachdruck von 1544 mit nur geringfügigen Änderungen handelt, gehe ich davon aus, daß auch die dazwischenliegende Auflage von 1545 mit der von 1544 identisch ist.

Von der ersten Auflage liegt eine Faksimileausgabe vor: *Von Reinicken Fuchs. Frankfurt 1544*, Faksimileausgabe mit einer Einführung von H. MENKE, Heidelberg 1981. Hier findet sich auch eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Problem 'Beuther' (S.251f.).

79 LANGE (wie Anm.77) S.6, Anm.2.

80 GOTTSCHED (wie Anm.45) S.458.

81 GOTTSCHED (wie Anm.42) S.46ff., 65f.

von 1549 und nicht nach seiner angeblich einzigen Vorlage, der Hackmannschen Ausgabe, übersetzt hat. Die betreffenden Textstellen sind in der Übersicht (S.87-92) aufgelistet⁸².

b) Frankfurt 1575

Für den Vergleich der Gottschedschen Übersetzung mit dem Frankfurter Druck von 1575 reicht es, diesen mit seiner Rostocker Vorlage zu vergleichen und nur die abweichenden Stellen zu überprüfen.

Der Frankfurter Druck weicht, abgesehen von offensichtlichen Druckfehlern und orthographischen Unterschieden, an fünfzig Stellen vom Rostocker Text aus dem Jahre 1549 ab. Dabei handelt es sich meist um sehr geringfügige Änderungen. Die häufigsten Abweichungen sind lexikologischer Art (V.186, 1050, 1136, 1155, 3118, 3459, 4010, 4108, 4648, 4917, 5060, 5656, 5676, 5940, 6413, 6540, 6633, 6636, 6658, 6669, 6734, 6784, Überschriften zu I, 25, IV, 3, IV, 10), daneben treten Abweichungen in der Wortstellung auf (V. 4195, 4777, 6455, 6620, 6733, Überschrift zu III, 6), und einmal wurde die Reihenfolge zweier Verse vertauscht (V. 1077 und 1078). Die inhaltlichen Abweichungen bestehen darin, daß gegenüber dem Text von 1549 entweder ein Wort ausgelassen (V. 673, 868, 1534, 1740, 1854, 2042, 3496, 4048, 4224, 6305, 6469, 6648) oder jeweils ein Wort ergänzt worden ist (V. 2682, 3361, 3401, 3651, 6041, Überschrift zu I, 32).

Für die weitere Betrachtung der Abweichungen im Druck von 1575 gegenüber 1549 ergibt sich, daß an diesen Stellen entweder 1549 mit 1711 übereinstimmt (V. 673, 868, 1050, 1077, 1136, 1155, 1854, 2042, 2682, 3118, 3401, 3458, 3496, 4010, 4048, 4224, 4777, 5060, 5674, 5940, 6041, 6305, 6413, 6469, 6540, 6633, 6648, 6669, 6734, 6784, Überschriften zu III, 6, IV, 3, IV, 10), oder 1575 mit diesem identisch ist (V. 186, 1534, 1740, 3361, 4648, 4917, 5656, 6620, 6636, 6658, Überschriften zu I, 25 und I, 32). Nur an fünf Stellen weichen 1549 und 1575 gemeinsam vom Text in 1711 ab (V. 3651, 4108, 4195, 6455, 6733).

Für den Vergleich mit Gottscheds Übersetzung ergibt sich, daß diese an den Stellen, wo im Text von 1575 Abweichungen auftreten und wo entweder 1549 oder 1575 mit 1711 identisch ist, stets dem Text von 1711, d.h. dem Wortlaut, der in zwei Texten gleich ist, folgt. An den Stellen, wo keine Übereinstimmung vorliegt, hat Gottsched zweimal nach dem Text von 1711 (V. 4195, 6455) und zweimal nach dem des Rostocker Druckes von 1549 (V. 3651, 6733) übersetzt. Nur an einer Stelle (V. 4108) stimmt Gottscheds Übersetzung mit der Variante in 1575 überein: 1711: *orlosen Kany*n - 1549: *oerlosen Kany*n - 1575: *ehrlosen Kany*n - Gottsched: *ehrlosen Kaninchen* (S.315/Z.17).

Als Ergebnis der Besprechung der Vorlagen kann festgehalten werden: Es besteht kein Grund anzunehmen, daß Gottsched entgegen seinen Angaben die hochdeutsche Versübersetzung bei seiner Arbeit zu Hilfe genommen hat. Auch die Frankfurter Ausgabe von 1575 hat auf das Werk keinen Einfluß gehabt, da die Gottschedsche Übersetzung - abgesehen von einer Stelle - dem Text die-

82 Die Übersetzung all dieser Stellen kann nicht durch die hochdeutsche Ausgabe von 1544 angeregt sein, da sie dort ganz anders übersetzt bzw. ausgelassen worden sind. Lediglich die Überschriften zu I,9 und I,10 haben Ähnlichkeit mit denen in 1544.

Vergleich der Übersetzung mit dem Rostocker Druck

Wolfenbüttel 1711	Rostock 1549	Gottsched 1752
Do mende he, dat he were doet, (Vers 184)	Do mende de Vorman/ dat he were doet.	so daß der Fuhrmann glaubte, er wäre todt; (Seite 87/ Zeile 16)
malepertus (285)	Malepartus	Malepartus (89/17)
Un wo he helde eynen harden orden, (358)	Und wo he helde einen strengen Orden.	und wie er einen strengen Orden angenommen, (93/35)
De vele eyer leyde in de neste, (438)	De vele Eyer stedes lede in de neste.	Die stets viel Eyer legte im Neste, (100/16)
Wo he desse undaet best mochte wreken, (448)	Wo he desse myssedadt up beste mochte wreken.	wie man diese Missethat an Reineken, ..., aufs eheste rächen möchte. (100/25)
Do reden de heren eme to lesten, (450)	Do reden em alle de Herren thom lesten.	Da riethen ihm alle Herren zum letzten; (100/27)
He heft ghesworen by syneme gode, (490)	He hefft düre geswaren by synem Gade.	Der hat einen theuren Eid geschworen: (105/27)
Un stack dat hövet in over de oren, (632)	Und stack dat hövet darin/ bet aver de oren.	und steckte den Kopf, bis über die Ohren, ..., hinein. (111/33)
Vrow Wyllyghetrud vor der kaff porthen, (736)	Frouwe Willigertrud vor der kaffporten.	Frau Willigertrud... (115/30)
Un mynes rechtes neme war. (1314)	Unde mynes rechtes sülest neme war.	und meines Rechtes selbst wahrnehme. (145/36)
Dar sulvest to der elemar (1447)	Dar sülest im Closter tho der Elemar/	eben in dem Kloster zu Elkmar, (157/10)
Hadde men em syn hovet affgeschlagen efte togen, (1663)	Hadde men em syn höuet affgeschlagen/	und wenn ihm jemand das Haupt abgeschlagen hätte, (171/2)
Hadde yummer dat hovet to den honren wert, (1678)	Hadde yümmer dat hövet tho den hönren gekert.	hatte immer den Kopf nach den Hünern gekehret. (171/13)
Un also ghebeden over my, (1751)	Und also juwes gefallens gebeden auer my/	und nach Gutbefinden über mich gebiethen: (175/22)
An alle, de soldye wynnen wolden. (2293)	An alle de ryken Soldt winnen wolden/	an alle, die reichen Sold gewinnen wollten. (206/12)
De myt legende my besweren, (2368)	De mit legende my valschlick besweren/	die mich mit ihren Lügen fälschlich beschweren, (213/10)
Altomalen synen övelen mod, (2373)	Althomale synen törnigen modt/	auch seinen Zorn fahren lassen; (213/14)
Scharpenebben (3403)	Scharpenibben	Scharfenibbe (269/13)
Hir to wesen na ses daghen (3563)	Hyr by em tho wesen/ na sös dagen/	nach Verlauf von sechs Tagen ... bey ihm zu sein: (282/15)
Wente grymmende spelen se ör spele (3650)	Wente grynende spelen se ere spele.	Denn sie spielen ihre Spiele mit gransen. (285/24)

Wolfenbüttel 1711	Rostock 1549	Gottsched 1752
Reynke was in angste groet, (3669)	Reinke was dennoch inn angste groth/	Gleichwohl war Reineke in großer Angst: (286/6)
Hir mede scheyden se van dan. (3696)	Hyr mede scheidede he van dan.	Und hiermit schied er von dannen. (286/24)
Ick sprak; segget my, Merye, vrouwe, (3749)	Ick sprack: höret my Mere fruwe	und sprach: Höret mich, Frau Märe, (290/7)
Ick was in loye gheliccencieret. (3781)	Ick was in der Logyken geliccencieret/	Ich war in der Logik Licentiat geworden: (290/29)
Alse de in eyn Kloster höret. (3845)	Alse ein geistlick de in ein Kloster höret.	als ein Geistlicher, der im Kloster stecket. (293/30)
Dat wyl noch mannygen sere schaden. (3898)	Dat wil noch mannigen bringen schade.	aber es wird noch manchem Schaden bringen, (294/33)
Dat vele nu nicht syn werdych (3945)	Dat vele underdane nu nicht synt werdich/	daß viele Unterthanen es nicht werth sind, (302/12)
Id is waer, vele papen syn in lomberdyen, // De ghemenyken hebben ere egene amyen: // Men nicht en syn de in desseme lande, (3973-3975)	Idt ys war/ vel Papē synt in allen Bischopien // De gemeinlick hebben er egene Amyen. // Men nicht weinich synt ock in düsselme lande/	Es ist wahr, in allen Bisthümern giebt es viel Pfaffen, die ihre eigene Kebsweiber haben: aber auch in diesem Lande giebt es nicht wenige, (302/32-33)
Wente he sulven is vorkeret? (4028)	Wente he süluest leuet gantz vorkeret.	da er selbst ganz verkehrt lebet? (304/3)
Schone kledere un leckere spyse, (4038)	Schone kleder vnt frowen/ ock leckere spyse.	schöne Kleider, und schöne Frauen und leckere Speisen, (304/9)
Wat kan so danen beden, effte syngen? (4040)	Wat kan sodan Traso beden effte singen:	Wie kann sodann Thraso bethen oder singen? (304/11)
Men gude presters, de dencken alletyd, (4041)	Men gude frame Presters/ de dencken alle tydt/	Aber gute fromme Priester denken allezeit, (304/12)
De anderen eten de guden morseel, (4063)	De anderen ethen de guden vetten morseel/	die anderen essen die guten und fetten Bissen, (304/27)
De Provest heft der sake macht, (4115)	De Doemprawest hefft der sake macht/	Der Domprobst, ..., hat in der Sache Vollmacht. (315/21)
Dar is ok myn Oem, Symon, (4152)	Dar ys ock myn truwe Ohem Symon.	Da ist mein treuer Oheim Herr Simon; (316/16)
Her Schalkevunt (4155)	Herr Schalckesuundt	Herr Schalksfund (316/18)
Neve, hyrup so trostet vry. (4192)	Leue Ohem: hyrup so vortöstet juw vryg.	Lieber Oheim, hierauf verlasset euch frey! (317/10)
Men altomale des houes macht (4196)	Men des gantzen Pawestliken Haues macht.	Allein des ganzen päbstlichen Hofes Macht, (317/13)
Heft de Cardynal van unghenöghe: (4197)	Hefft de geweldige Cardinal van Ungenöge/	hat der gewaltige Cardinal von Ungnügen in Händen; (317/14)
Moneta un Donarius (4211)	Munera/ Moneta/ vnd Denarius/	Gaben, Geld und kleine Münze, (317/24)

Wolfenbüttel 1711	Rostock 1549	Gottsched 1752
Int leste syn se des ghebleven (4988) So gheve ick dy ryck- heynt un schat, (4997)	Int leste/ synt se des eyndrechtich gebleuen. So geue ick dy rykedage vnd Schat/	endlich verglichen sie sich einträchtig, (359/25) so gebe ich dir reiche, glückliche Tage, und einen so großen Schatz, (359/31)
Is schalckheynt, un böverye, (5777) Help, se behagen my over al, (5928)	Is schalckheynt/ listicheyt/ vnd bouerye/ Help se behagen my auer de mate all.	ist Schalckheit, List und Büberey, (412/22) Bey Gott! sie gefallen mir über die Maßen wohl. (421/10)
Wente se sulven de nicht vorstan. (6015) Myt eren Kyndern, he vorverde syck seer, (6023)	Wente se subtylen Raedt nicht vorstan/ Mit eren kyndern/ se vorverde syck seer/	weil sie keinen listigen Rath verstehen. (423/4) Sie erschrack sehr mit ihren Kindern: (423/10)
Hyrumme, Neve, hebbet guden trost, (6180) Reyncke was runt, veth, un wolghevoet: (6195)	Hyrumme leue Ohem/ hebbet guden troest. Reinke was rundt/ vett vnd wol tho voet/	Darum lieber Oheim, seydt nur getrost. (431/7) Reineke aber war rund, fett, und wohl zu Fuße! (431/18)
Seet, Neve, yd is nu so gheschapen, (6219) Honrebroet (6238) Du hefst my ghesworen mannyghe tyd. (6472)	Seeth leue Ohem/ ydt ys nu so gheschapen/ Honrebroch Du heffst my bedragen mennige tyd.	Seht, lieber Oheim! so ist es itzo beschaffen. (432/1) Hünenburg (432/15) Du hast mich so manchemal betrogen, (443/32)
By synen, ya, ick en segge nicht meer, (6499) Dat se yd alle mochten seen. (6520) Alle de besten blyvens yw by. (6547)	By synen brödern/ ya/ ick segge nicht mehr/ Dat se ydt alle mochten apenbar seen. Alle de besten/ plichten vnd vallen juw by/	bey seinen Brüdern. Mehr sage ich nicht, (444/15) daß sie es alle offenbar sahen; (444/29) und alle die Rechtschaffenen pflichten und fallen euch bey. (449/16)
Reyncke sprak, danck hebben se, (6548)	Reynke sprack/ danck hebben se van my.	Reineke versetzete: dafür sollen sie Dank von mir haben. (449/18)
Reyncke vor en allen ghyneck// Myt den Kreytwarderen vor den Konynck: (6589/90)	Reynke vor allen in groter eere her ghinck/	als er mit den Kreiswärttern in großer Ehre vor den König trat. (450/13)
Reyncke knyede syck vor eme nedder. (6591)	Reynke knyede syck em demödigen nedder/	Er kniete sich demüthig nieder; (450/15)
He was in allen leden kranck, (6714)	He was in allen leden seer swack und kranck.	Denn er war in allen Gliedern schwach und krank. (460/10)
To synem teken, an synen broderen, // He haddet ghe- löset myt al synen Gode- ren, // De he syne dage hadde vorworven, // Dat he dar so nicht were vordor- ven, (6723-26)	Dat he so smeliken was vordoruen // Dartho schande vnd spott hedde vorworuen.	daß er schmäzlich überwunden worden, und sich Schande und Spott dazu erworben hatte. (460/15)

Wolfenbüttel 1711	Rostock 1549	Gottsched 1752
Überschrift zu Kapitel I/9		
keine Überschrift	Wo Bruen/ gefangen/ van den Buren geslagen wert/ entlick doch loß kumpt/ vnd syck ynt water giff.	Wie Braun gefangen, und von den Bahren sehr geschlagen wird; endlich doch los kömmt, und sich ins Wasser begiebt.
Überschrift zu Kapitel I/10		
keine Überschrift	Wo Reynke den geslagen Bruen/ by dem water ligen vandt/ ene bespottede/ vnd swygende/ maket syck Bruen van em wegh.	Wie Reineke den geschlagenen Braun bey dem Wasser liegend fand, und ihn verspottete; bis sich Braun stillschweigend davon machte.
Überschrift zu Kapitel I/13		
Wo Hyntze, de Kater, vorraden wart van Reynken un int stryck ghebracht, ghevungen myt losen valschen worden, un wat em wedder-voer.	Wo Hyntze de Kater van Reynken vorraden/ vnd mit losen valschen worden int strick gefangen gebracht wart/ Vñ wat em wedder-voer.	Wie Hinz der Kater von Reineken verrathen und mit losen falschen Worten in dem Stricke gefangen ward; und wie es ihm weiter ergieng.
Überschrift zu Kapitel I/21		
Wo Reynke ghevungen un ghebunden wart, un wart ghevoret na deme dode, un wo Reynkens vrunde orloff nemen.	Wo Reinke gefangen vnd gebunden/ thom dode geföret wart/ vnd wo syne fründe orloff nemen van dem Könige.	Wie Reineke gefangen und gebunden zum Tode geföhret ward, und wie seine Freunde vom Könige Abschied nahmen.
Überschrift zu Kapitel I/27		
Wo Reynke den Konnyneck un de Konnygynne vorleydet myt loghene, un se in waenhöpenyng brynckt van dem schatte.	Wo Reinke den Köninck vnd de Königinnen/ vorleidet mit syner lögene/ vnd se inn höpeninge bringet/ den Schatt tho bekamen.	Wie Reineke den König und die Königinn mit seiner Lüge verleitet, und ihnen Hoffnung machte, den Schatz zu bekommen.
Überschrift zu Kapitel I/29		
Hir na wert ghesecht, also wan eyn untruwe schalk by eynen vorsten is belastet, un myt loggen efte loste loss wert, un so des vorsten mod heft ummewendet. Denne werden se alle vorveret, de over den schalk hebbet gheklaget, un updat se van alsodanem umbelast blyven mogen, so seggen se al, wat dem untruwen leff is; un seggen, yd sy war, wes he heft gesecht, so gy hir na horen mogen van deme hasen.	Wo Reinke valsche/ jodoch schynende orsaken/ vorwendet/ worumme he mit dem Könige na dem Schatte/ nicht reysen dörue.	Wie Reineke falsche, doch scheinbare Ursachen vorwendet, warum er mit dem Könige nicht nach dem Schatze reisen könne.

Wolfenbüttel 1711	Rostock 1549	Gottsched 1752
Überschrift zu Kapitel I/34		
Wo Reynke ghynck syne vart, un tögede syck seer drovich, unde alle deeren eme mosten volghen vorder weghe.	Wo Reyncke ghinck syne vardt/ vnd ertögede syck seer bedröuet. Vnd wo alle Deerte em mosten volgen/ en beleidende.	Wie Reineke seinen Weg zog, und sich sehr betrübet erzeugete und wie alle Thiere ihm folgen mußten, ihn zu begleiten.
Überschrift zu Kapitel II/1		
Dat erste Capittel deses anderen bokes sprickt van deme groten hove, den de Konnyck helt, un wat manyger hande dere un vögele dar quemen. Sunderlyken secht hir de poete van der kreyen, efte Karock, un van dem Kanynen, wo de dar quemen, klagen-de over Reynken.	Van dem groten Haue/ den de Köning heldt/ vnd wat mannigerhande Deerte/ vnd Vögele/ dar weren/ Sonderliken/ wo de Kreye vnd dat Kanynen/ klagen auer Reinken.	Von dem großen Hofe, den der König gehalten, und wie vielerley Vögel dahin gekommen, und wie die Krähe nebst dem Kaninchen Reineken angeklaget.
Überschrift zu Kapitel II/6		
Wo Reynke myt syneme Ome, deme Grevynge, echt ghynck to dem hove des Konnynges, un wo Reynke bychtete.	Wo Reinke mit synem Ohem dem Greuinge/ auermals tho des Königes haue ginck/ vnd wo he vnder wegen bichtete.	Wie Reineke mit seinem Oheim, dem Dachse, abermal nach des Königes Hofe gieng, und wie er unterweges beichtete.
Überschrift zu Kapitel II/7		
Wo Reynke noch bychtet, un etlyke sunde enschuldigen wyl, umme quader exempele der Prelaten.	Wo Reynke noch bichtet/ unnd etlyke syner sünde entschuldigen wyl/ vmme quader exempele willen/ der Prelaten vnd Potentaten.	Wie Reineke ferner beichttet, und etliche seiner Sünden damit entschuldigen will, daß er die bösen Exempel der Prälaten und großen Herren anführet.
Überschrift zu Kapitel II/9		
Wo Marten, de Ape, reyse-de na Rome, un Reyncken motte, un syne sake myt syck nam, un van etlyken to Rome.	Wo Marten de Ape na Rome reysede/ vnd Reyncken mötte/ vnd syne sake mit syck nam. Vnd van etlyken lasteren tho Rome gebrücklick.	Wie Martin der Affe nach Rom reisete, und Reinekens Sache mit sich nahm; imgleichen von etlichen zu Rom gewöhnlichen Lastern.
Überschrift zu Kapitel III/10		
Hir sprickt Reyncke de drydden hystoryen, de up dem speygel stunt ghema- ket, so he sede al legende, un is van synen Vader, dem olden Vosse, un van den wylden Kater, de in dem holte lopt, den he hyr schendet myt worden.	Hyr vortelt Reyncke de Drüdde Historie/ de vp dem Spegele stunt gema- ket/ alse van synem Vader dem olden Vosse/ vnd van dem Wylden Kater.	Hier erzählt Reineke die dritte Geschichte, die auf dem Spiegel gestanden, nämlich von seinem Vater, dem alten Fuchse, und von dem wilden Kater.

Wolfenbüttel 1711	Rostock 1549	Gottsched 1752
Überschrift zu Kapitel IV/3		
Wo Reyncke spryckt van den Meer-Apen, efte Meer-Katten, wo he myt deme Wulve manckt de quam noch eyne andere fabele.	Reynke spreckt van den Meer Apen effte Meerkat-ten dat de suluen nicht syne Medderen synt/ noch eyne ander Fabel.	Reineke erzählet von den Affen, oder Meerkatzen, daß dieselben nicht seine Muhmen sind, noch eine andre Fabel.
Überschrift zu Kapitel IV/4		
keine Überschrift	Wo Reynke/ den Wulff manck de Meerkatten bringet/ dar he inn grote varlicheyt synes lyues quam.	Wie Reineke den Wolf unter die Meerkatzen bringet, wo er in große Lebensgefahr kam.
Überschrift zu Kapitel IV/5		
Wo Ysegrym Reyncken nicht konde vorwynnen myt nener klage, wente Reyncke brachte dat al entyegen syne practyken, syck to entschuldygen, do boet Ysegrym Reynken eynen hantschen un esschede en to kampe. Dyt was oldynges de wyse, wan eyn den anderen to kampe esschede, so boet he em eynen hantschen.	Als Isegrym Reynken nicht konde auerwynnen/ do esschede he en tho Kampe/ vnd vorrekede em eynen Hantschen/ wo ol- ding gebrücklick was/	Als Isegrim Reineken nicht überwinden konnte, da forderte er ihn zum Kampfe, und warf ihm einen Handschuh zu, wie vormals gebräuchlich war.

ses Druckes nicht folgt. Dagegen ist der Einfluß des Rostocker Druckes von 1549 auf den Erzähltext unverkennbar. Gottsched hat von diesem Druck so ausgiebig Gebrauch gemacht, daß man davon ausgehen muß, daß er mit zwei Vorlagen - 1711 und 1549 - parallel gearbeitet hat. Seine Interpretation des *Reynke de vos* hat also auch Einfluß genommen auf die Übersetzung des Erzähltextes. Bezeichnenderweise übersetzt er die Beichte des Fuchses, in der dieser die Geistlichkeit anklagt (V. 3697-4096), nach der protestantischen Version. Bei der weiteren Besprechung der Übersetzung, d.h. für eine Bewertung nach sprachlichen und stilistischen Kriterien, ist also auch der Rostocker Druck zu berücksichtigen.

2.2.2. Stilistische Umformungen

Eine Bewertung der Übersetzung Gottscheds kann nur vor dem Hintergrund seiner eigenen Äußerungen über die mit dem Werk beabsichtigte Wirkung vorgenommen werden. Im letzten Abschnitt seiner *Einleitung* bekennt er, daß er die Übersetzung auf Verlangen seines Verlegers habe anfertigen müssen, der geglaubt habe, das mittelalterliche Niederdeutsch sei weder von hochdeutschen noch von niederdeutschen Lesern zu verstehen. Zwar gebe

es schon ältere hochdeutsche Übersetzungen, doch diese könnten - abgesehen von großen inhaltlichen Mängeln - dem zeitgenössischen Leser nicht mehr genügen, denn die hochdeutsche Sprache habe "ungefähr, seit fünfzig Jahren, einen ganz anderen Schwung; und seit etwa 25gen eine weit größere Richtigkeit im Ausdrucke bekommen"⁸³. Ohne Zweifel spricht Gottsched hier auf seine eigenen Verdienste um die Entwicklung einer einheitlichen deutschen Schriftsprache an. Seine Bedeutung als Sprachreformer war - im Gegensatz zu der als Literaturwissenschaftler oder gar als Poet - nie umstritten. Seit 1727 war er Senior der *Deutschen Gesellschaft* in Leipzig, zu deren wesentlichen Aufgaben die Reform der Sprache gehörte. Im Jahre 1748 erschien seine *Deutsche Sprachkunst*, das zu seinen Lebzeiten wohl am meisten gelesene und einflußreichste seiner Werke⁸⁴. Einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung einer einheitlichen deutschen Schriftsprache leisten für Gottsched die Übersetzungen, die einen großen Teil seiner literarischen Produktion ausmachen. Abgesehen davon, daß man durch Übersetzungen seinen Landsleuten Schriften vermittele, die sonst den meisten unbekannt geblieben wären, schreibt er in den *Critischen Beyträgen*, habe die Sprache selbst viele Vorteile von den Übersetzungen: "Ein Übersetzer bemühet sich rein zu schreiben, weil man heut zu Tage nicht mehr den alten Ubelstand in unserer Sprache leiden kann"⁸⁵. In einem späteren Artikel heißt es, daß "gute Übersetzungen die geschicktesten Mittel sein sollten, eine Sprache immer vollkommener zu machen"⁸⁶. Es ist also davon auszugehen, daß Gottsched sich bei seiner Übersetzung des *Reynke de vos* von diesen sprachreformerischen Motiven hat leiten lassen, selbst wenn er in der *Einleitung* vorgibt, sich darum bemüht zu haben, "die alte Einfalt meines Schriftstellers beyzubehalten"⁸⁷. Immerhin deutet er hier auch schon an, stilistische Änderungen vorgenommen zu haben "zu Vermeidung des Ekels meiner Leser"⁸⁸. Gottsched hat dabei den Leser "von feinem Geschmacke"⁸⁹ im Blick, dem er das Werk von neuem nahebringen wolle, um es damit dem "Pöbel" zu entreißen - womit er auf die beliebte 'Volksbuch'-Version anspielt. Deutlich geht aus seinen Ausführungen in der *Einleitung* hervor, daß er, um die angestrebte Wirkung auf den zeitgenössischen Leser zu erzielen, durchaus bereit ist, die Ästhetik des Originals zu opfern.

83 GOTTSCHED (wie Anm. 42) S. 66.

84 J.Ch. GOTTSCHED, *Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst*, Leipzig 1748.

85 *Beyträge* (wie Anm. 49) Bd. 1, 1. Stück, Leipzig 1732, S. 79f.

86 *Beyträge* (wie Anm. 49) Bd. 5, 17. Stück, Leipzig 1737, S. 320.

87 GOTTSCHED (wie Anm. 42) S. 68.

88 GOTTSCHED (wie Anm. 42) S. 67.

89 Ebd.

Bisher liegen zwei größere Untersuchungen vor, die sich mit den stilistischen Umformungen, die Gottsched bei seiner Übersetzung des mnd. *Reynke* vorgenommen hat, beschäftigen. Ch. Bergmann⁹⁰ versucht durch Gegenüberstellung dreier Fassungen des Tierepos - des Lübecker *Reynke*, Gottscheds Übersetzung und Goethes Bearbeitung - deren charakteristische Wesenszüge, die sich aus den sprachlichen Umgestaltungen ablesen ließen, herauszuarbeiten und diese auf die dahinterstehende Haltung ihrer Bearbeiter zu befragen. Ist Bergmanns Ansatz, 'Stil' als Ausdruck der persönlichen und zeitbedingten Haltung eines Autors zu begreifen, als ein historischer grundsätzlich zu begrüßen, so muß ihm doch vorgeworfen werden, daß er es nicht bei der Kontrastierung und den daraus zu gewinnenden Einsichten beläßt, sondern letzten Endes die drei Werke gegeneinander ab- bzw. aufwertet. Daß dabei allein der Goetheschen Bearbeitung "geistige Tiefe"⁹¹ bescheinigt wird, mußte wohl nicht ausdrücklich hervorgehoben werden. So ist auch Bergmanns merkwürdige Äußerung, Gottscheds Übersetzung folge "dem nd. Sprachdenkmal in geradezu peinlicher Genauigkeit"⁹², - wenn überhaupt - nur aus dem Kontrast zu Goethes freier Nachdichtung zu verstehen.

Sieht man einmal von den unglücklichen Wertungen ab, so liefert uns Bergmanns Untersuchung doch einige Einsichten in die Arbeitsweise und die dahinter stehenden Intentionen Gottscheds. Die Analyse des Wortschatzes ergibt, daß Gottsched die derben Ausdrücke *beschyten*, *schyten*, *schyt*, *dreck*, *seychen*, *beseychen*, *bemygen*, *myge* vermeidet, wobei er jedoch nicht konsequent verfährt, denn er verwendet immerhin die Wörter *pissen*, *Brüder* und *Hure*. Die für das Original typischen Wiederholungen sucht er zu vermeiden und einfache Verben oder Substantive, wie z.B. *doen*, *gan*, *stert*, durch brillantere Formulierungen zu variieren. Bergmann erklärt diese Änderungen mit der Beschränkung des Adressatenkreises auf das vornehme Bürgertum. Gottscheds Übersetzung gehöre einer anderen kulturhistorischen Situation an als das mnd. *Tierepos*. Die Literatur der Gottschedzeit sei beeinflußt von der französischen Art zu dichten; der Kunststil jener Epoche verwerfe alles Derbe und Vulgäre, was beim *Reineke Fuchs* zur Abschwächung der anstößigen Stellen geführt habe, um ihn der an höfische Umgangsformen gewöhnten bürgerlichen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts angenehm zu machen. Zu diesem Zweck habe Gottsched auch versucht, alles möglicherweise Unverständliche des alten Textes, das aus der Abbildung der historischen Situation des 15. Jahrhunderts resultiere, zu erklären und die nur

90 Ch. BERGMANN, *Stilistische Untersuchungen dreier Fassungen des Tierepos vom Reineke Fuchs*, Leipzig 1963.

91 BERGMANN (wie Anm.90) S.4.

92 BERGMANN (wie Anm.90) S.1.

im Rahmen des alten feudalen Systems verständlichen Begriffe durch modernere zu ersetzen. Als Beispiele nennt Bergmann u.a. *undersaten*, *eddelicheyt*, *knecht*, die Gottsched durch die neuzeitlichen Begriffe *Unterthanen*, *Majestät*, *Hofleute* ersetzt habe; außerdem führe er den Begriff *Staatsdiener* ein, der dem Bearbeiter des Reynke noch unbekannt gewesen sei. Für den Bereich der Syntax wird festgestellt, daß Gottsched die für den Stil des mnd. Werkes charakteristischen Sätze, die gedankliche Sprünge aufwiesen und nicht immer logisch durchkonstruiert seien, oft so verändert habe, daß rational durchdachte Strukturen und Abhängigkeiten sichtbar gemacht würden. Damit verwandle sich die "lebendig-frische Volksdichtung ... in die schwerfällig-langatmige Arbeit eines Gelehrten"⁹³. Hier nimmt Bergmann seinen ursprünglich historischen Ansatz zugunsten subjektiver Wertungen wieder zurück. Gottscheds Prosa vor dem Hintergrund seiner Übersetzungstheorie und sprachreformerischen Bemühungen zu beurteilen, kommt ihm nicht in den Sinn.

Ähnliches gilt für die Arbeit von G. Östlund⁹⁴, die sich in ihrem ersten Teil ebenfalls mit den stilistischen Änderungen Gottscheds auseinandersetzt und die hier weniger referiert als in ihren Voraussetzungen und Schlußfolgerungen kritisiert werden soll. Östlund geht aus von der Übersetzungstheorie des Gottschedkreises, so wie sie durch G. Fuchs in dessen Dissertation⁹⁵ dargestellt wird. Diese Übersetzungstheorie ist entstanden aus der Überzeugung, daß alle in einer bestimmten Sprache geschriebenen Bücher im Prinzip originalgetreu in eine andere Sprache übertragen werden können. Der Unterschied der Sprachen besteht nur in einem unterschiedlichen Zeichensystem, die Erkenntnisfunktion ist in allen Sprachen die gleiche. Dennoch kann die ideale, wort-wörtliche Übersetzung für Gottsched schon wegen der Unvollkommenheit der Sprache und der Übersetzer nie realisiert werden. Östlund hat bei ihrer Darstellung der Übersetzungstheorie des Gottschedkreises den entscheidenden Punkt nicht erwähnt, daß nämlich von Gottsched die Gesetze derjenigen Sprache, in die übersetzt wird, einschränkungslos anerkannt werden, damit die Übersetzung einem Original gleichgemacht werde⁹⁶. Wichtigstes Kriterium für die Beurteilung einer Übersetzung ist daher, ob sie es erreicht hat, den Text vollkommen in die neue Sprache zu übertragen. Es ist besser für die Qualität der Übersetzung,

93 BERGMANN (wie Anm.90) S.201.

94 Gisela ÖSTLUND, *Gottscheds Übersetzung des Reinke de vos*, NdM 16/18 (1960/62) 132-185.

95 G. FUCHS, *Studien zur Übersetzungstheorie und -praxis des Gottsched-Kreises. Versuch einer Wesensbestimmung des nachbarocken Klassizismus*, Freiburg/Schweiz 1936.

96 FUCHS (wie Anm.95) S.19.

wenn sie sich vom Original etwas entfernt und mit dem sprachlichen Ausdruck frei umgeht, als daß sie sich zu eng an das Original anlehnt und dabei reine Nachahmung bleibt⁹⁷. "Die Übersetzung will weniger mit dem Maßstab der Originalähnlichkeit als mit dem der 'Schönheit an sich' gemessen werden; sie beansprucht ein ästhetisches Eigenrecht neben der Originaldichtung und will wie diese mühelos unterhalten und belehren, indem sie sich in ihrer sprachlichen und inhaltlichen Allgemeinverständlichkeit ohne tiefere individuell-persönliche Eigenheit den Bedürfnissen des Publikums anpaßt"⁹⁸. Die Forderung der Sprachrichtigkeit gilt für die Übersetzung ebenso wie für das Original.

Wie sich zeigen wird, ist es kein Zufall, daß Östlund gerade diese Voraussetzungen nicht ausdrücklich erwähnt. Was das Problem der Formübertragung betrifft, so hat sie ganz richtig dargestellt, daß für Gottsched und die anderen Übersetzer seines Kreises die originale Form nur zufällig ist und deshalb für die Übertragung jede beliebige andere Form gewählt werden darf. Dabei hält es Gottsched für sinnvoller, poetische Texte in deutsche Prosa zu übersetzen. Methodisch ist zu Östlunds Versuch, stilistische Änderungen in der Übersetzung des mnd. Epos aufzuzeigen, anzumerken, daß sie die Gottschedsche Übersetzung nicht als notwendiges Resultat seiner Übersetzungstheorie anerkennt, sondern sie losgelöst von dieser Theorie untersucht. Es ist zu fragen, warum sie ihrer Untersuchung die Darstellung der Übersetzungstheorie Gottscheds ohne jede Kritik vorausgeschickt hat, wenn sie bei der Besprechung der praktischen Ergebnisse dieser Theorie nicht darauf zurückgreift. Wenn man die Übersetzungstheorie nicht akzeptiert, und das scheint bei Östlund der Fall zu sein, muß man notwendig zu dem Ergebnis gelangen, Gottsched habe den mittelalterlichen Stil des Tierepos verfälscht. Einfacher wäre es gewesen, Östlund hätte gleich die Theorie kritisiert und ihre Vorstellungen von einer Übersetzung eines mittelalterlichen Werkes dargelegt, dann wäre ihre spätere detaillierte Kritik an Gottsched vielleicht einsichtiger geworden.

Allgemein stellt Östlund fest, daß in der Gottschedschen Übersetzung die "epischen Stilmerkmale" des Originals fast völlig fehlen. Das liege daran, daß Gottsched das Werk in Prosa umgeformt habe, die sie für ungeeignet hält, "den Geist des Gedichtes"⁹⁹ wiederzugeben. Solche subjektiven und schwer faßbaren Kategorien werden ständig zur Bewertung der Übersetzung herangezogen. Im Verlaufe ihrer Arbeit weist Östlund nach, daß fast alle "charakteristischen Stilwerte" des *Reynke de vos* durch die "ge-

97 FUCHS (wie Anm.95) S.20.

98 FUCHS (wie Anm.95) S.34.

99 ÖSTLUND (wie Anm.94) S.140.

lehrte Umständlichkeit der Gottschedschen Prosa getilgt¹⁰⁰ wurden; sie sieht aber nicht, daß Gottsched dabei nur den Normen der hochdeutschen Literatursprache entsprechen bzw. diese Normen erst setzen wollte¹⁰¹. Als Stilwerte des *Reynke* werden u.a. herausgestellt: Parallelismus, emphatische Umschreibungen und Wiederholungen, flickwortartige und formelhafte Sätze, Überspringen von Gedankengliedern, asyndetische Satzbildung, verbaler Satztypus, paarige Formeln bei Verben, Bevorzugung der direkten Rede, nachgestellte Appositionen, Pleonasmus bei Adjektiven, häufiger Gebrauch analoger Adjektive, Nachstellen von Adjektivattributen. Immer wenn Gottsched diese Stilwerte getilgt hat, und das sei fast ständig der Fall, bewertet Östlund dieses Vorgehen negativ; das *Tierepos* werde dadurch "seines altertümlichen Charakters"¹⁰² beraubt, die "Lebendigkeit und Natürlichkeit der Schilderung"¹⁰³ oder die "Einfachheit des orig. Stils"¹⁰⁴ werde verdorben, "die unmittelbare Sachlichkeit des orig. Stils"¹⁰⁵ aufgehoben, die "Fülle und Belebtheit der Darstellung"¹⁰⁶ des Originals werde nicht beibehalten, überhaupt fehle Gottsched "das Vermögen, sich in die spezifische Atmosphäre der dichterischen Vorlage hineinzuleben"¹⁰⁷. Damit verliere die Übersetzung "ihren künstlerischen Wert"¹⁰⁸. Subjektive und emotionale Bewertungskriterien dieser Art können aber keine Grundlage sein für die Kritik eines literarischen Werkes. Östlunds Bewertung der Übersetzung bleibt völlig losgelöst von den Bedingungen der Zeit, in der das Werk entstanden ist. Aufgrund ihres detaillierten Textvergleichs kann man nur zu dem Ergebnis kommen, daß Gottscheds Arbeit nicht mißverstanden werden darf als bloße Wort-für-Wort-Übersetzung; vielmehr sollte sie vor dem Hintergrund seiner Übersetzungstheorie als literarisch eigenständiges Werk gewürdigt werden.

2.2.3. Übersetzungsfehler

"Gottsched ist zwar mit R. Voß auf der Jagdt gewesen, hat

100 Ebd.

101 Völlig unvermittelt kommt sie dann allerdings in der "Zusammenfassung" zu der Einsicht, daß die Stiltreue dem vorbildlichen Deutsch habe weichen müssen, was aber auch hier wieder nur negativ gewertet wird. ÖSTLUND (wie Anm.94) S.182.

102 ÖSTLUND (wie Anm.94) S.144.

103 ÖSTLUND (wie Anm.94) S.145.

104 ÖSTLUND (wie Anm.94) S.147.

105 ÖSTLUND (wie Anm.94) S.148.

106 ÖSTLUND (wie Anm.94) S.157.

107 ÖSTLUND (wie Anm.94) S.182.

108 ÖSTLUND (wie Anm.94) S.183.

aber zu viele Böcke geschossen"¹⁰⁹. Wie eine Reihe anderer Zeitgenossen war auch dieser Kritiker der Meinung, der *Reineke Fuchs* enthalte zu viele Übersetzungsfehler. Schon 1759 erschien im *Bremischen Magazin*¹¹⁰ ein umfangreiches Verzeichnis von Übersetzungsfehlern, die sich bei genauer Durchsicht jedoch zu einem großen Teil als stilistische Umformungen erweisen und somit nicht als Fehler gewertet werden dürfen. In jüngster Zeit ist die Übersetzung noch einmal von Östlund, im zweiten Teil der bereits oben besprochenen Arbeit, auf mögliche Fehler hin überprüft worden. Ihr Verzeichnis ist unterteilt in Lesefehler, Fehler, die auf "irreführende Wörter" - damit meint sie Interferenzen zwischen dem Hochdeutschen und dem Niederdeutschen -, und solche, die auf Unkenntnis mnd. Wörter zurückzuführen sind. Dabei weist sie selber schon auf die Problematik der Deutung einer abweichenden Übersetzung als 'Fehlübersetzung' hin und gibt zu, daß es sich in einigen Fällen durchaus um bewußte stilistische Änderungen handeln könne. Diese Einschränkung trifft wohl besonders dann zu, wenn 'falsch' übersetzte Wörter in einem anderen Kontext 'richtig' übersetzt wurden.

Insgesamt verzeichnet Östlund 9 Lesefehler, 36 Interferenzfehler und 17 Fehler, die auf Unkenntnis mnd. Wörter beruhen, weist aber darauf hin, daß sie für die letzten beiden Gruppen nur eine Auswahl des gesammelten Materials liefere. Von den bei ihr als Fehler gewerteten abweichenden Übersetzungen müssen m.E. einige gestrichen werden, die - abgesehen von vier Fällen, wo die Fehler schon bei Hackmann liegen bzw. nach dem Rostocker Druck übersetzt wurde - ebensogut als bewußte stilistische Änderungen gewertet werden können oder sogar müssen¹¹¹. Andererseits hat ein erneuter Textvergleich nur verhältnismäßig wenige eindeutige Fehler hinzukommen lassen¹¹², so daß insgesamt die Zahl der als Fehlübersetzungen zu wertenden Abweichungen die bei Östlund genannten Zahlen nicht übersteigt.

109 Zitiert bei E.J.H. TIADEN, *Das Gelehrte OstFriesland*, 1.Bd., Aurich 1785, S.75.

110 *Anmerkungen zur Verbesserung einer künftigen Auflage der Gottschedischen Übersetzung des Reinicke Fuchses*, *Bremisches Magazin zur Ausbreitung der Wissenschaften, Künste und Tugend*, 4.Bd., 2.Stück, Bremen Leipzig 1759, S.335-394.

111 Aus Raumgründen können hier nur die entsprechenden Verszahlen angegeben werden; die Glosse wird bei Östlund nicht berücksichtigt: V.1077 (der Fehler liegt schon bei Hackmann), 2227-30, 2572, 3143-46, 6021-23 (hier hat Gottsched nach Rostock 1549 übersetzt); 653-54, 1876, 2094-95, 4755-56, 5188, 6119; 219, 1776 (Hackmann), 2229, 4161-62, 4974, 5236-37; 1132, 6011-12; 4040 (Rostock), 5321-22; 1534-36, 5075; 247-48, 1604-05, 6136; 3246, 4734, 6336.

112 V.377 (Gottsched S.94/Z.15), 604 (109/11), 1075 (133/9), 1186 (138/9), 1255 (140/6), 1263 (140/13), 1559 (160/16), 1577 (160/28), 1665 (171/4), 1696 (173/32), 2236 (199/35), 2692 (233/2), 2783-86 (240/12), 3801 (291/9), 4405-06 (331/9), 5296-98 (378/12), 6101 (427/27), 6647 (453/22).

Unerklärlich ist, wie Ostlund aufgrund dieser nur geringen Zahl von Belegen von "verhältnismäßig oft vorkommenden Entgleisungen"¹¹³ und "zahlreichen Ungeschicklichkeiten"¹¹⁴ sprechen und behaupten kann, Gottsched sei den "irreführenden Wörtern" unaufhörlich zum Opfer gefallen¹¹⁵. Ihre ungerechtfertigte Beurteilung, Gottsched habe "sich das Übersetzen aus dem Niederdeutschen zu leicht und unkompliziert"¹¹⁶ gemacht, seine Übersetzung erwecke den "Eindruck der Eile"¹¹⁷ und zeige, daß er "sich um diese Zeit seiner angeborenen nd. Sprache entfremdet"¹¹⁸ hätte, wird allerdings durch die "Gesamtbewertung", der *Reineke Fuchs* mache bezüglich der Bewältigung des Niederdeutschen "einen befriedigenden Eindruck"¹¹⁹, modifiziert. Als Ergebnis des Textvergleichs kann m.E. nur festgestellt werden, daß die Übersetzung zwar eine Reihe von Fehlern aufweist, ihre Zahl aber lange nicht so hoch ist, wie uns zeitgenössische Rezeptionszeugnisse glauben machen wollen.

3. Zusammenfassung

Als F.A. Hackmann zu Beginn des 18. Jahrhunderts den Lübecker *Reynke de vos* durch eine neue Edition einem gelehrten Publikum wieder zugänglich machte, schuf er damit die Voraussetzung für eine Neueinschätzung des Dichtungsthemas. Seit seiner Auseinandersetzung mit der Verfasserfrage und der Wirkungsgeschichte des Werkes ist der Text über seine Funktion als Lesestoff hinaus immer wieder Gegenstand philologischer Bemühungen gewesen. Hackmanns 'Entdeckung' Hinrek van Alckmers führte zu einer verstärkten Suche nach möglichen Vorlagen des niederdeutschen Werkes, obwohl - wie so oft in der Philologie - unsere heutige Kenntnis der Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte eher auf zufälligen Funden beruht.

Hackmanns Edition des Textes wird - gemessen an anderen Ausgaben mittelalterlicher Dichtung des 18. und 19. Jahrhun-

113 OSTLUND (wie Anm.94) S.160.

114 OSTLUND (wie Anm.94) S.161.

115 OSTLUND (wie Anm.94) S.164.

116 Ebd.

117 OSTLUND (wie Anm.94) S.184.

118 OSTLUND (wie Anm.94) S.185; Gottsched lernte in seinem Königsberger Elternhaus sowohl Hochpreußisch als auch das niederdeutsche Niederpreußisch. Vgl. W. MITZKA, *Das Niederdeutsche Gottscheds und der Gottschedin*, Nd.Jb. 52 (1926) 56-64. H. PENZL, *Gottsched und die Aussprache des Deutschen im 18. Jahrhundert*, Sprachwissenschaft 2 (1977) 61-92.

119 OSTLUND (wie Anm.94) S.184.

derts - trotz zahlreicher kleiner Abweichungen dem Lübecker Druck durchaus gerecht.

Der Vorzug der Gottschedschen *Einleitung* zum *Reineke der Fuchs* liegt weniger in ihrer Originalität als in der systematischen Art der Darbietung; in der Darstellung der 'Fakten' jedenfalls gelangt sie kaum über Hackmanns *Programma* hinaus. Gottscheds Diskussion der Verfasserfrage und seine Argumentation für einen deutschen Ursprung des Dichtungsthemas sind eher als Ausdruck seiner Bemühungen zu werten, der deutschen Literatur einen ebenbürtigen Platz neben der französischen zu verschaffen. Der in der Forschungsliteratur üblich gewordenen Apostrophierung als "erste wissenschaftliche Untersuchung"¹²⁰ des Werkes sollte man deshalb skeptisch gegenüberstehen. Das gilt auch für die Bibliographie der *Reynke*-Ausgaben und -Übersetzungen, die entscheidende Kenntnisse - und Irrtümer - der Hackmannschen Darstellung verdankt.

Gottsched stand mit dem Wolfenbütteler Druck eine dem Original von 1498 durchaus gleichwertige Vorlage zur Verfügung; außer von dieser Edition machte er bei seiner Übersetzung ausgiebig vom Text des Rostocker Druckes aus dem Jahre 1549 Gebrauch, während andere mögliche Quellen - die hochdeutsche Versübersetzung von 1544 und der Frankfurter Druck aus dem Jahre 1575 - keinen Einfluß auf den Text hatten. Bezogen auf die gesamte Anlage des Werkes bedeutet diese Feststellung, daß der Wolfenbütteler und der Rostocker Druck als gleichwertige Vorlagen für Gottscheds *Reynke*-Bearbeitung zu gelten haben: der Übersetzung der beiden Lübecker folgt die der beiden Rostocker Vorreden, der Erzähltext benutzt den Lübecker und den Rostocker Text als Quelle, der Übersetzung der Lübecker folgt jeweils die der Rostocker Glossierung. Einzig die sowohl den Erzähltext als auch die Glossierung begleitenden Marginal-Glossen, ein charakteristisches Merkmal des Rostocker Druckes, fehlen in Gottscheds Ausgabe. Bedenkt man dazu Gottscheds oben dargestellte Interpretation des *Reynke*, so wird deutlich, daß er uns mit seinem *Reineke der Fuchs* bewußt eine Mischung aus dem Lübecker 'Ur'-Text und dessen reformatorischer Bearbeitungsform darbietet, die sowohl seinen kulturpatriotischen Zielen dient als auch in sein Programm der politischen Aufklärung durch Literatur paßt.

Darüberhinaus verfolgt Gottsched mit seiner Arbeit sprachreformatorische Ziele, die sich in der stilistischen Umformung des Textes niederschlagen. Er bemüht sich, getreu zu überset-

120 Zuletzt W. RÜCKE, *Fuchsjagd und hoefischer Friede. Das niederdeutsche Tierepos "Reynke de vos" von 1498*, in: *Adelsherrschaft und Literatur*, hrg. v. H. WENZEL (Beiträge zur älteren deutschen Literaturgeschichte, 6), Frankfurt 1980, S.330, Anm.5.

zen, ohne aber gegen die Normen der Schriftsprache seiner Zeit zu verstoßen. Der in diesem Zusammenhang besprochenen Forschungsliteratur muß - abgesehen von dem grundsätzlichen Einwand, daß sie allein den Wolfenbütteler Druck als Vergleichstext heranzieht - unhistorische Bewertung vorgeworfen werden, wenn sie die Bearbeitung mißversteht als gescheiterten Versuch einer wortwörtlichen Übersetzung. Der *Reineke Fuchs* sollte vor dem Hintergrund der Gottschedschen Übersetzungstheorie als literarisch eigenständiges Werk gewürdigt werden.

Allerdings sind Gottsched bei seiner Übersetzung eine Reihe von Fehlern unterlaufen, deren Zahl jedoch nicht so groß ist, wie zeitgenössische Rezeptionszeugnisse, Auseinandersetzungen mit dem Werk im Rahmen der Goethe-Forschung des 19. Jahrhunderts und eine aus jüngster Zeit stammende Untersuchung behaupten. Allzu eilfertig ist im Falle des *Reineke der Fuchs* von einer nur geringen Popularität und einer größtenteils negativen zeitgenössischen Kritik auf eine schlechte Qualität der Übersetzung geschlossen worden.

Claus Schuppenhauer, Bremen

HERMANN CLAUDIUS *MANK MUERN*

Ein Kapitel von niederdeutscher Ideologie und ihren Folgen

1. Geht es um Hermann Claudius, sind sich mindestens die Beobachter der niederdeutschen Literatur seit eh und je einig. Da ist keiner, der eine Ausnahme macht oder auch nur Bedenken anmeldet: Alle weisen sie ihm einen Ehrenplatz in der Galerie der bedeutenden niederdeutschen Dichter an. Diese Entscheidung gründen sie so gut wie ausschließlich auf die Betrachtung jener Gedichte, die unter dem Titel *Mank Muern* 1912 zuerst erschienen sind. Und bei dieser Betrachtung fördern sie - mit nur geringen Nuancen - seit 70 Jahren immer gleiche Erkenntnisse, Deutungen und Wertungen zutage.

Solche Einmütigkeit muß nachgerade Staunen erregen. Wenn irgendwo, dann pflegen sich Unterschiede in Temperament, Wissen und Weltanschauung doch dort zu zeigen, wo Literarisches zu wägen ist. Überdies mögen die Zeitläufte, von denen hier zu reden ist, zu allem verlocken - gewiß aber nicht dazu, daß man unbeirrt an Meinungen festhält, die schon zu Kaisers Zeiten gegolten haben. Eine nähere Prüfung ist also wohl angebracht.

2.1. Zunächst mögen ausführliche Zitate aus zwei frühen Besprechungen einen Eindruck davon geben, wie die zeitgenössischen Kritiker Claudius' Erstling von 1912 aufgenommen haben. Da schreibt etwa Rudolf Werner in der Zeitschrift der Hamburger Vereinigung "Quickborn" voller Begeisterung:

Ein wundervolles Buch! (...) Es ist die Welt, die "mank Muern", das heißt, zwischen kahlen, schmutzig-grauen Häusermauern und qualmenden Fabrikschornsteinen versteckt liegt, versteckt vor den Augen der meisten wohlhabenden, feingebildeten Menschen. Wenn sich einer von ihnen einmal in diese Welt verirrt, so macht er schleunigst, daß er wieder hinauskommt, denn sie beleidigt sein ästhetisches Gefühl, er findet sie unschön, greulich, poesielos. Ist sie das wirklich? (...) laßt euch die Augen auftun von dem Dichter (...). Und dabei ist Claudius durchaus ehrlich, er färbt nicht schön, nennt jedes Ding (...) beim rechten Namen; aber er wittert mit untrüglichem Spürsinn das Schöne heraus und wär's noch so tief unter Dreck und Lumpen und Gerümpel verborgen. Er belauscht im Hinterhaus (...) das Mutterglück der Frau des versoffenen Arbeiters, er ahnt mit den spielenden Kindern

auf der Straße trotz Wagenlärm und grellem Laternenlicht das Nahen des Frühlings (...).

Und alles lebt in den Gedichten! Manche wirken wie Federzeichnungen. Mit wenigen, aber sicheren Strichen sind da typische Gestalten hingeworfen (...). Auch an Humor fehlt es dem Buche nicht; er überwiegt wohl sogar (...). Aber hie und da klingt in die humoristische Stimmung ein tieferster Unterton hinein, und in vielen Gedichten herrscht er allein. Denn auch über den schmutzigen, starren Mauern des Fabrikviertels brütet unerbittlich ein gewaltiges Schicksal. Der Alltagsmensch merkt es gar nicht, die Armen, die unter dem Druck der täglichen Frone dahinleben, ahnen es nur zuzeiten, der Dichter aber schaut es, ihm verkörpert es sich zum Beispiel in dem protzig sich aufreckenden Fabrikshornstein, der den Tausenden, die zu seinen Füßen tagaus tagein arbeiten, das rote Blut aus den Wangen saugt und sich so seinen runden Bauch anmästet. So gewinnt auch das Unbeseelte Seele und lebendigen Willen. Einzelne von den Gedichten dieser Art umfassen den Leser unwiderstehlich mit einer geheimnisvollen Märchenstimmung (...).

Ganz entzückend sind die Kindergedichte. Wie fein beobachtet da der Dichter! Wie ist er selbst mit seinem Herzen dabei! (...)

Überhaupt scheint mir die zutrauliche Herzlichkeit, mit der Hermann Claudius sich in das eng begrenzte Leben der kleinen Leute versenkt, als ob er zu ihnen gehörte, das verwandtschaftliche Band zu sein, das ihn mit seinem Großvater (richtig: Urgroßvater, C.S.) Matthias verknüpft¹.

Auch der Kritiker des Kieler Blattes *Die Heimat*, Heinrich Lund, denkt beim Namen Claudius sofort an die "ländliche(n) Friedensbilder" des alten Matthias; er fühlt sich - Arno Holzens naturalistische Programmverse indirekt zitierend - in die schöne Zeit zurückversetzt, "als noch nicht der schrille Pfiff der Dampfsirene den sanften Gesang der Nachtigall brutal übertönte". Dann freilich fährt er fort:

Von solch sanftem Klange merkt man in dem Buche des modernen Dichters (...) recht wenig; hier tönen trotz der plattdeutschen Sprache durchaus moderne Melodien (...). "Mank Muern" spinnt es sich ab, das Leben des großen schwarzen Heeres, das in der Frühe aus den Türen hervorströmt und den Fabriken, Werften und Ladeplätzen zueilt. (...)

1 Mitteilungen aus dem Quickborn 6 (1912/13) 38-39.

Nun kommt der lange, schwere Arbeitstag. Wir sehen sie vor uns, alle, die Tag für Tag in saurer Arbeit ihr Brot verdienen müssen: (...)

Aber auch die lauten und stillen Freuden lernen wir kennen, die dem Großstädter blühen, dem "Jungvolk" im "Danzsalon" und "achtern Hollerbusch", dem Mann in seinem Gärtchen (...). Und wenn der Frühling kommt, dann geht er wohl einmal am Sonntagmorgen hinaus auf die Heide und hört dort die erste Lerche (...).

Viel besser kennt er aber die Straßenmusik und die Lieder der Großstadtkinder (...). Der Dichter kennt das Glück der Großstadtleute, er kennt auch ihr Leid. Ob er sie nicht im Grunde bedauert? (...)

Das sind Klänge aus dem Büchlein (...). Heimatklänge sind's alle, denn für eine große Schar unserer Volksgenossen ist nun einmal die Großstadt der Heimatboden. Und wer wollte sich nicht freuen, wenn auch ihnen die Umwelt verklärt wird! (...) Ich habe manches Gedicht gelesen, das auf dem Asphalt-pflaster entstanden war, selten mit ungetrübtem Genuß, oft mit Widerwillen: um so mehr habe ich mich gefreut, in diesem Bändchen ausgesprochener Großstadtgedichte so viel gesunde, bodenständige Poesie zu finden. (...) ²

2.2. Die beiden Besprechungen lassen klar erkennen, welche Gedanken sich bei erster Lektüre des Buches anboten. Neben sie sei nun zum Vergleich das Bild gestellt, das die Verfasser von Übersichten über die niederdeutsche Literatur von Claudius und seiner Leistung entwerfen. Der Kürze und Deutlichkeit wegen gebe ich es in der Form einer Zusammenschau wieder, die die Einzelbeobachtungen aller Literarhistoriker geordnet vorführt. Sie beruht auf den einschlägigen Passagen in acht derartigen Abrissen; deren Erscheinungstermine verteilen sich ziemlich gleichmäßig auf die Jahrzehnte seit 1912³. Danach ist Claudius' Werk so zu kennzeichnen:

² Die Heimat (Kiel) 22 (1912) 262-263.

³ Vgl. (A =) H.K.A. KRUGER, *Geschichte der niederdeutschen oder platt-deutschen Literatur vom Heliand bis zur Gegenwart*, Schwerin 1913; (B =) W. STAMMLER, *Geschichte der niederdeutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart*, Leipzig Berlin 1920; (C =) C. BORCHLING, *Die niederdeutsche Lyrik in ihrer geschichtlichen Entwicklung*, in: *Hausbuch niederdeutscher Lyrik*, hrg. v. A. JANSSEN - J. SCHRAPEL, München 1926, S.7-22; (D =) C. BORCHLING, *Die niederdeutsche Literatur im 20. Jahrhundert, II: Die Versdichtung*, in: *Tausend Jahre Plattdeutsch*, Bd.2: *Proben niederdeutscher Sprache und Dichtung von 1900 bis zur Gegenwart*, hrg. v. C. BORCHLING - H. QUISTORF, Glückstadt 1929, S. 13-38; (E =) H. TESKE, *Die niederdeutsche Dichtung seit Klaus Groth*,

Er sprengt, neben Robert Garbe und August Seemann, die "engen Grenzen der Heimatkunst", vollzieht die "Abkehr von der volkstümlich verankerten Lyrik Klaus Groths". Stattdessen will er "absolute Poesie, Problemdichtung in niederdeutscher Sprache, schaffen" (C 21). "Neue leitende Ideen in der Kunst", die dem "Menschentum" gelten, nimmt er auf (B 122); "die moderne Entwicklung in Industrie und Großstadt" (D 32) mit ihren "modernen Problemen" (A 145) ist ihm Anlaß, "das Stoffgebiet der nnd. Lyrik" um "die Großstadt, den Hamburger Hafen, die Fabrik, den Proletarier" zu erweitern (G 2430). Dabei ist er kein "Theoretiker" (C 21), geschweige denn ein "verdediger van een of ander programma", ein "partijdichter" (F 73). Er "reflektiert" nicht einmal, "sucht auch keine weltanschaulichen Hintergründe darzustellen" (G 2430). Vielmehr ist er schlicht "een levend mensch, met een warm hart" (F 73), dem "Menschenliebe, Weltliebe (...) das Leitmotiv" abgibt (B 124) und der in "naive(r) Lebendigkeit des Fühlens" (D 32) die "Seele der Stadt", den "Zweck des Daseins, der Arbeit" zu ergründen strebt (B 124) - mehr oder weniger durch pure Schilderung dessen, "was er sieht und hört" (G 2430).

Im einzelnen geht er "vom Problem der Großstadt" aus (C 21); indes "bejaht" er sie "und ihre neuen Formen rückhaltslos" (D 32). Sein geschichtliches Verdienst ist deshalb mit "Einbeziehung der Großstadt (...) in die nnd. Dichtung" (H 511) nur unzureichend beschrieben. Er hat vielmehr "die Lyrik in die Mauern der Großstadt verpflanzt" (E 176; vgl. F 71), hat - genauer - deren "Schönheit" und "Poesie" erst "entdeckt" (B 123; vgl. D 32). Und so "zeichnet" er nicht allein "mit sicherem Griffel (...) die Straße und den Hafen" (A 147), formt nicht einfach Gesehenes zu vielen "Bildern" (G 2430), sondern "singt von der Stadt, von den Mauern, den steinernen Strassen, den Fabriken, dem Hafen" (E 176; vgl. F 71/72, B 123), "singt" eben das "Lied" der Großstadt (C 21). Sie freilich wird ihm vorzugsweise am Beispiel Hamburgs konkret faßbar (A 147, B 123, H 511). Da die Großstadt zuvörderst Lebenswelt von Menschen ist, kann dies alles "nur mit einem guten Einschub sozialer Gesinnung geschehen" (D 32). Der auf Schilderung des Gesehenen und Gehörten bedachte Autor schließt die Augen nicht ausgerechnet "voor de ellende welke hij ziet" (F 73); "soziales Denken hindert ihn, an den Gruppen der

DE VLAG. Zeitschrift der Deutsch-Vlämischen Arbeitsgemeinschaft 1 (1937) 160-178; (F =) H. TESKE, *De Nederduitsche Literatuur*, Brussel 1942; (G =) G. CORDES, *Niederdeutsche Mundartliteratur*, in: *Deutsche Philologie im Aufriß*, 2. Aufl., Bd. 2, Berlin 1960, Sp. 2405-2444; (H =) W. KROGMANN, *Die niederdeutsche Literatur*, in: *Die Literaturen der Welt in ihrer mündlichen und schriftlichen Überlieferung*, hrg. v. W. VON EINSIEDEL, Zürich 1964, S. 531-541. - Die Zitate werden im Text mit Buchstabensigle und Seiten- bzw. Spaltenzahl nachgewiesen.

Arbeiter, der Streikenden, der Proletarierkinder achtlos vorbeizugehen" (B 123). Sein entscheidender Beweggrund dabei ist "ein tiefes menschliches Mitgefühl mit diesen einfachen Menschen" (G 2430). Diese Anteilnahme (F 72), diese allgegenwärtige "innige Liebe" (F 74) erlaubt ihm, die Großstädter "mit eindringlicher Schärfe" darzustellen (C 21), die Großstadtwelt insgesamt zu sehen "im Leben der Armen und Ärmsten, (...) der Hinterhausbewohner oder Kellermieter" (G 2430) - ohne darüber "wehleidig oder gar pessimistisch" zu werden (D 32). Mehr noch: Dies Gefühl, das sich mit "Humor" paart (C 21, D 32), befähigt ihn geradezu, nach der "Schönheit der ruhelosen Arbeit und der un-scheinbaren, alltäglichen Menschen" zu suchen (E 176). Und so vermag er zu zeigen, "daß hier (...) wie überall anders menschliche Herzen unter der ärmlichen oder ungeschickten Hülle schlagen" (G 2430).

Seine Fähigkeit, "naast de donkere beelden ook tot in het kleinste nog eenig licht en zonneshijn (...) te ontdekken" (F 73), beweist Claudius etwa, wenn er "aus der grauen Masse der Fabrik- oder Hafenarbeiter einen einzelnen in ein freundlicheres Bild herauszuheben" bemüht ist (G 2431), wenn er "als friedliche Insel im Gewoge der Großstadt (...) sein Heim", sein "Familienleben" auftauchen läßt (A 148) etc. Vor allem aber weiß er "das Glück, das (...) auch diese trostlose Welt am schönsten verklärt", in seinen Kindergedichten einzufangen (G 2431).

Aufs Ganze gesehen, darf Claudius als "ein bodenständiger Dichter" gelten (A 148), der "mit beiden Füßen (...) auf der menschenbewohnten Erde" steht (B 123). Er "hat sich, vor allem in seinen ersten plattdeutschen Gedichten, noch ein gut Teil schlichter Volkstümlichkeit bewahrt" (C 21; vgl. D 32); und sein "naiv-volkstümlicher Ton" hat ihm folgerichtig "den Weg zum 'Volke' geöffnet" (G 2430).

2.3. Das gutenteils wörtlich ausgebreitete Material verrät auf den ersten Blick, wie sehr sich die Ergebnisse ähneln, zu denen die Beschäftigung mit Claudius geführt hat. Zugleich läßt es erkennen, wo die Ursachen solcher Einhelligkeit von Befunden und Wertungen zu suchen sind. Daß mehrere Betrachter zu verschiedenen Zeiten einen Text oder Autor übereinstimmend beurteilen, ist zwar recht unwahrscheinlich, aber doch noch denkbar. Man braucht ja nur anzunehmen, der Text oder der ganze literaturgeschichtliche Zusammenhang sei so beschaffen, daß er allein bestimmte Schlüsse erlaubt - unabhängig davon, von welchem Standpunkt aus man ihn ansieht. Der Hinweis auf eine so ideale Sachlage reicht indes zur Erklärung nicht mehr aus, wenn sich die Schlüsse bis in Einzelheiten der Begründung und gar des Ausdrucks hinein decken. Spätestens dann ist im Gegenteil zwingend zu folgern, daß die Gleichförmigkeit der Äußerungen weniger von der Sache als von den Personen abhängt. Voraussetzen können wir wohl, daß wir es hier nicht einfach mit ständigen

Wiederholungen einmal formulierter Erkenntnisse zu tun haben. Dann bleibt nur mehr die Vermutung, alle Kritiker hätten sich dem Claudius'schen Werk mit ähnlichen Erwartungen, An- und Absichten genähert und die so vorgeprägte Haltung - mag man sie ein förmliches Welt- und Literaturverständnis nennen oder nicht - hätte ihnen eben nur begrenzte Erkenntnismöglichkeiten eröffnet. Mit anderen Worten hieße das, die Kritiker seien samt und sonders in gleichen Vorurteilen befangen gewesen. Das müßten freilich ganz besondere Vorurteile sein, solche, die irgendwie speziell mit dem Niederdeutschen zu tun haben. Andere nämlich wären kaum über die Wechselfälle der Zeiten hinweg unbeschadet erhalten geblieben.

3.1. Auffälligstes Kennzeichen des gängigen Claudius-Bildes ist eine tiefgreifende, allgegenwärtige Widersprüchlichkeit. Einerseits wird mit dem Brustton der Überzeugung behauptet, ja geradezu verkündet, das große Verdienst des Autors Claudius sei das eines Neuerers. Er habe die ausgetretenen Pfade der herkömmlichen niederdeutschen Lyrik verlassen und deren Themenbereich um ausgesprochen moderne Elemente - Großstadt, Industrie, Proletariertum - erweitert. Andererseits ist, wo es um die Texte selbst geht, um Ausdruckshaltung, technische Mittel und ihnen zugrundeliegende Absichten, dauernd von höchst traditionellen Kategorien und Befunden die Rede. Stück für Stück wird so der allgemeine Neuheitsanspruch relativiert bzw. ganz zurückgenommen.

Solche Zwiespältigkeit ist aus den angeführten Zitaten in Hülle und Fülle zu belegen. Hier sei zur Verdeutlichung nur ein Beispiel wiederholt. Conrad Borchling, einer der ganz Großen in der Wissenschaft vom Niederdeutschen, rechnet Claudius etwa einer Gruppe von Nur-Lyrikern zu und schreibt über die:

Ihnen allen gemeinsam ist die entschiedene Abkehr von der volkstümlich verankerten Lyrik Klaus Groths. Sie streben über die engen Grenzen der Heimatkunst hinaus und wollen absolute Poesie, Problemichtung in niederdeutscher Sprache, schaffen. Hermann *Claudius*, der Urenkel des Wandsbeker Boten, geht vom Problem der Großstadt aus; ihr Lied singt er, ihre Menschen stellt er mit eindringlicher Schärfe und flottem Humor dar. Er ist am wenigsten Theoretiker von den Männern dieser Gruppe und hat sich, vor allem in seinen ersten plattdeutschen Gedichten, noch ein gut Teil schlichter Volkstümlichkeit bewahrt⁴.

An anderer Stelle ergänzt Borchling noch, Claudius "bejah(e) die Großstadt und ihre neuen Formen rückhaltslos", und bei ihrer

4 BORCHLING, *Die niederdeutsche Lyrik* (wie Anm.3) S.21.

Schilderung komme ihm "sein goldner Humor und eine naive Lebendigkeit des Fühlens" trefflich zustatten⁵.

Bringt man nun diese Beobachtungen in die richtige, d.h. die Zusammengehörigkeit jeweils betonende Reihenfolge, so wird klar, wie fahrlässig Borchling mit der Logik umgesprungen ist: Der bewußten Abkehr von der üblichen Volkstümlichkeit steht gleichzeitiges Bewahren von Volkstümlichkeit doch wohl schier entgegen; Problemkenntnis und gar -suche ist mit geringer Fähigkeit oder Neigung zur Theorie schwerlich, mit hilfswissem Einsatz naiver Gefühle überhaupt nicht zu vereinbaren; und daß Probleme durch pures Bejahren und Besingen, durch optisches Erfassen und humorgetöntes Abmalen der Realitäten auch nur halbwegs angemessen zu bewältigen seien, wäre eine höchst staunenswerte Offenbarung.

3.2. Niemand wird Äußerungen, in denen sich Ungereimtes und Widersinniges dermaßen häuft, für aufschlußreich oder vertrauenswürdig halten wollen. Also müssen, da die Urteile aller Betrachter ähnlich ausgefallen sind, die Gedichte der Sammlung *Mank Muern* dringend neu befragt werden. Indes wäre mit einer anderen, womöglich 'richtigeren' Interpretation zwar viel, aber keineswegs alles erreicht. Dunkel bliebe nämlich nach wie vor, wie es zu einer die Generationen überdauernden Kontinuität gleicher Urteilsmängel kommen konnte.

Strikt genommen, lassen uns die vorhandenen Würdigungen in ihrer Zwiespältigkeit ja nur die Wahl zwischen zwei Annahmen: Entweder ist Claudius gescheitert, weil er das Neue, Problematische zwar wollte, jedoch nicht in passende Formen zu bannen vermochte - oder die Kritiker und Literaturhistoriker sind gescheitert und haben uns sein Tun falsch beschrieben. Dabei wäre nicht einmal auszuschließen, daß sie seine Absichten wie seine Schreibart sehr wohl verstanden haben. Die Tatsache, daß sie ihn allgemein als Neuerer preisen, während sie die Eigenart seiner Gedichte mit altbackenen Vokabeln und Wendungen bedenken, wäre an sich ja leicht auf objektive Zwänge zurückzuführen. Aus der Geschichte der Literaturkritik kennen wir doch die Erscheinung, daß wirklich Neues zunächst mehr vage geahnt denn begriffen und treffend bezeichnet wird. Auf unseren Fall angewandt hieße das, die Betrachter hätten am Band *Mank Muern* Ungewohntes und Erregendes empfunden, ohne es sofort klar benennen zu können. Sie hätten vielmehr zu den Kategorien greifen müssen, die an der vertrauten niederdeutschen Lyrik entwickelt worden waren, und mit denen hätten sie notgedrungen das Neue verschleiert statt bloßgelegt. Dazu würde auch passen, daß sogar das allgemeine Lob auf Claudius' Pioniertat in verschwommene, uralt-ästhetizistische Formeln gekleidet wird: Er

5 BORCHLING, *Die niederdeutsche Literatur* (wie Anm.3) S.32.

habe "die Lyrik in die Mauern der Großstadt verpflanzt"⁶, deren "Schönheit (...) entdeckt"⁷ usw.

Vor dem Phänomen der Dauer allerdings versagt diese Theorie. Neues pflegt nun einmal nicht über ein halbes Jahrhundert hinweg neu zu bleiben. So mag man vielleicht den frühen Rezensenten und Wissenschaftlern zubilligen, sie seien aus sachlichen Gründen unfähig gewesen, das Ungewöhnliche Claudiusscher Lyrik präzise beim Namen zu nennen. Für die, die in den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren schrieben, gilt das aber keineswegs mehr. Ihr Festhalten an traditionellen Sichtweisen und Maßstäben muß im Gegenteil auf einem Willensakt beruhen, genauer: auf einem Willensakt, der längst zur Selbstverständlichkeit erstarrt war. Und danach drängt sich unabweisbar der Verdacht auf, solch Traditionalismus habe die Claudius-Rezeption schon von allem Anfang an beherrscht.

4.1. Offenkundig ist man, bei Claudius wie bei vielen anderen, jahrzehntelang nach dem Motto verfahren, Neues solle schon sein, doch beileibe nicht zuviel. So wollte man gern darüber frohlocken, daß Claudius so moderne Themen wie Großstadtleben und Industriearbeit niederdeutsch zu gestalten wagte. Das konnte ja für die Ausdruckskraft des Niederdeutschen zeugen und diene somit der höheren Ehre der niederdeutschen Literatur überhaupt. Dennoch wollte das Unbehagen vor dem Fortschritt, der sich da anbahnte, von Beginn an nicht weichen.

Der tiefere Grund dieses Unbehagens ist an den Äußerungen über Claudius leider nur schwer abzulesen. Er wird da nirgends direkt genannt. Man müßte deshalb all die vielen "Ja, aber"-Formulierungen darauf abklopfen, welche Wertmaßstäbe sich hinter ihnen verbergen. Leichter und schneller kommt man ans Ziel, wenn man sich den Dingen auf einem Umweg nähert. Es hat ja damals eine Reihe von Autoren gegeben, die sich weiter und entschiedener als Claudius von der bis dahin üblichen Richtung der niederdeutschen Lyrik entfernten, die vielleicht auch angreifbarer waren als er, weil sie mit geringerer künstlerischer Kraft ans Werk gingen. Sie wurden zwangsläufig von der vollen Wucht ideologischer Voreingenommenheit getroffen.

Borchling selbst bringt uns auf die richtige Spur. An einer Stelle leitet er nämlich einen Abschnitt über die Literaten, die sich mit Industrie und Großstadt befaßten, mit einem wahren *Kassandra-Ruf* ein:

War der Krieg ein unerwartetes, ganz elementar wirkendes Ereignis, so ist die moderne Entwicklung in Industrie und Großstadt ein langsam heranziehendes Verhängnis, das die

6 TESKE, *Die niederdeutsche Dichtung* (wie Anm.3) S.176.

7 STAMMLER (wie Anm.3) S.123.

primitiven Lebensbedingungen der niederdeutschen Dichtung, wenigstens in ihrer volkstümlichen Form, zu vernichten droht⁸.

Mit aller wünschenswerten Klarheit sagt Borchling hier, daß das Lob für die Hinwendung zu Gegenwart und Modernität ein reines Lippenbekenntnis war. Im Grunde war er, waren die maßgebenden Kritiker und Wissenschaftler mit und nach ihm fest überzeugt, die Wirklichkeit modernen Lebens zerstöre die Existenz niederdeutscher Literatur. Die nämlich wachse im wesentlichen unter "primitiven" Bedingungen und sei in ihrer reinsten Form "volkstümlich".

Welche Gedankenwelt hinter solchen Schlüsselwörtern steht, zeigt im einzelnen eine Auseinandersetzung, die sich - glückliche Fügung - in Claudius' unmittelbarer Umgebung abspielte. Sie belegt auch, daß damals ein regelrechter Glaubenskrieg über das Wesen niederdeutscher Literatur und über deren künftige Entwicklung tobte. Und endlich wird noch dies sehr lehrreich deutlich: was geschieht, wenn die Fachwissenschaftler nicht mehr versuchen, jeweils zu verstehen und genau zu beschreiben, was die Autoren gemacht haben - sondern sich anmaßen, den Autoren vorzuschreiben, was sie machen dürfen.

4.2. Im Jahre 1910, kurz vor Mank Muern also, erschien bei Eugen Diederichs in Jena die Anthologie *Up sassisch Eer. Ut de nedderdütsh Lyrik von uns Daag*. Deren Herausgeber war John Eimers, doch erfüllte er nur einen Auftrag der "Nedderdütsh Sellshopp", jener 1906 von Robert Garbe gegründeten und ganz von ihm inspirierten Hamburger Gruppierung, die in Idealkonkurrenz zur Vereinigung "Quickborn" trat. Die Anthologie enthält drei Gedichte von Hermann Claudius; zwei davon wurden später in *Mank Muern* übernommen. Hinzu kommt, daß Claudius bereits seinerzeit in enge Beziehung zur "Nedderdütsh Sellshopp" gebracht wurde⁹ und daß er seither von den Literaturgeschichtlern stets mit Garbe in einem Atemzug erwähnt wird. Danach kann als ausgemacht gelten, daß jede Meinung über die Sammlung *Up sassisch Eer* Bedeutung auch für die Bewertung Claudius' besitzt. Das um so eher, wenn der Urteilende in beiden Fällen derselbe ist.

Wie im Untertitel angedeutet und im Vorwort mehrfach bekräftigt, wollte der Garbe-Kreis mit dieser Anthologie eine Übersicht über das lyrische Schaffen der Gegenwart bieten. Die sollte freilich nicht einfach helfen, auch jüngste Texte im Volke bekannt zu machen. Vielmehr wollte man eine ganz bestimmte Richtung, ein auch theoretisches Programm vorstellen und nach Möglichkeit

8 BORCHLING, *Die niederdeutsche Literatur* (wie Anm. 3) S. 32.

9 Vgl. Mitteilungen aus dem Quickborn 4 (1910/11) 14.

durchsetzen. Der Herausgeber John Eimers notierte dazu recht selbstbewußt:

Düt Bouk magg wisen, dat de ninedderdütshe Lyrik dörchut nich eïnsidig iss. Sëi iss nich bloos folksdömlich, sëi het ok Stimm' un Ton för modernes Weltföulen un Ringen. Dat sprikkt för er Entwikkelunk¹⁰.

Unüberhörbar wurde hier ein Anspruch auf Zeitgenossenschaft und Progressivität angemeldet. Zugleich wurde die Forderung nach Volkstümlichkeit alten Stils entschieden ihrer Allgemeingültigkeit beraubt. Und dieser durchaus ketzerische Gedanke wurde in einer Sprache vorgetragen, die in sich schon ein Stück Realisierung des Programms bedeutete: Sätze wie diese sind von denen, die niederdeutsche Sprachtypen exakt zu kennen glauben, noch allemal unniederdeutsch gescholten worden.

Dabei entsprachen diese Sätze, sowohl dem Inhalt als auch der Form nach, haargenau dem, was Garbe und einige andere in manchen Beiträgen zu dieser Anthologie praktizierten. Sie philosophierten in schwieriger Gedankenlyrik über Heimat und Fremde, Gott und Welt, Mensch und Natur. Selbst scheinbar einfachen alltäglichen Vorgängen und Zuständen legte man ein Quentchen Tiefsinn bei, und sei es gelegentlich mit verkrampften Worten und Bildern. Vor allem aber schien niemanden das Gewissen zu plagen, wenn er zu Abstrakta und Partizipien, zu Metaphern und Vergleichen griff, denen man bis dahin in niederdeutschen Gedichten selten, in hochdeutschen hingegen allenthalben begegnet war.

4.3.1. Wiederum war es Borchling, der die neue Anthologie als einer der ersten rezensierte, im Januar 1911 im Hamburger *Quickborn*. Er tat das sehr ausführlich und sachlich informativ, aber mit merklichem Mißfallen. Schon die zweiteilige Titelzeichnung von Ernst Schneider, auf dem Vorsatz links eine stilisierte Natur-, rechts auf dem Titel eine stilisierte Stadtlandschaft, reizte ihn zu Widerspruch: "Dem Bilde zur Linken gibt wenigstens das behäbig daliegende Sachsenhaus noch einen festen Ruhepunkt; wo der Künstler aber städtische Architektur zeichnen will, löst sich ihm alles in langweilige geometrische Konstruktion auf." Allein das verrät, bei welchen Themen und Gemütsregungen seine Vorlieben lagen. So kann es nicht wunder nehmen, daß er die Auswahl als einseitig rügte. Seine Zählung ergab ja nicht nur, daß hamburgische Dichter unverhältnismäßig zahlreich vertreten waren, sondern auch, daß die Mitglieder, besonders die Wortführer der "Nedderdütsch Sellshopp", den meisten Raum zu-

10 *Up sassisch Eer. Ut de nedderdütshe Lyrik von uns Daag, rutgëwen von J. EIMERS, Jena 1910, S.XI.*

gewiesen erhalten hatten. Natürlich war hier die Überregionalität nicht im entferntesten gewahrt; und ohne Zweifel war die Be-teuerung im Vorwort, die einzelnen Lyriker seien je nach ihrer Bedeutung zu Wort gekommen, eine "unbescheidene Behauptung". Indes wußte Borchling von vornherein, daß es den Männern um Robert Garbe mitnichten um objektive Dokumentation zu tun sei, daß sie mit dieser Veröffentlichung programmatisch-propagandistisch wirken wollten. Er selbst, wohlgemerkt, war ja nicht weniger parteiisch.

Zwar verstand er sich noch zu einer Höflichkeitsfloskel, wie man sie jeder größeren niederdeutschen Unternehmung zukommen läßt: dieser Band beweise, daß "auch die niederdeutsche Lyrik ihr Feld behauptet und verheißungsvoll treibt und grünt"; doch muß das eine Selbsttäuschung, wo nicht pure Spiegelfechterei gewesen sein. In Wahrheit war er so gut wie unfähig, wirklich einschneidende Fortentwicklungen der niederdeutschen Literatur überhaupt für möglich zu halten. Davon, daß er sie hätte unbeanstandet durchgehen lassen oder gar gutheißen wollen, kann erst recht keine Rede sein. Mit dem jedenfalls, was ihm hier an Neuem geboten wurde, mochte er sich nicht einmal bedingt anfreunden. Buchstäblich nichts wollte ihm ganz zusagen.

Auch den echt volkstümlichen Ton der besten Lieder des "Quickborns" finde ich hier nur ganz selten (...). Es ist viel Naturschilderung in dem Buche, aber weniges ist (...) abgeklärt (...). Überhaupt steckt noch viel Unrast und Unausgegorenes in dieser neuen niederdeutschen Lyrik (...). Häufiger ist es die reinste moderne Reflexionspoesie, der Humor wirkt gewaltsam, und oft genug ringen diese Dichter nur zu sehr mit der niederdeutschen Sprache und den ihr zu Gebote stehenden Ausdrucksmitteln. Gerade bei den Rufern im Streit, Garbe und Westerich, ist mir dieser bewußt moderne Zug am meisten aufgefallen¹¹.

Verglichen mit dem Urteil über Claudius, das wenig später gesprochen wurde und das seither völlig unverändert gilt, war dies ein glatter Verriß. Gleichwohl ist die literaturtheoretische Basis, von der aus gewertet wurde, in beiden Fällen dieselbe. Hier wie dort bleibt die Anerkennung für das Neue, Originelle auf einige allgemeine - und damit wohlfeile - Worte beschränkt; hier wie dort werden dann die Texte selbst mit der Elle der Konvention gemessen. Als Kriterien dienen dabei jeweils Volkstümlichkeit, Liedhaftigkeit, Klarheit und Abgeklärtheit der Schilderung, Humor, Einfachheit der Diktion etc., und das ohne jeden Anflug von Zweifel.

11 Mitteilungen aus dem Quickborn 4 (1910/11) 64-66.

Wenn dennoch Claudius am Ende eine sehr gute Note zugebilligt erhält, während die Gedichte von *Up sassisch Eer* gutenteils als mangelhaft, ja als Ergebnisse einer Suche auf falschen Wegen abgetan werden, so hat das einen simplen Grund. Claudius war eben nie mit dem Anspruch aufgetreten, er wolle planvoll die Welt der niederdeutschen Lyrik verändern. Und sein Stil mag den oberflächlichen, schon gar den voreingenommenen Betrachter in der Tat trügerisch volkstümlich, einfach und naiv anmuten - quasi entschuldigende Formulierungen wie jene, er habe sich "noch ein gut Teil schlichter Volkstümlichkeit bewahrt", sind ja verräterisch häufig. Hingegen machten Garbe und seine Mitstreiter, bei *Up sassisch Eer* und auch sonst, kein Hehl aus ihrem Reformwillen. Sie verkündeten ihre Ziele im Gegenteil so ausdauernd wie eigensinnig, und sie schreckten in der Praxis nicht davor zurück, die Normen des thematisch und sprachlich Üblichen zu brechen.

Theoretisierenden Betrachtern vom Schlage Borchlings - und fast alle Fachwissenschaftler haben sich im Laufe der Zeit als solche entpuppt - konnte solch massives Drängen auf Erweiterung der Aussagemöglichkeiten schlechterdings nicht behagen. Sie wähten nämlich, die der niederdeutschen Sprache "zu Gebote stehenden Ausdrucksmittel" lägen ein- für allemal fest, Abweichungen seien nur in engem Rahmen erlaubt - zu allerletzt die in Richtung auf Modernität.

4.3.2. Von dieser Warte aus sah Borchling, zu Recht natürlich, hinter dem "bewußt moderne(n) Zug" speziell bei Garbe und Westerich sofort die "ganz prinzipiellen Anschauungen über Wesen und Wert der niederdeutschen Sprache und Dichtung" auftauchen. Also fühlte er sich zu einer ebenso grundsätzlichen Abwehr herausgefordert. Sie läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig:

Bisher galt als Hauptgebiet der niederdeutschen Lyrik das volkstümliche Lied, das sich eng an den heimatlichen Dialekt des Dichters angeschlossen und ihn selber in innigster Verbindung mit dem Denken und Fühlen seiner eigensten Heimat zeigte. Klaus Groths Quickborn ist das unerreichte Muster dieser niederdeutschen Heimatsdichtung: Groth hat wie kein anderer gewiesen, welche reichen, unerschöpflichen Töne der Dichter in dieser selbstgewählten Beschränkung dennoch anzuschlagen vermag. Für unsere neuesten niederdeutschen Lyriker aber genügt dieser Grothsche Standpunkt nicht mehr; für sie ist, nach Eimers' Worten (...), "de ninedderdütshe Lyrik nich bloos folksdömlich, sēi het ok Stimm un Ton f ö r m o d e r n e s W e l t f ö u l e n u n R i n g e n. (...)". Die Lyrik der Garbe, Westerich und ihrer nächsten Genossen ist solche moderne Reflexionslyrik, die nur in der Atmosphäre einer S c h r i f t s p r a c h e gedeihen kann. Statt nun aber lieber Hochdeutsch zu dichten, und nicht unserer traulichen Volkssprache mühsam ihre komplizierten Empfindungen und

Gedanken abzuquälen, schlagen die Männer um Robert Garbe gerade den verkehrtesten Weg ein: sie erfinden einfach eine neue niederdeutsche Schriftsprache! Robert Garbe hat diese unsäglich mühevoll, und doch so unfruchtbare Arbeit geleistet; und in diese von Garbe konstruierte niederdeutsche Normalsprache und Normalorthographie hat auch Eimers alle (...) Gedichte ohne Ausnahme übertragen. Verschwunden ist die bunte Vielgestaltigkeit dieser Lieder; sie alle haben statt ihres schmuck sitzenden heimatlichen Gewandes den unbequemen Bratenrock der neuen Schriftsprache anziehen müssen. Gewiß kann einem ab und an auch in der Schriftsprache einmal ein nettes Volkslied gelingen, aber seine volle Frische entfaltet das Volkslied doch erst in der lebendigen Mundart (...). Legen wir unsere Gedanken und Gefühle über "modernes Weltföulen un Ringen" getrost noch eine Weile in hochdeutscher Sprache nieder, und bewahren wir unserer niederdeutschen Muttersprache die trauliche Enge des heimischen Hofes und Herdes und ihre festen Wurzeln in der Heimaterde¹².

4.4. Höchst selten nur hat ein Vertreter unseres Faches so unverhohlen und bündig ausgesprochen, mit welcher unangemessener, weil zutiefst ideologischer Disposition er sich der niederdeutschen Literatur näherte. In der Regel muß man die Ideologie erst mühsam bloßlegen, muß fertige Einzelurteile auf die ihnen zugrundeliegenden Theoreme abklopfen¹³. Ob aber so oder so gewonnen, die Erkenntnis ist letztlich dieselbe: Die Rezeption niederdeutscher Literatur hat durch die Zeiten ganz unter dem Eindruck, wo nicht unter der Herrschaft des Glaubens gestanden, daß diese Literatursorte in allen Belangen 'heimatlich-traulich' zu sein habe, daß sie vor allem in 'mundartlicher' Diktion geschrieben sein müsse. Schienen diese Forderungen, aus welcher Sicht auch immer, einmal nicht erfüllt, folgte prompt der Vorwurf unniederdeutschen Tuns - bis hin eben zu Borchlings kuriosem Rat, die Dichter sollten ihre komplizierteren Gedanken und Empfindungen "getrost noch eine Weile in hochdeutscher Sprache" abhandeln. Vor solch schierem Romantizismus hat die Wissenschaftlichkeit noch stets weichen müssen.

Mit mangelnder Spezialausbildung auf dem Felde der Literaturwissenschaft hat das erst zuallerletzt zu tun. Entscheidend war die Mißachtung von Fakten, Methoden und theoretischen Positionen, die sehr viel allgemeiner bekannt und gültig waren. Die unlängst von Dieter Stellmacher formulierte Tatsache, daß niederdeutsche Philologie "betrieben wurde und wird von Philologen

12 Ebd. S.66-67.

13 Zu diesem deduktiven Verfahren und seinen Ergebnissen vgl. C. SCHUPPENHAUER, *Niederdeutsche Literatur - Versuch einer Definition*, NdW 12 (1972) 16-34.

und Sprachhistorikern, von Namenforschern und Dialektgeographen"¹⁴, taugt deshalb nicht im mindesten zur Erklärung eines Verfahrens, wie es Borchling hier vorführt.

Daß eine Literatur durch Entwicklung oder aber gar nicht entsteht, daß literarische Strömungen kommen und gehen, war ihm nachweislich mehr als geläufig. Dennoch verleiht er der einen 'volkstümlichen' Richtung fast Ewigkeitswert und erhebt - anti-historisch wie nur je - deren ersten Vertreter sofort zum unerreichten Vorbild. Auf die Weise schiebt er auch gleich die empirischen Fakten beiseite, die seinem Credo Abbruch tun könnten. Das Prinzip der 'Volkstümlichkeit' war ja bereits im Streit zwischen Groth und Reuter fragwürdig geworden; es paßte nicht zweifelsfrei auf Groths "Quickborn" und war nicht einmal in dessen theoretischen Äußerungen ohne Widerspruch geblieben¹⁵. Trotz alledem tut Borchling so, als ließen sich die 60 Jahre lyrischer Versuche seither global auf diesen einen Nenner bringen.

Auf vollends abschüssige Bahn begibt sich aber Borchling mit dem, was er über die vermeintliche Schriftsprachlichkeit der Texte in *Up sassisch Eer* sagt. Erstens wußte er natürlich, daß sich niemand von heute auf morgen eine Schriftsprache in des Wortes wissenschaftlicher Bedeutung ausdenken und zurechtmachen kann. Nichtsdestoweniger rügt er Robert Garbe und seine Gesinnungsfreunde, als sei ihnen just dies Kunststück gelungen. Und da er sie nun einmal mit diesem tödlichen Vorwurf belegen will, kümmert ihn die Wirklichkeit mit ihren Details wiederum nicht: Wohl hat Garbe oft vom Ziel einer niederdeutschen Einheitssprache für literarische Zwecke gesprochen und geschrieben, wohl zeigen einige Gedichte dieser Anthologie sprachliche Eigenheiten, die mit Mundart im landläufigen Sinne wenig mehr gemein haben; wohl hat endlich John Eimers alle aufgenommenen Beiträge in einheitliche Schreibung gebracht - indes kann überhaupt keine Rede davon sein, daß die ursprüngliche "Vielgestaltigkeit" der Lieder unter dem "unbequemen Bratenrock der neuen Schriftsprache" verschwunden sei. Ein einfacher Vergleich mit den andern-

14 D. STELLMACHER, *Niederdeutsch. Formen und Forschungen* (Reihe Germanistische Linguistik, 31), Tübingen 1981, S.118.

15 Mehr als einmal pocht Groth - für sich, mindestens aber für seine Nachfolger - auf das Recht, andere als bloß volkstümliche Literatur zu schreiben; so etwa im Vorwort zur 4. Aufl. des *Quickborn*: "Das Plattdeutsche (...) ist eine selbständige Sprache, die ebenbürtige (...) Schwester des Hochdeutschen. Sie hat für alle Töne der Menschenbrust den direkten Ausdruck, für einen ganzen Menschengestalt den artikulierten Leib (...). Und wir, wir Plattdeutsche, sind nicht etwa eine Abart von Volk, oder Klasse von Menschen, oder eine niedere Sphäre, denen man auch ihre Freude gönnt (...) - wir sind nicht eine naturwüchsige Kaste mit einer volkstümlichen Poesie; sondern wir haben ein ganzes Menschenherz im Leibe und einen vollen Atem in der Brust (...)." (K. GROTH, *Quickborn*, 22.-24. Aufl., Kiel Leipzig 1899, Reprint Leer 1975, S.X-XI).

orts abgedruckten, den vorgeblich volkstümlich-mundartlichen Originalfassungen läßt unschwer erkennen, daß sich die Vereinheitlichung so gut wie ausschließlich auf die Schreibung erstreckt. Die Veränderungen betreffen vorwiegend die phonetisch-phonologische Ebene; die Morphologie ist kaum, Lexik oder Syntax sind eigentlich gar nicht berührt. Zur Schriftsprachlichkeit, die Borchling so störend empfunden haben will, ist also in Wahrheit noch ein weiter Weg. Wäre sie aber gegeben, befände sich der vehemente Kritiker noch immer im Gegensatz zu einer Grundeinsicht der Sprachwissenschaft. Zwar gehört die Frage nach der 'reinen' oder 'echten' Mundart zum eisernen Bestand der Literaturkritik im Niederdeutschen, doch macht ständige Wiederholung die Frage nicht sinnvoller. Solange die Regel gilt, daß bestimmte Kommunikationssituationen bestimmte Formen sprachlichen Ausdrucks verlangen, wird man von literarischen Texten prinzipiell nicht ausgerechnet mundartlichen Duktus verlangen dürfen. Und jenseits der Absolutheit dieses Satzes muß einleuchten, daß die Sprache sich mit den zu gestaltenden Inhalten ändert, ja ändern muß.

Allerdings sieht das sogar Borchling. Nur folgert er daraus schlicht, man möge "modernes Weltföulen un Ringen" vorderhand in hochdeutsche Worte fassen. Mit diesem Eingriff in die Autonomie der Literatur und ihrer Schöpfer beweist er sozusagen abschließend, daß er den Boden jedweder Wissenschaftlichkeit verlassen hat. Er will nicht verstehen, beschreiben und einordnen, was die Anthologie enthält, sondern er will den Gang der niederdeutschen Literatur in seinem Sinne beeinflussen. Mit anderen Worten: Er spricht als Verfechter einer bestimmten Idee von niederdeutscher Sprache und Literatur, als parteiischer Ideologe.

5. Solche Parteilichkeit auch der Wissenschaftler hat im niederdeutschen Bereich eine lange Tradition, und natürlich hat das Ursachen. Seit das Niederdeutsche am Ausgang des Mittelalters den Status einer Schriftsprache verloren hatte und nach und nach die irgendwie offiziellen, überregionalen und kulturellen Kommunikationsfunktionen an das Hochdeutsche abtreten mußte, haftet ja allem niederdeutschen Schreiben ein Hauch von Exotik oder Demonstration an. Da liegt es dann nicht allein nahe, sondern wird zwingend erforderlich, solch Tun entweder im Einzelfall als zweckbedingte Ausnahme von der Regel oder allgemein als ein Tun sui generis zu präsentieren. Beide Sinngebungen haben im Laufe der Geschichte je ihre Zeit gehabt.

Solange die hochdeutsche Gemeinsprache einen mehr oder minder unantastbaren Wert darstellte, solange überhaupt die unteren Volksschichten im herrschenden Kulturverständnis nicht vorkamen, machte man sich die Polarität zwischen mundartlichem Niederdeutsch und kultursprachlichem Hochdeutsch einfach dadurch zunutze, daß man ihre Wirkung einkalkulierte: Bis ins 19.

Jahrhundert hinein galt das Niederdeutsche als vielseitig einsetzbares Stilmittel, als disponibles Instrument, das an sich schon die Abweichung von der Norm signalisiert¹⁶. Erst im Gefolge der Ideen Herders und der Romantik, die das 'Volk' und seine Lebensformen ins Blickfeld rückten, wuchs der Mundart und Mundartliteratur Eigenbedeutung zu. Und zwar sollte sie - gewonnen durch strikte, auf Antithetik bedachte Abgrenzung gegen alles Hochsprachliche - an Begriffe wie 'Volkstum', 'Landschaft', 'Ursprünglichkeit', 'Schlichtheit', 'Bildhaftigkeit' etc. gebunden sein. Unter diesem Vorzeichen entstand und entfaltete sich die niederdeutsche Literatur nach 1850 - und mit ihr ein so eindrucksvoller wie einseitiger Überbau lenkender Ideologie¹⁷.

Freilich ist von Beginn an umstritten gewesen, ob und inwieweit man diese Literatur auf das Gebiet des Mundartlich-Völkstümlichen festlegen dürfe. Die Autoren zumal haben sich in der Praxis nie zu derart rigoroser Selbstbeschränkung verstehen mögen. Nur die Liebhaber, Kritiker und Theoretiker haben sich stets gern auf diesen Standpunkt zurückgezogen. Die Annahme, das Niederdeutsche verfüge über prinzipiell andere Ausdrucksqualitäten, erschließe andere Bezirke der Literatur und Kultur als die hochdeutsche Standardsprache, schien ihnen nämlich handhabbare Kriterien für die Interpretation, Ordnung und Wertung zu bieten. Obendrein konnten sie aus ihr griffige Argumente für die propagandistische Rechtfertigung niederdeutscher Sprache und Literatur ableiten.

Dabei haben Groth und seine Zeitgenossen zwangsläufig, spätere Gesinnungsfreunde wie Borchling geflissentlich übersehen, daß die Entdeckung der Mundart und der mit ihr zusammenhängenden Werte eine durchaus zeitbedingte Angelegenheit war. Ihr liegt die Welt- und Kunstanschauung des nachromantischen Deutschland zugrunde, und die wiederum folgte, wie auch anders, aus der Deutung damaliger politischer, sozialer und ökonomischer Gegebenheiten. Demgemäß unterscheidet sich die entstehende niederdeutsche Literatur auf weite Strecken nicht sonderlich von der hochdeutschen. Eine regelrechte Kluft zwischen beiden, die durch Kategorien wie Regionalität, Heimatlichkeit und Völkstümlichkeit markiert würde, ist schon gar nicht zu entdecken. Genres wie der Bauernroman, die Dorfgeschichte, das idyllische Epos und die volksliedhafte Lyrik waren ja in der hochdeutschen Lite-

16 Vgl. A. RETTLER, *Niederdeutsche Literatur im Zeitalter des Barock* (Schriften der Volkskundlichen Kommission, 8), Münster 1949; C. SCHUPPENHAUER, "Dat was en vornaem Dood!" *Zu einem satirischen Nekrolog von 1745*, NdW 10 (1970) 44-60, bes. 56ff.

17 Vgl. die jahrzehntelangen Bemühungen um theoretische Grundlegung schon beim Begründer der neuniederdeutschen Literatur, K. GROTH, *Sämtliche Werke*, hrg. v. F. PAULY - I. BRAAK - R. MEHLEM, Bd.6, Flensburg Hamburg 1961, Neudruck Heide 1981.

ratur jener Zeit ungemein beliebt¹⁸. Ebenso wenig zeugt es für eine Sonderstellung, wenn die niederdeutschen Autoren mit ihren Kollegen aus halb Westeuropa in der Begeisterung für Robert Burns wetteiferten und sich überhaupt die übersetzerische Aneignung hochdeutscher und fremdsprachiger Texte angelegen sein ließen¹⁹.

Zeitbedingt wie sie nun einmal war, hat sich die Volkstums-ideologie insgesamt dann auch rasch überlebt. Wenige Jahrzehnte nach Groth bereits begann sich die Meinung zu regen, diese Ideologie sei mit der Entwicklung der materiellen und geistigen Lebensumstände und -bedürfnisse nicht länger in Einklang zu bringen²⁰. Die Heimatkunstabewegung hat den Prozeß der Ablösung von den Theoremen des 19. Jahrhunderts nur mehr verzögern, nicht jedoch aufhalten können.

6.1. Nach der Jahrhundertwende brach sich das Neue auch in der niederdeutschen Literatur Bahn. Die meisten Autoren blieben allerdings bei den althergebrachten Formen und Inhalten, sei es aus Unempfindlichkeit für die veränderten Realitäten, sei es aus naiver oder gar bewußter Traditionstreue - denn mit striktem Vorsatz muß gerechnet werden bei einem Tun, das von Anfang an ideologisch motiviert war. So waren es wenige, die sich von ihrem Lebensgefühl oder vom hochdeutschen Vorbild zum Bruch mit der Konvention bewegen ließen. August Seemann, Robert Garbe mit seinen Jüngern und Hermann Claudius sind hier vor allem zu nennen. Und ihnen fiel nun zu, den Aufbruch nicht nur dichterisch zu vollziehen, sondern auch den widerstrebenden Theoretikern zu erklären.

18 Vgl. F. SENGLE, *Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts, gesellschaftsgeschichtlich gesehen*, in: *Literatur. Sprache. Gesellschaft*, hrg. v. K. RÜDINGER (Deutsche Sprache und Literatur, 111), München 1970, S. 73-101; D. BRETT-EVANS, *Die regionale Literatur des 19. Jahrhunderts - ein soziologisches Phänomen?*, in: *Dichtung. Sprache. Gesellschaft. Akten des IV. Internationalen Germanisten-Kongresses 1970 in Princeton*, hrg. v. V. LANGE - H.-G. ROLOFF (Beihefte zum Jahrbuch für Internationale Germanistik, 1), Frankfurt 1971, S. 37-42.

19 Dokumentation und Analyse der Übersetzungs- und Aneignungsliteratur des 19. Jahrhunderts stehen noch aus; zur Burns-Rezeption vgl. H. KÄHLER-TIMM, *Der Einfluß der mundartlichen Lyrik Burns' auf Groth*, Klaus-Groth-Gesellschaft. Jahresgabe 22 (1980) 27-66; J. SCHÜTT, *Robert Burns "Tam o' Shanter" - Klaus Groth "Hans Schander". Ein Vergleich*, in: *Festschrift für G. Cordes zum 65. Geburtstag*, hrg. v. F. DEBUS - J. HARTIG, Bd. 1: *Literaturwissenschaft und Textedition*, Neumünster 1973, S. 186-200; C. SCHUPPENHAUER, *Robert Burns niederdeutsch. Hinweise auf eine vergessene Literaturtradition (I)*, Klaus-Groth-Gesellschaft. Jahresgabe 24 (1982), im Druck.

20 Vgl. die bei aller Einseitigkeit der Wertungen überzeugende Darstellung bei W. EMMERICH, *Zur Kritik der Volkstumsideologie* (edition suhrkamp, 502), Frankfurt 1971, bes. S. 56ff.

Insbesondere der streitbare und stark programmatisch denkende Robert Garbe hat den zünftigen Fachleuten manche Wahrheiten zu sagen gewußt. Sein Aufsatz *Wie steht es um die plattdeutsche Lyrik?*, erschienen 1917²¹, ist ihm geradezu zu einer Lektion geraten. Da ist vom geschichtlichen und theoretischen Nebeneinander zweier Sprachen und Literaturen die Rede, vom Zusammenhang zwischen Sprache und Denken, von der Ästhetik ebenso wie von der Stilistik und Kultursoziologie; es wird auf Tatsachen verwiesen und überhaupt so argumentiert, daß differenzierende Betrachtung über der Zuspitzung nicht zu kurz kommt. Conrad Borchling, dem mutmaßlichen Hauptadressaten dieser Philippika, müssen die Ohren geklungen haben. Nichts nämlich von dem, was dieser einflußreiche Wortführer der Traditionalisten vorgebracht hatte, blieb unwidersprochen.

Groths Volkstümlichkeit, schreibt Garbe, könne keineswegs als überzeitliches Muster gelten. Sie sei bloße Konsequenz, erstens der geschichtlichen Position Groths, zweitens seiner speziellen Absicht, "niederdeutsches Volksleben" zu gestalten. Mit einem Versuch, "das Gebiet der plattdeutschen Lyrik von vornherein umgrenzen (zu) wollen", habe das nichts zu tun. Anders gäbe es für die niederdeutsche Lyrik doch "keine Entwicklung; sie müßte bald im Epigonentum erstarren". Dafür aber dürfe man nicht Groth in Anspruch nehmen, "der selber (...) der Entwicklung (...) das Wort geredet hat! Nein, die Schuld trifft jene selber, die in der Enge ihres Gesichtskreises die Folgen ihrer Stellungnahme nicht sehen"²².

Der Kritik an 'unniederdeutschen' Gedanken und Gemütsregungen hält Garbe allgemein entgegen:

Der tiefste Gedanke, die eigenartigste Empfindung: ich kann sie erzeugen oder besitzen, ob ich nun der einen oder der anderen Sprache zugehöre, wenn ich nur selber tief und eigenartig genug bin. Das ist etwas so Selbstverständliches, daß man darüber eigentlich kein Wort sollte zu verlieren brauchen. Daß er dem Gedanken, der Empfindung aber mit den Mitteln seiner Sprache Ausdruck verleihe, das eben ist des Dichters Kunst, und darin besteht unsere Forderung an ihn²³.

Für Borchlings halbherzigen Rat aber, die Dichter sollten Kompliziertes und Schwieriges wenigstens einstweilen noch dem Hochdeutschen anvertrauen, hat er zu Recht nur bissigen Spott übrig:

21 *Niedersachsenbuch. Ein Jahrbuch für niederdeutsche Art*, hrg. v. R. HERMES, 2. Jg., Hamburg 1918, S. 27-36.

22 Ebd. S. 28-29.

23 Ebd. S. 30.

"Eine Weile" sollen wir noch warten? Der Ausdruck ist wohl nicht ernst zu nehmen; denn warum soll die Freiheit der Entwicklung, wenn sie überhaupt einmal eintreten darf, nicht schon jetzt gestattet sein! Nein, es handelt sich hier ausgesprochenermaßen um vollständige Ablehnung neuer Wege. Die "trauliche Enge" wird dem ewigen All vorgezogen. Statt auf Zustimmung zur Erprobung bisher unbegangener Pfade (...) stoßen wir auf den Versuch künstlicher Einschnürung der plattdeutschen Lyrik²⁴.

Der schroffen Abwehr jeglicher Beschränkung dient endlich eine Passage, die, verglichen mit der Enge und Zwiespältigkeit der gegnerischen Ideologie, von Vertrauen in die Ausdruckskraft des Niederdeutschen und von wohlgemäßem Zukunftsglauben nur so strutzt:

Plattdeutsch ist doch eine S p r a c h e! Die Sprache zudem eines geistig hochstehenden Volkes. Also kann auch, wer sie nur zu sprechen versteht, in ihr alles ausdrücken, was ihn bewegt. Wenn Groth sich für seine Generation noch damit begnügte, zu erklären: "Wir wollen etwas schaffen, was sich in der Schriftsprache nicht schaffen läßt", so können wir auf die Dauer nimmermehr dabei stehen bleiben, in diesen Worten für unsere Dichter eine Fessel zu sehen²⁵.

6.2. Solch kämpferisches Prophetentum, solch Theoretisieren überhaupt ist Hermann Claudius' Sache nie gewesen. Er hat sich während seines ganzen langen Lebens darauf verlassen, daß seine Texte für sich sprechen würden. An dem Hin und Her, Pro und Contra, das den niederdeutschen Kulturbetrieb ausmacht, hat er sich schon gar nicht beteiligt. Und so ist einer der seltenen Beiträge, an denen das Literaturverständnis seiner Frühzeit abzulesen ist, von Selbstinterpretation und programmatischem Streben gleich weit entfernt. Es geht dabei nämlich um eine reine Gelegenheitsarbeit, geschrieben auf die Bemerkung eines Volkshochschülhörers hin, daß die niederdeutsche Literatur einer modernen Strömung wie dem Expressionismus wohl nicht mehr würde folgen können - wobei unklar bleibt und bleiben darf, ob es sich hier um einen wahren oder fingierten Anlaß handelt. Claudius antwortete darauf unter dem in der Geschichte der niederdeutschen Bewegung sonst unerhörten Titel *Plattdütsch un Expressionismus*²⁶; und unerhört müssen die Ideologen der Volks-

24 Ebd. S. 31.

25 Ebd. S. 32; vgl. zu alledem das *Woord vörup* bei R. GARBE, *Upkwalm. Gedichten*, Hammborg 1921, S. 1-7.

26 Vgl. De Eekbom. Mändschrift för plattdütsch Sprak un Ärt 39 (1921) 20-21; vollständiger Abdruck jetzt bei C. SCHUPPENHAUER, *Plattddeutsche Klassiker 1850 - 1950. Wege zur niederdeutschen Literatur* (Schriften des Instituts für niederdeutsche Sprache. Reihe Dokumentation, 6), Leer 1982, im Druck.

tümlichkeit und Mundartlichkeit auch seine Meinungen gefunden haben.

Am Beginn steht, wie selbstverständlich, das Dekret: "Platt-dütsch is k e e n Dialektdichtung. Dat hett Klaus Groth all bewiest un na em all, de't ernst mit uns Modersprak meen'n." Von daher eröffnen sich dem niederdeutschen Autor alle Wege zu modernerer Ausdruckshaltung. Das einmal prinzipiell, besonders aber dann, wenn man z.B. den Expressionismus und sein Wesen so deutet:

Expressionismus is de Schrie vun binnen rut. He kennt blot en Dink: dat I c k . Hier liggt sin Gesetzen för Form un Stoff. (...) So ünnerscheden as de "Icks" sünd, so ünnerscheden is dat, wat Expressionismus heeten deit. Sin binnerst Kennteeken is bloot e e n Deel: W a h r h a f t i g k e i t g e g e n s i n I c k . (...) Friestigen Kunst, ut binnerst Belewen ahn Utkik op Book, Leser, Hörer, ja - sülme de Sprak, as se gemeenhen verstahn ward: dat is expressionistisch' Dichtung. Un dat Tosamenwewen vun all düs enkelten Icks, dat is Expressionismus as Weltgeföhl, as Kultur, as G l o w e n .

Wo alle von außen herangetragenen Erwartungen und Normen für belanglos erklärt werden, die Frage nach der Sprache eingeschlossen; wo allein das Dichter-Ich mit seinem Lebensgefühl Maß und Ziel setzt, da haftet dem Gedanken an expressionistische Dichtung auf Platt keinerlei Beigeschmack mehr an:

Un keen' dat as Dichter ut sick rut dörch't Nedderdütsche den Weg driwen deit int wide Weltföhlen rin, de bringt dat Recht, düssen Weg to gahn, ut sin egen Wesen sülben mit sick. De höllt jüst so rein de Richt in den Expressionismus rin op s i n Art as de Hogdütsche op sin anner. (...) Mutt blot de Keerl kamen, de den Krink recken deit. Denn hebbt wi eenen Dag ok den p l a t t d ü t s c h e n Expressionismus.

Vor dieser letzten Konsequenz, der grenzenlosen Freiheit und Gleichberechtigung, schreckte Claudius nun freilich doch ein wenig zurück. Die herrschende Meinung kannte er ja auch. Deswegen fügte er noch eine Vorbehaltsklausel an: Das expressionistische Weltgeföhl nehme, nicht zuletzt im sprachlichen Bereich, wenig Rücksicht auf die konkrete Wirklichkeit. Es suche gerade das Allgemeine, Übermenschliche und Überdingliche einzufangen. Da gerate man also in die Gefahr, daß dem Niederdeutschen, das "veel mehr as dat Hochdütsche mit de Eer un ehr Dingen verwussen" sei, die Wurzeln abgeschnitten würden. Indes: "Int Letzt (...) kümmt dat jümmer o p d e n M i n s c h e n u n K ü n s t l e r an. Un a c h t e r her snacken is düttmal amenn klöcker as den Propheten maken."

6.3. War es Bescheidenheit, daß Claudius hier von Prophetie sprach, als gehe es allein um potentielle Entwicklungen in der Zukunft; oder wußte er seine eigenen Texte wahrhaftig nicht recht einzuschätzen? Tatsächlich vertraten doch sowohl Garbe als auch er nur die Positionen im nachhinein, die sie in ihrer poetischen Praxis längst erreicht hatten. Garbe war bereits vor 1910 endgültig zu weltanschaulich-philosophisch schwieriger Gedankenlyrik vorgestoßen. Das beweisen nicht allein seine Beiträge zur 1910 publizierten Anthologie *Up sassisch Eer*, sondern nach Art und Zahl ausgeprägter noch die Gedichte der Sammlung *Upkwaln* von 1921. Laut Garbes Mitteilung im Vorwort stammen sie nämlich im wesentlichen aus der Zeit zwischen 1898 und 1910²⁷. Claudius seinerseits hatte in *Mank Muern* 1912 Gedichte vorgelegt, die in Geist und Bildersprache unmittelbar expressionistischen Einfluß verraten. Das trifft vor allem für die Großstadt-Gedichte zu, wie überhaupt die Hinwendung zu just diesem Thema und das ganz spezifische Bemühen um Darstellung des Wesens der Stadt ohne den Expressionismus kaum zu denken sind²⁸.

Es kennzeichnet ja gerade die Misere des kritisch-wissenschaftlichen Umgangs mit niederdeutscher Literatur, daß die Autoren die neuen Wege erst finden und gehen und dann auch noch als Wege zu erlaubten Zielen selbst rechtfertigen mußten. Und es kennzeichnet diese Misere vollends, daß sogar die wohlüberlegten Selbstinterpretationen nicht gefruchtet haben, bis heute nicht. Robert Garbe und seine Anhänger gelten den Betrachtern seit gut 70 Jahren als Männer, deren Eintreten für eine Ausweitung des quasi kanonisierten Bereichs niederdeutscher Literatur man zwar zu schätzen weiß, deren Produkte man aber schelten muß – eben weil sie die Grenzen des traditionellen Kanons durchbrechen. Sie seien leider zu weit gegangen, meinen die Historiker allesamt; so sicher sind sie ihrer normativen Theorie. Weniger merklich, aber darum noch nicht weniger unangemessen, wiederholt sich dies Verfahren in den Urteilen über Claudius, die eingangs zitiert und als widersprüchlich entlarvt sind: Man preist ihn als Neuerer, kleidet aber die Mitteilungen über das Was und Wie seiner Neuerungen in Worte, die sein Werk wieder in den Dunstkreis des Üblichen und Ideologiekonformen ziehen.

Daß man die deutlichen Spuren expressionistischen Einflusses in *Mank Muern* nicht gesehen hat, ist dabei nur eine, wenngleich

27 GARBE (wie Anm.25) S.1.

28 Vorläufige Einzelheiten dazu bei C. SCHUPPENHAUER, *Hermann Claudius. Auf der Höhe der Zeit – seinerzeit*, in: SCHUPPENHAUER (wie Anm.26). Mit dem Versuch, Claudius ganz aus naturalistischen Zusammenhängen zu erklären, greift Jörg Deuter stilgeschichtlich entschieden zu kurz, vgl. J. DEUTER, *Der Naturalist des Niederdeutschen – Hermann Claudius. Die Großstadtlieder "Mank Muern" entstanden vor siebzig Jahren*, Quickborn 66 (1976) 164–167.

symptomatische Kleinigkeit. Vermutlich wäre man auf sie aufmerksam geworden, wenn man den Aufsatz über *Plattdütsch un Expressionismus* gekannt hätte. Doch sind Zweifel daran erlaubt, daß man die Bedeutung dieses Einflusses hätte positiv würdigen wollen und können. Auch von den impressionistischen Elementen in Claudius' Frühwerk ist ja nicht oft die Rede, ebensowenig von den unverkennbar sozialistischen Ideen, die in *Mank Muern* und den folgenden Sammlungen zutage treten. Es ist ja eines, einen Autor ob seines Mitleids für die Armen, Geknechteten und Ausgebeuteten zu loben - ein anderes, ihn als einen scharfen Kritiker gesellschaftlicher Zustände und als einen Mann zu bezeichnen, der mit seinen dichterischen Mitteln am politischen Ringen der Nation teilnimmt. Eben das war aber Claudius über rund ein Vierteljahrhundert hinweg. Zwar zeigt er sich als Arbeiterdichter eher in seinem - ohnehin umfangreicheren - hochdeutschen Werk²⁹, doch hat er sein politisches Engagement in den niederdeutschen Texten mitnichten verschwiegen.

Alles in allem genommen, lassen die bis heute gängigen Urteile über Claudius und seine Position in der niederdeutschen Literaturgeschichte so gut wie nichts ahnen von der ausgeprägten Zeitgenossenschaft im Literarischen und Politischen, die ihn wie sonst keinen unter den älteren Autoren charakterisiert. Und das heißt, daß man Claudius' persönliche Lebensleistung einerseits, das Gesamtbild der niederdeutschen Literatur andererseits um eine sehr entscheidende Nuance beraubt. Schuld daran ist eine Ideologie, die blind macht für alle Elemente jenseits der Grenze, die man um vermeintlich 'echt' Niederdeutsches gezogen hat.

7.1. Was Claudius persönlich anlangt, wiegt die verharmlosend-einseitige Bewertung des niederdeutschen Frühwerks besonders schwer. Ohnehin nämlich ist das Gesamtschaffen der ersten 25 Jahre mannigfachen Mißdeutungen ausgesetzt gewesen. So gewiß es eine Gnade ist, über 100 Jahre leben und gut und gern 80 Jahre dichterisch produktiv sein zu dürfen, so gewiß hat das seine Schattenseiten. Claudius ist ja nicht nur zu Beginn auf der Höhe seiner Zeit gewesen, er ist auch mit der Zeit gegangen. Als Mensch und als Literat hat er sich geändert, hat die Wechselfälle der Zeitläufte mitgestaltet und die Folgen mitgetragen³⁰. Je länger aber sein Leben währte, je mehr Brüche er schreibend über-

29 Zu seiner Rolle in der Arbeiterbewegung insgesamt Chr. RULCKER, *Ideologie der Arbeiterdichtung 1914 - 1933. Eine wissenssoziologische Untersuchung*, Stuttgart 1970.

30 Diese Teilhabe am Zeitgeschehen spiegelt sich u.a. auch in den Veränderungen, die die Sammlung *Mank Muern* von Auflage zu Auflage erfahren hat. Die verschiedenen Widmungen, die zahlreichen Auslassungen, Zutaten und Umgruppierungen unter diesem Blickwinkel zu untersuchen, dürfte lohnend sein.

brücken mußte, desto ferner rückten ihm zwangsläufig seine Anfänge. Am Ende glaubte er wohl selbst nicht mehr daran, daß er - unter anderem - je ein Sozialrevolutionär hatte sein wollen. Und die anderen, seine jeweiligen Weggenossen, haben den Prozeß des Vergessens, Verdrängens und Umdeutens weidlich unterstützt.

Als der sozialdemokratisch gesonnene und so auch agierende Claudius lange nach dem ersten Weltkrieg merkte, daß seine Träume von einer anderen Gesellschaftsordnung unerfüllt bleiben würden, wandte er sich allmählich denen zu, die eine neue Heilslehre anboten. Er war, wie man weiß, beileibe nicht der einzige aus dem Kreise der sogenannten Arbeiterdichter, der aus Enttäuschung so reagierte. Für orthodoxere Sozialisten war er fortan ein Abtrünniger, und das schloß rückwirkende Umwertung seines bisherigen Tuns ein: Er wurde den im Grunde eher Bürgerlichen zugezählt, jenen, die sich beispielsweise schon mit ihrer Haltung zum Kriege für die "schlechte Sache" entschieden hatten³¹. Schwierigkeiten mit der Vergangenheit gab es nun aber gleichzeitig im Lager der Nationalsozialisten, nur unter umgekehrtem Vorzeichen. Da bedurfte es schon der Fürsprache des einflußreichen und linker Neigungen völlig unverdächtigen Hans Grimm. Grimm war Claudius im Kriege begegnet und hatte sich später für dessen Lyrik erwärmt. Unter dem Titel *Meine geliebten Claudius-Gedichte* brachte er 1932 eine Auswahl davon auf den Markt; und im Vorwort tat er alles, um Claudius gegen politische Bedenken abzusichern. Gewisse obrigkeitsfeindliche Äußerungen des Frontsoldaten Claudius entschuldigt er, ein wenig verdeckt, mit der ungut-proletarischen Herkunft; als "ebertgläubig" bezeichnet er den Kriegsheimkehrer und will damit "das Freundliche und Deutsche (...) bei ihm ausdrücken"; und überhaupt scheint ihm Claudius weder zu den "wirklichen roten Männer(n)" im Felde³² noch gar zur Sozialdemokratischen Partei zu passen³³ - mit gottbegnadeten Dichtern wüßten die nichts anzufangen. Wo solche allgemeine Verniedlichung des einstigen politischen Engagements nicht ausreichte, weil nicht alle alles vergessen mochten, halfen sich die Nationalsozialisten damit, daß sie Claudius' literarische Vergangenheit ihrer eigenen Ideologie einverleibten. Zweifel an der "Volksgemäßheit", sagte man dann, seien unangemessen "bei dem Hamburger Lehrer (...), aus unversetztem niedersächsischen Blut, nachweisbar Urenkel des Wandsbeker Boten." Die unübersehbaren

31 Vgl. z.B. F. ALBRECHT, *Deutsche Schriftsteller in der Entscheidung. Wege zur Arbeiterklasse 1918 - 1933* (Beiträge zur Geschichte der deutschen sozialistischen Literatur im 20. Jahrhundert, 2), Berlin (Ost) Weimar 1975, S. 30ff.

32 H. GRIMM, *Meine geliebten Claudius-Gedichte. Auswahl aus den Versbüchern von Hermann Claudius*, 18.-27. Tsd., München 1943, S. 18-19.

33 Ebd. S. 24-26.

Spuren expressionistischer Dichtergebärde bei ihm aber solle man entweder als läßliche Jugendsünde oder, womöglich tiefgründiger, als Folge der Tatsache betrachten, daß der Expressionismus "bis zu einem gewissen Grade geradezu aus niederdeutschem Wesen stammt"³⁴.

Claudius hat die nationalsozialistische Umarmung nicht abgewehrt, sondern geduldet und vielleicht sogar gewünscht. Folglich befand er sich 1945 plötzlich in der Rolle des belasteten Autors, den man am besten mit Stillschweigen überging. Allein die Niederdeutschen bildeten eine Ausnahme und legten ziemlich bald schon alte und neue Werke von ihm auf. Skrupel brauchten sie ja nicht zu haben, weil sie die zeitgenössisch-politische Seite Claudius'schen Schaffens nie entdeckt hatten und sich mit ihrer niederdeutschen Sache eh in unpolitischem Gefilde wähnten. Im Laufe der Jahre ist so die Erinnerung an die Eigenart des Frühwerks vollends verschüttet worden. Als dann 1973 der Vorstand der SPD Claudius zum 95. Geburtstag gratulierte und ihm ausdrücklich bescheinigte, er habe "der Arbeiterjugend (...) viele geistige Impulse gegeben"³⁵, da war das ohne Zweifel ein Akt später Gerechtigkeit und, mutmaßlich, später Aussöhnung. Wie ein Zuruf aus ferner Vergangenheit mußte es dennoch wirken. Nach so langer Zeit war anderes aber weder zu erwarten noch zu fordern. Immerhin gibt es in der deutschen Literatur viele, auch größere Autoren, die ähnliche Verdienste um die Arbeiterbewegung haben, von denen mit allgemeineren Meriten um politische und sozialengagierte Dichtung zu schweigen.

7.2. Für die niederdeutsche Literatur gilt eben das nicht. In ihr nimmt Claudius' Frühwerk einen fast einzigartigen Platz ein. Das nun nicht aus dem sattsam bekannten Grunde, daß er die Welt der Großstadt, der Arbeit und Industrie für das Niederdeutsche entdeckt hat. Seine entscheidende Relevanz wird vielmehr in der Antwort auf die Frage sichtbar, wie er zu solcher Entdeckung gekommen ist, was er aus ihr gemacht hat und von welchen Anschauungen über die Möglichkeiten niederdeutschen Dichtens er sich hat leiten lassen. Die Antwort kann, kurz gefaßt, nach meiner Überzeugung nur lauten: Claudius wäre zu keinerlei Neuerung vorgestoßen, hätte er nicht alle niederdeutschen Traditionen, die poetischen wie die ideologischen, zugunsten seines Ichs mißachtet. Es waren seine Kenntnisse der zeitgenössischen Literatur- und Geistesströmungen, seine sozialen und politischen

34 K. MATTHIES, *Ansprache an Hermann Claudius (gehalten in Hamburg vor der Fichte-Gesellschaft)*, *Das Innere Reich. Zeitschrift für Dichtung, Kunst und deutsches Leben* 3 (1936/37) 759-764, Zitate 760-761.

35 Das Glückwunsch-Telegramm ist abgedruckt in: *Stiftung F.V.S. zu Hamburg. Ehrungen zum 95. Geburtstag von Hermann Claudius* [Hamburg 1973], S.27.

Erfahrungen, sein Lebensgefühl und Weltverständnis, die ihm zugleich die Themen und die Mittel, den Trieb und die Kraft vermittelt haben, als niederdeutscher Autor mit vollem Anspruch auf Gleichberechtigung aufzutreten.

Daß er trotzdem die althergebrachten Traditionen nicht allzu gröblich verletzt hat, ist eher schierem Zufall zu danken. Ob man den nun Veranlagung, Neigung oder dezidierten Stilwillen nennen will, ist unerheblich. Anders als Garbe, mit dem er in der Theorie weithin einig war, hatte es Claudius ja auf Gattungen und Ausdruckshaltungen abgesehen, die nicht von vornherein über Volkstümlichkeit, Mundartlichkeit und trauliche Heimlichkeit hinausdrängten. Das berechtigt aber niemanden, die Verhältnisse einfach umzukehren und die primäre Orientierung an der Zeit und ihren vorzugsweise hochdeutsch vermittelten Realitäten zu verschweigen oder als marginal anzusehen.

7.3. Bei dieser Sicht auf die Dinge wird die Geschichte der Claudius-Rezeption zu einem Lehrstück für alles Nachdenken über die Theorie von niederdeutscher Literatur, d.h. auch für die Frage nach dem richtigen kritisch-wissenschaftlichen Umgang mit ihr. Es geht nun einmal nicht an, daß die Kritiker und Wissenschaftler übersehen, leugnen oder für unerlaubt erklären, was auf Seiten der Autoren seit langem gewollte und wohlbegründet verwirklichte Praxis ist - und das allein, weil sie an einer Ideologie festhalten möchten, die niederdeutsche Literatur als eine von hochdeutsch-hochsprachlicher Literatur strikt getrennte Spezies begreift. Kritiker und Wissenschaftler verfehlen so ja nicht nur ihren spezifischen Auftrag, sondern sie setzen sich in diametralen Gegensatz zu allen empirischen Fakten und akzeptierten sprach- und literaturwissenschaftlichen Regeln. Die Termini 'Mundartliteratur' und 'Dialektliteratur' erleichtern zwar, vom Phänomen einer bewußt nicht-standardsprachlichen Literatur zu reden, ansonsten sind sie jedoch je ein Widerspruch in sich. Eine Literatur nennenswerten Umfanges und Ranges, die absolut auf mundartliche oder dialektale Sprache im linguistischen Sinne des Wortes beschränkt bliebe, kann es schwerlich geben, solange die Gesetze über situations- und zweckbedingte Sprachverwendung in Kraft sind. Und ganz unabhängig von allem Literarischen sagen doch wohl die gleichen Gesetze, daß jedes Sprachsystem, auch das als Mundart oder Dialekt existierende, potentiell die ganze Bandbreite sprachlicher Anwendungsformen bereithält. Wie will man da rein theoretisch einen Kernbezirk mundartlichen Ausdrucks festlegen und ihn womöglich noch gegen die autonome Freiheit der Autoren ausspielen, im Einzelfall den Stil zu wählen, der ihrem Aussagewillen entspricht?

Wenn also Dieter Stellmacher neuerdings formuliert: "In jedem Falle wird aber von den Besonderheiten der Dialektliteratur auszugehen sein, die es zweifellos gibt, weil die Sprachform Dialekt von den anderen Sprachformen durch eine Reihe von Faktoren

unterschieden ist"³⁶, dann gießt er den alten Wein niederdeutscher Ideologie leider nur in neue Schläuche. Bei solcher Perspektive werden die niederdeutschen Autoren auch weiterhin *mank Muern* stehen müssen - zwischen den Mauern der Vorurteile nämlich, die sich aus dem romantizistischen Glauben an sprachliche und sprachbedingte Besonderheiten der niederdeutschen Literatur ergeben. Die Aussicht auf Fortentwicklung dieser Literatur, etwa gar in Richtung auf Claudiussche Zeitgenossenschaft, würde bei so autoritativer Abkoppelung von allem Hochsprachlichen gewiß nicht besser. Und die Misere der niederdeutschen Literaturwissenschaft würde auf Dauer festgeschrieben. Der Fall Claudius allein sollte als abschreckendes Beispiel genügen.

36 STELLMACHER (wie Anm. 14) S. 119f.

Katrin J ü n e m a n n, Münster

DAS VERHÄLTNIS VON HOCHSPRACHE UND DIALEKT IN THOMAS MANNS ROMAN *BUDDENBROOKS*¹

Das Thema Sprache hat bei der Beschäftigung mit Thomas Manns Roman *Buddenbrooks* bislang wenig Beachtung gefunden. Bei den vorliegenden Arbeiten handelt es sich um Untersuchungen, die zumeist auf stilistische Aspekte konzentriert sind. Insofern mag es von Interesse sein, die Verwendung des Hoch- und Niederdeutschen aufzugreifen, um das Verhältnis von Dialekt und Hochsprache näher zu bestimmen.

Die Auseinandersetzung mit dem Thema erfolgt aus soziolinguistischer Perspektive, d.h., daß der Sprachgebrauch der Figuren dieses Romans im Bezugsrahmen soziolinguistischer Begrifflichkeit erschlossen und beschrieben wird. Grundlage der Untersuchung sind die Äußerungen der Figuren; sie bilden das Material der Analyse. Aufgenommen werden aber auch Bemerkungen seitens des Erzählers, sofern sie dazu dienen, den Sprachgebrauch bestimmter Sprecher genauer zu kennzeichnen, wie etwa die zu Köppen, von dem es heißt: "er war noch nicht lange reich, stammte nicht gerade aus einer Patrizierfamilie und konnte sich einiger Dialektschwächen, wie die Wiederholung von 'muß ich sagen', leider noch nicht entwöhnen. Außerdem sagte er 'Achung' statt 'Achtung'." (23)

Obgleich primär die Verwendung des Hoch- und Niederdeutschen interessiert, erscheint es durchaus als lohnend, auch die des Französischen einzubeziehen, da die rückläufige Tendenz des Niederdeutschen, die sich in den verschiedenen Generationen der *Buddenbrooks* abzeichnet, mit dem Schwinden französischer Redewendungen einhergeht. Ein weiterer Punkt, unter dem sich die Beachtung des Französischen als sinnvoll erweisen könnte, ist der des Prestiges von Sprache. Auf beide Aspekte soll deshalb in den entsprechenden Zusammenhängen eingegangen werden.

Das Material der Analyse

Mit den Äußerungen von insgesamt über siebzig Figuren ist eine umfangreiche Materialsammlung gegeben. Mit den Domänen

¹ Zitiert wird im folgenden nach der Stockholmer Gesamtausgabe der Werke von Thomas Mann, Bd.1, Berlin 1965.

Familie, Freundschaft, Beruf-Arbeitswelt und Bildung-Schule liegt das grundlegende Raster für den Verlauf der Analyse vor. Als weitere außersprachliche Parameter werden der Beruf, bzw. die gesellschaftliche Stellung der Figuren berücksichtigt; zum einen um herauszufinden, ob es Varietäten gibt, die nur in bestimmten Schichten verwendet werden, zum anderen, um den Einfluß von Rollenverhältnissen auf das sprachliche Verhalten von Kommunikationsteilnehmern aufzeigen zu können.

Es gibt nur einige Sprecher, die in mehreren Domänen unterzubringen sind, jeder läßt sich jedoch zumindest einer zuordnen. Zunächst wird das Sprechen derjenigen literarischen Figuren untersucht, deren Sprachverhalten in verschiedenen Domänen beobachtbar ist und somit mehr Anhaltspunkte für Aussagen über die Verteilung des sprachlichen Repertoires bietet als das derjenigen, die nur in eine einzige Domäne integrierbar sind. Die Daten der letztgenannten Gruppe von Sprechern bleiben gleichwohl bedeutsam, sofern sie, unter bestimmten Gesichtspunkten subsumierbar, Ergebnisse stützen, welche auf der Analyse der differenzierter gekennzeichneten Sprecher beruhen.

Jede Einteilung der sozialen Stufenleiter ist willkürlich und richtet sich nach den erkenntnisleitenden Interessen desjenigen, der sie unternimmt, und nicht zuletzt nach dem Material, das zu bearbeiten ist. Im vorliegenden Fall bietet es sich an, mit einer Dreiteilung zu hantieren: Unterschicht, untere Mittelschicht und mittlere Mittel- bis Oberschicht. Als Repräsentanten der Unterschicht können Figuren wie Trina (Köchin), Carl Smolt (Lagerarbeiter), Grobleben (Speicherarbeiter und Stiefelwichser) sowie Matthiesen (Kornträger) gelten. Der unteren Mittelschicht werden Besitzer kleinerer Geschäfte zugeordnet, etwa Iwersen (Blumenladenbesitzer), Longuet (Mietkutschenbesitzer) und Stuht (Schneidermeister). Weiter aufwärts in der Mittelschicht lassen sich Figuren wie Lotsenkommandeur Schwarzkopf plazieren, die ebenso wie die Angehörigen der unteren Mittelschicht in keinem direkten finanziellen Abhängigkeitsverhältnis stehen, also wirtschaftlich relativ unabhängig sind, die allerdings, anders als die erstgenannte Gruppe, einen bestimmten Bildungsgrad vorweisen können (wie etwa die Lehrer Ballerstedt, Dr. Mantelsack und Marcellus Stengel). Die Übergänge von dieser Gruppe zur eigentlichen Oberschicht sind fließend. Eindeutig zur Oberschicht zählt natürlich die Familie Buddenbrook samt ihrer weitläufigen Verwandtschaft sowie das übrige, handeltreibende und in der Administration tätige Bürgertum.

Nachdem durch diese Beispiele deutlich geworden sein dürfte, welche Figuren als typische Vertreter der jeweiligen sozialen Schicht aufgefaßt werden können, geht es im folgenden Abschnitt darum, sprachliche Daten mit diesem Schema zu korrelieren.

Der schichtenspezifische Gebrauch von Varietäten

Die Ergebnisse haben einen recht allgemeinen Charakter, was durch die Folie, auf welche die sprachlichen Daten projiziert werden, bedingt ist. Dennoch können gerade sie für eine globale Beantwortung der Frage nach dem Verhältnis von Hochsprache und Dialekt als besonders repräsentativ gelten, da es in dem allgemein gehaltenen Rahmen möglich ist, die Äußerungen sämtlicher Figuren zu berücksichtigen. Für den gesamten Text dürfen die folgenden Zuordnungen als verbindlich gelten.

Die Angehörigen der Unterschicht, Arbeiter und Diensthofboten, sprechen nur Dialekt, obwohl für Trina, die Köchin der Buddenbrooks, zunächst eine Ausnahme zu gelten scheint. An einer Stelle (44) gibt sie in Erwiderung einer Frage Konsul Buddenbrooks vier Worte in Hochdeutsch von sich; das ist jedoch als Anpassung an den Kommunikationspartner zu verstehen. Denn die beiden übrigen Äußerungen (178, 243), die von ihr vorliegen, sind niederdeutsche. Die erste (178) dieser beiden zeichnet sich vor allem durch die Emotionalität aus, von der sie getragen ist. Somit läßt sich unter dem Aspekt des endogenen Sprachgebrauchs der Köchin Trina ein eindeutiger Platz unter den Dialektsprechern zuweisen. Etwas anders scheint es sich mit Anton, dem Bedienten der Buddenbrooks, zu verhalten. Zwar gehört auch er dem Diensthofbotenstand an, er spricht jedoch nur Hochdeutsch. Das weibliche Pendant zu dieser Figur findet sich in Ida Jungmann, für die dasselbe zutrifft. Obgleich beide in der Unterschicht richtig eingeordnet sein dürften, benutzen sie die Standard-Varietät, was in bezug auf Ida Jungmann noch zu präzisieren ist, denn sie spricht ein Hochdeutsch mit westpreußischem Einschlag, worunter sie polnische Brocken mischt. Diese beiden Figuren sind die einzigen, die mit dem sonst einheitlichen Sprachgebrauch der Unterschicht nicht in Einklang gebracht werden können. Eine Erklärung für diese Abweichung mag darin zu suchen sein, daß der Arbeitskreis beider direkt auf die Familie Buddenbrook bezogen ist.

Auch die Mitglieder der unteren Mittelschicht, zu denen Inhaber kleinerer Geschäfte zu zählen sind wie Iwersen (426) und Prahl (26), sprechen Dialekt. Es gibt jedoch wenige, die auch Hochdeutsch sprechen, z.B. Schneidermeister Stuht (186, 268) und Barbier Wenzel (185).

Die kulturell tonangebende und ökonomisch besser situierte Mittel- bis Oberschicht ist durch die Dominanz des Hochdeutschen gekennzeichnet, in den ganz vornehmen Familien, etwa bei Krögers und Buddenbrooks, streut man zudem bei entsprechender Gelegenheit einige französische Wendungen bei.

Subtile soziale Differenzierungen der oberen Schichten finden sich auch auf sprachlicher Ebene wieder. So weist der Sprachgebrauch der sogenannten Aufsteiger stets gewisse Schwächen

auf, seien es nun Artikulationsschwierigkeiten oder bestimmte Gewohnheiten, etwa Redewendungen zu wiederholen. Diese Mängel kennzeichnen sowohl diejenigen, welche aufgrund intellektueller Fähigkeiten arrivierten, wie auch die in wirtschaftlicher Hinsicht Emporgekommenen. In diesem Zusammenhang sei auf die eingangs zitierte Bemerkung des Erzählers zu Köppen verwiesen, weiterhin auf Hagenströms ständige Wiederholung von "nicht wahr" (603) und Marcellus Stengels Artikulation der Worte *Linie*, *Quarta* und *Jahre*, nämlich *Line*, *Quäta* und *Schahre* (67). Sehr deutlich ist auch Theresia Weichbrodt gekennzeichnet: "Sie sprach mit lebhafter und stoßweiser Bewegung des Unterkiefers und einem schnellen eindringlichen Kopfschütteln, exakt und dialektfrei, klar, bestimmt und mit sorgfältiger Betonung jedes Konsonanten. Den Klang der Vokale aber übertrieb sie sogar in einer Weise, daß sie zum Beispiel nicht 'Butterkruke' sprach, sondern 'Botter-' oder gar 'Batterkruke' sprach und ihr eigensinnig kläffendes Hündchen nicht 'Bobby', sondern 'Babby' rief." (86)

Das gleiche, was schon für Vertreter der unteren Mittelschicht geltend gemacht wurde, gilt vice versa auch für die Repräsentanten der Oberschicht. Sie sprechen, wenn sie sich mit Arbeitern verständigen wollen, plattdeutsch.

Der kontextspezifische Gebrauch von Varietäten

Den Domänen kommt auf dieser Stufe der Analyse eine besondere Bedeutung zu, da sich mit ihnen die institutionellen Bereiche, in denen sich bestimmte Identifikationen vollziehen, spezifizieren lassen. "Der Konstruktion der Domänen liegt folgende, an die Makroebene geknüpfte Überlegung zugrunde: Wenn die Stabilität" des Verhältnisses "zweier Sprachvarietäten von der stabilen Erhaltung zweier komplementärer Wertsysteme abhängt, dann müssen sich letztere ihrerseits in zwei komplementären Mengen von Domänen niederschlagen, in denen jeweils die eine oder andere Varietät klar dominiert."² Da auf der gegenwärtigen Analyseebene versucht werden soll, die Ergebnisse, die auf der vorherigen gewonnen werden konnten, unter einem neuen Aspekt zu präzisieren, geht der außersprachliche Parameter soziale Schicht wieder mit ein. Im folgenden werden die Varietäten aufgeführt, die von verschiedenen sozialen Schichten in den Domänen Familie, Freundschaft, Beruf-Arbeitswelt und Bildung-Schule verwendet werden.

² N. DITTMAR, *Soziolinguistik. Exemplarische und kritische Darstellung ihrer Theorie, Empirie und Anwendung*, Königstein/Ts. 1980, S.215f.

Familie

In der unteren Mittelschicht spricht man in der Familie Niederdeutsch: "Herr Stuht in der Glockengießersstraße sagte zu seiner Frau, welche in den ersten Kreisen verkehrte: 'Die beiden ergänzen sich ganz gaut, will'k die man vertellen!'" (268). Auch Schwarzkopf, ein weiterer Repräsentant der Mittelschicht, benutzt im Familienkreis bevorzugt das Niederdeutsche, insbesondere, wenn er sich an seinen Sohn Morten wendet: "Nu speel di man nich up, Herr Doktor" (123). Gelegentlich spricht er mit Frau und Sohn zwar auch Hochdeutsch (136, 153), letztlich dominiert jedoch der Dialekt. Das zeigt sich deutlich, als er Morten wegen Tony Buddenbrooks zur Rede stellt und ihn entrüstet anfährt: "So, na, denn will'k di man vertellen, daß du'n Döskopp büs', 'n Hanswurst, 'n groten Dummerjan!" (154). Frau Schwarzkopf hingegen spricht nur Hochdeutsch (124, 136), was sich allerdings durch ihre Herkunft erklären ließe, denn sie ist "eine Pastorstochter aus Schlutup" (121).

In der oberen Mittel-, bzw. Oberschicht bietet sich ein weit aus differenzierteres Bild³.

Es gibt nur eine Figur, die in der Familie neben dem Hochdeutschen auch Dialekt spricht: Johann Buddenbrook sen. (9, 14, 17, 19, 26, 45, 63). Zwar liegt auch von Justus Kröger eine plattdeutsche Äußerung vor (255); doch handelt es sich in dem Fall um eine saloppe Redewendung, die allein natürlich nicht ausreicht, um Justus Kröger als habituellen Niederdeutsch-Sprecher zu kennzeichnen. Daß Johann Buddenbrook sen., das älteste Familienmitglied, der einzige ist, der noch im familiären Kreis Dialekt spricht, verweist im Vergleich zum Sprachgebrauch der nachfolgenden Generationen auf einen Umbruch, den Rückgang des Niederdeutschen zugunsten der Standard-Varietät.

Auch der Gebrauch des Französischen kann in der Domäne Familie behandelt werden. Dieser Punkt bedarf allerdings einer Präzisierung: es handelt sich hier um das Einstreuen französischer Sprachbrocken, d.h. es gibt weder ausformulierte Sätze, noch Unterhaltungen in dieser Sprache. Es finden sich vielmehr einzelne Worte, etwa *Bouteille* (33), *Farce* (196), *comme il faut* (94) etc.⁴. In der dritten Generation der Buddenbrooks ist das Französische nicht mehr zu finden. Mit dem Beginn dieser Gene-

3 Folgende Figuren benutzen die Standard-Varietät: Grünlich (160, 161, 101-103); Gotthold Buddenbrook (74); Konsulin Overdieck (31); Fredericke, Henriette und Pfiffi Buddenbrook (240); Klothilde Buddenbrook (32, 33, 180); Clara Buddenbrook (245); Tony (9, 13, 16, 100, 101, 103-107, 117-120, 157, 212-220, 229 usw.); Gerda Arnoldsen (306, 344, 350, 681, 757 usw.); Christian Buddenbrook (17, 36, 37, 70, 94, 260-264 usw.); Johann Buddenbrook jun. (12, 14, 15, 19, 33, 38, 45f., 59f., 74 usw.); Elisabeth Buddenbrook (9, 15, 17, 36, 59, 78f. usw.).

4 Elisabeth Buddenbrook (94, 239, 243, 263, 297); Johann Buddenbrook sen. (9, 14, 15); Johann Buddenbrook jun. (33, 196); Madame Kröger (115).

ration dominiert das Hochdeutsche in der Domäne Familie. Während französische Äußerungen vom alten Buddenbrook noch sehr willkürlich eingestreut werden, er scheut Kombinationen mit dem Dialekt nicht, wie ein Blick auf den zweiten Satz des Romans zeigt⁵, bedient sich Elisabeth Buddenbrook des Französischen, wenn sie ihrer Indignation einen vornehmen Anstrich geben will (94, 239, 263). Dies letzte Beispiel weist darauf hin, daß mit dem Französischen ein bestimmtes Prestige verbunden wird.

Für die Unterschicht liegen keine Daten vor.

Freundschaft

Für die Unterschicht liegen Daten zweier Arbeiter vor (415). Einzige Repräsentantin der unteren Mittelschicht, von der es eine Äußerung in Hochdeutsch gibt, ist Anna Iwersen (168-170). Alle anderen Daten stammen von Mitgliedern der gehobenen Mittel-, bzw. Oberschicht. Die überwiegende Mehrzahl spricht ausschließlich Hochdeutsch⁶. Hoch- und Niederdeutsch sprechen im Freundeskreis Konsul Peter Döhlmann, Weinhändler Köppen und Johann Buddenbrook sen. Zumindest für Döhlmann gilt, daß er den Dialekt vornehmlich zur allgemeinen Erheiterung einsetzt: "Als auf einem Diner bei Buddenbrooks sich das Erscheinen eines Gerichtes lange Zeit verzögerte, die Hausfrau in Verlegenheit und die beschäftigungslose Gesellschaft in Mißstimmung geriet, stellte er die gute Laune wieder her, indem er mit seiner breiten und lärmenden Stimme über die ganze Tafel brüllte: 'Ick bün so wied, Fru Konsulin!'" (133). Weiterhin heißt es: "Mit eben dieser schallenden und groben Stimme erzählte er augenblicklich fragwürdige Anekdoten, die er mit plattdeutschen Wendungen würzte..." (133). Im Fall Döhlmann ist das Platt also nicht einfach eine Alternative zum Hochdeutschen, sondern es wird funktionalisiert. Bei Köppen hingegen liegt ein endogener Sprachgebrauch vor. Er verfällt ob seiner Entrüstung in die niederdeutsche Mundart (42). Etwas anders verhält es sich bei Johann Buddenbrook sen., obzwar auch eine der drei plattdeutschen Äußerungen von ihm unter dem Aspekt des endogenen Sprachgebrauchs erfaßt werden kann: "'Praktische Ideale...nee, ich bin da gar nich für!' Er verfiel vor Verdruß in den Dialekt" (30), aber in keinen reinen Dialekt - "ich bin". An den beiden anderen läßt sich jedoch ablesen, daß für Johann Buddenbrook sen. Hoch- und Niederdeutsch austauschbar sind.

5 "Je, den Düwel ook, c'est la question, ma très chère demoiselle!" (7).

6 Madame Kröger (31); Dr. Grabow (18); Makler Grätjens (23, 24); Thomas Buddenbrook (18, 19, 23, 24, 26); Gerda Arnoldsen (90, 91); Tony (63, 64, 90, 91); Senator Langhals (39); Julchen Hagenström (63); Stephan Kistenmaker (675, 676); Hanno Buddenbrook (623, 709-711, 720, 721, 734, 741-744); Kai Graf v. Mölln (623, 709-711, 720, 721, 734, 738, 741-744, 746).

Eine weitere Gruppe von Figuren verwendet im Freundeskreis die Standard-Varietät und das Französische⁷.

Auch in der Domäne Freundschaft nimmt Johann Buddenbrook sen. - wie bereits zuvor in der Domäne Familie - eine Sonderstellung ein. Er spricht als einziger Sprecher Hochdeutsch, Dialekt und Französisch. Die Analyse der sprachlichen Daten in der Domäne Freundschaft stützt die These, daß der Rückgang des Französischen mit dem des Niederdeutschen einhergeht. Johann Buddenbrook sen. kann als Repräsentant für einen bestimmten Sprachgebrauch angesehen werden, der sich etwa bis in das vierte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts erstreckt. Als Hilfsmittel zur Bestimmung dieser Zeitspanne mag sein im Text vorgegebenes Todesjahr dienen, das zwar keine absolut sichere Aussage über den tatsächlichen Umbruchpunkt gewährt, aber zumindest einen Anhaltspunkt bieten kann. Diese Aussage soll durch einen Blick auf die Daten noch kurz präzisiert werden: Diejenigen Sprecher, die neben der Standard-Varietät auch französische Worte und Redewendungen verwenden, gehören bis auf Johann Buddenbrook jun. altersmäßig in die Generation des alten Buddenbrook. Insgesamt scheint aber der Rückgang des Französischen weiter vollzogen zu sein als der des Niederdeutschen, denn als eigenständige, gesprochene Sprache kommt es nicht mehr vor. Johann Buddenbrook sen. "spricht für gewöhnlich Hochdeutsch, wie es allmählich alle anderen seines Standes tun, aber wenn er aufgebracht ist, kann es vorkommen, daß der alte Herr fast nur französisch und plattdeutsch spricht, eine Mischung aus der ihm an-erzogenen und der ihm angeborenen Sprache."⁸ Von seinem Sohn liegt nur eine plattdeutsche Äußerung vor, während die anderen Sprecher mehrfach gekennzeichnet sind. Das mag darauf hinweisen, daß die erstgenannte Gruppe als letzte Generation anzusehen ist, für die das Französische neben dem Hochdeutschen einen festen Platz in der Konversation einnimmt. Denn bereits in der nachfolgenden Generation, also derjenigen, die durch Johann Buddenbrook jun. markiert ist, dominiert das Hochdeutsche. Zur Orientierung seien einige dieser Figuren genannt: Makler Grätjens, Dr. Grabow, Senator Langhals. Für die dritte Generation gilt derselbe Befund: Thomas Buddenbrook, Tony Buddenbrook, Gerda Arnoldsen und Julchen Hagenström sprechen nur Hochdeutsch.

7 Antoinette Buddenbrook (H 26, 27; F 22); Jean Jaques Hoffstede (H 16, 17, 18, 23, 29, 30, 34, 35, 42; F 29, 34, 38); Johann Buddenbrook jun. (H 23, 24, 29, 32, 39, 40; F 24); Lebrecht Kröger (H 25, 39; F 44, 185, 187, 190); Pastor Wunderlich (H 24-27, 29; F 26, 27, 33).

8 F. MÜLLER, *Thomas Mann Buddenbrooks. Interpretation*, München 1979, S.80.

Berufs-Arbeitswelt

Während die Untersuchung des Sprachgebrauchs in den beiden ersten Domänen fast ausschließlich nur auf Daten der Mittel- und Oberschicht zurückgreifen konnte, gibt es für den Bereich Berufs-Arbeitswelt auch Daten aus der Unterschicht. Platt sprechen, bis auf Ida Jungmann und Anton, deren besondere Stellung bereits erwähnt wurde, die Hausangestellten der Buddenbrooks - die Köchin Trina (178, 243); Line, das Folgmädchen (249, 324) und Riekchen Severin (443) -, weiterhin ein Briefträger (487), ein Speicherarbeiter (487) und der Lagerarbeiter Smolt (192-194). Auch Blumenladenbesitzer Iwersen, Vertreter der unteren Mittelschicht, spricht Plattdeutsch (426). Zwei weitere Figuren sprechen auch Hochdeutsch: Schneidermeister Stuhl (186), Barbier Wenzel (185). Das gleiche gilt für Friedrich Wilhelm Marcus, den Prokuristen der Firma Buddenbrook (255).

Die übrige Mittel-, bzw. Oberschicht verwendet in der Domäne Beruf generell die Standard-Varietät⁹.

Bildung-Schule

Das Material, das zu der Domäne Bildung-Schule vorliegt, ist nicht so umfangreich. Gleichwohl mag es genügen, um die Feststellung zu belegen, daß dieser Bereich durch die Dominanz des Hochdeutschen gekennzeichnet ist. Zunächst sei auf die Äußerungen der Lehrer verwiesen: Theresia Weichbrodt (86, 165); Pastor Hirte (68); Marcellus Stengel (67); Ballerstedt (713-716); Dr. Mantelsack (726-733); Professor Hückkopp (718); Kandidat Modersohn (737/738). Für den im weitesten Sinne als kulturelle Sphäre zu bezeichnenden Bereich liegen weiterhin Äußerungen des Organisten Edmund Pfühl (494f., 498f., 502), von Pastor Mathias (243f.) und von Gerda Arnoldsen (479-502) vor. Im Unterricht wird ebenfalls Hochdeutsch gesprochen: Perlemann (714), Heinrich (714), Todtenhaupt (717), Timm (727) und Hanno Buddenbrook (717). Die Domäne Bildung-Schule ist somit die einzige, in der nur die Standard-Varietät anzutreffen ist.

Abschließend seien die Ergebnisse, die sich im Rahmen des Untersuchungsaspekts 'kontextspezifischer Sprachgebrauch' herausstellen ließen, der Übersicht halber in einer Tabelle zusammengefaßt:

⁹ Grünlich (203-210); Dr. Grabow (36-38); Sigismund Gosch (182-184, 191); Tuchhändler Benthien (186, 187); Dr. Langhals (188, 189); Bankier Kessel-meyer (203-210, 221, 222, 224-229); Johann Buddenbrook jun. (221-229); Thomas Buddenbrook (255-257). Zu den beiden letztgenannten Figuren muß ergänzt werden, daß sie sich mit den Arbeitern in Plattdeutsch verständigen (vgl. 192f., 268). Mit den Löscharbeitern am Quai redet Thomas Buddenbrook "in einem Gemisch von Dänisch und Plattdeutsch" (625).

soz. Schicht	Familie				Freundschaft				Beruf				Schule
	N	H	H/N/F	H/F	H	H/N	H/F	H/N/F	N	N	H	H/N	H
U									2	6			
UM	2	1			1					1	3	2	
MM - O		12	1	4	11	3	5	1			8	2	15
	2	13	1	4	12	3	5	1	2	7	11	4	15

Es zeigt sich, daß in der Domäne Bildung-Schule ausschließlich Hochdeutsch gesprochen wird. In den Bereichen Familie, Freundschaft und Beruf-Arbeitswelt wird Hoch- und Niederdeutsch verwendet. In den Bereichen Familie und Freundschaft kommen zudem französische Äußerungen vor. In allen Domänen dominiert eindeutig die Standard-Varietät. Niederdeutsch wird am häufigsten im Bereich Beruf-Arbeitswelt gesprochen; die Verwendung des Französischen in den Domänen Familie und Freundschaft ist relativ ausgeglichen. Über das größte sprachliche Repertoire verfügt die Oberschicht, die untere Mittelschicht verwendet zwei Varietäten, während der Sprachgebrauch der Unterschicht auf das Niederdeutsche beschränkt ist. Diese Beobachtungen stimmen mit den Ergebnissen Fishmans bezüglich des Sprachgebrauchs unterschiedlicher sozialer Schichten überein: "die Mittelschicht und die höheren Mittelschichten haben größere sprachliche Repertoires (...) als die unteren Schichten"¹⁰.

Zum Sprachwandel

Der Roman spielt in der Zeit von 1835 bis 1877, umfaßt damit einen Zeitraum von 42 Jahren. Während dieser Zeit verändert sich der Gebrauch der Varietäten zugunsten einer Dominanz des Hochdeutschen, die in der dritten Generation der Buddenbrooks stabilisiert ist. Damit ist schon die für diesen Aspekt wichtige Variable Generation benannt. Mit ihr ist ein Rahmen gegeben, dem sich die beobachteten Entwicklungstendenzen zuordnen lassen. Bei der Beobachtung von Sprachwandel erscheint es zudem unerlässlich, auf den Faktor Sprachprestige einzugehen, da sprachliche Diffundierungsprozesse normalerweise zugunsten der Sprachschicht verlaufen, die das höhere Sozialprestige besitzt. Zuvor muß allerdings geklärt werden, was unter Sprachprestige zu verstehen ist: "Sprachprestige ist (...) kein absoluter Wert, sondern eine Wertrelation, die ausgehend von der Selbstein-

10 J.A. FISHMAN, *Soziologie der Sprache. Eine interdisziplinäre sozialwissenschaftliche Betrachtung der Sprache in der Gesellschaft*, München 1975, S. 50.

schätzung und den nach außen gerichteten Wertorientierungen einer sozialen Schicht innerhalb einer bestimmten Region (...) bestimmt werden muß. Aus gesamtgesellschaftlicher Sicht hat die Standardsprache zweifellos den größten Prestigewert. Er ist aus kommunikationstechnischen Gründen objektiv gegeben, weil diese Sprachschicht als das überregionale Kommunikationsmittel schlechthin fungiert. Bedenkt man jedoch, daß in der Regel mit steigendem sozioökonomischem Status die Chance wächst, Standardsprache regelmäßig einzuüben und zu gebrauchen (...), dann wird deutlich, daß dieser objektiv gegebene Prestigewert primär zu einem Etikett für hohes Sozialprestige umfunktioniert ist"¹¹.

Anhand folgender Figuren, die in ihrem Sprachverhalten als repräsentativ für die jeweilige Generation gelten können, lassen sich Veränderungen im Sprachgebrauch verfolgen:

		N	H	F
1. Generation	Johann Buddenbrook sen. (1765-1841)	+	+	+
2. Generation	Johann Buddenbrook jun. (ca. 1800-1855)	-	+	+
3. Generation	Thomas Buddenbrook (1825-1875)	-	+	-
	Tony Buddenbrook (geb. 1827)	-	+	-
	Christian Buddenbrook (geb. 1826)	-	+	-
4. Generation	Hanno Buddenbrook (1861-1877)	-	+	-

Die Daten für diese Übersicht stammen aus den Domänen Familie und Freundschaft, fallen damit in den Rahmen personaler Interaktionen. Diese Auswahl hat den Vorteil, das sprachliche Verhalten der Sprecher in einer Umgebung zugänglich zu machen, die von äußeren Zwängen befreit ist, wie sie etwa bei geschäftlichen Unterredungen vorliegen mögen. Somit liegen quasi 'unbefangene' Äußerungen vor, die am ehesten Aufschluß über den originären Sprachstil geben. Bei Labov findet sich dafür der Terminus *casual speech*. "Unter zwanglosem Sprechen im engeren Sinne verstehen wir die in informalen Situationen, in denen kei-

¹¹ K.-H. BAUSCH, *Soziolekte*, in: *Lexikon der Germanistischen Linguistik*, hrsg. v. H.-P. ALTHAUS - H. HENNE - H.E. WIEGAND, Tübingen 1973, S.260.

nerlei Aufmerksamkeit auf die Sprache gerichtet ist, benutzte Alltagssprache."¹²

Johann Buddenbrook sen., Repräsentant der ersten Generation, spricht Niederdeutsch, Hochdeutsch und Französisch. In diesem Zeitraum scheinen die beiden erstgenannten Varietäten gleichberechtigt nebeneinander zu stehen, allein dem Französischen könnte ein gewisses Prestige zugeordnet werden, da mit ihm das distinguierte Flair der höheren Gesellschaft unterstrichen wird. Stützen läßt sich diese These anhand von Figuren, die zum Freundeskreis des alten Buddenbrook gehören, generationsmäßig also gleich einzuordnen sind. Jean Jaques Hoffstede, Pastor Wunderlich und Lebrecht Kröger verwenden französische Ausdrücke ebenfalls beiläufig, wohingegen Köppens Aufsteigerposition nicht nur durch einige Dialektchwächen betont wird, sondern auch insofern, als er zu den wenigen Figuren in diesem Kreis gehört, von denen keine französischen Äußerungen vorliegen. In bezug auf Köppen kann der Rekurs auf die eingangs benannten sprachlichen Differenzierungen dazu dienen, aufzuweisen, daß in dieser Generation die Verwendung französischer Sprachbrocken auf das Sozialprestige des jeweiligen Sprechers verweist.

Der Umschwung zugunsten des Hochdeutschen deutet sich bereits in der zweiten Generation an. Konsul Buddenbrook bedient sich schon einer mundartfreien Sprechweise. Lediglich zwei Textstellen liegen vor, an welchen er französische Worte benutzt, mehr als vierzig hingegen belegen die Verwendung des Hochdeutschen. Auch bei seiner Frau Elisabeth dominiert die Standard-Varietät; das Verhältnis von Hochdeutsch und Französisch ist bei beiden Figuren gleich^{12a}. Anhand eines kurzen Textausschnittes soll auf die veränderte Stellung des Niederdeutschen in dieser Generation eingegangen werden: Ort der Handlung ist der Strand von Travemünde, an welchem einige Familienmitglieder der besseren Kreise von Lübeck die Badeferien verbringen. Allerdings handelt es sich bei diesen Figuren nicht um Mitglieder der absolut vornehmen Schicht, wie sie mit der Familie Buddenbrook markiert ist. Diese Abgrenzung wird an einer Äußerung Frau Hagenströms deutlich, die sich "ganz leise an die Senatorin Möllendorf wendet: "Finden Sie nicht, Liebe, daß die Buddenbrooks ein bißchen allzu exklusiv sind?" (134). Die Selbsteinschätzung, die sich hinter dieser Frage verbirgt, deutet subtile soziale Differenzierungen an, die ihr Pendant auf sprachlicher Ebene finden, in der Hyperkorrektur von Vokalen. So heißt es: "Und welch inzükende Toilette!" oder "Wie f i n d e ich das f o r c h t b a r originell!" (133). An beiden Stellen wird die

12 W. LABOV, *Sprache im sozialen Kontext. Beschreibung und Erklärung struktureller und sozialer Bedeutung von Sprachvariation*, Bd.1, hrg. v. N. DITTMAR - B.-O. RIECK, Kronberg/Ts. 1976, S.42.

12a Vgl. Anm. 3, 4, 7.

Abweichung durch die Wiederholung des Erzählers unterstrichen: "Man sagte 'inzückernd'", "man sagte 'forchtbar'" (133), an der zweiten zudem durch den Kursiv-Druck in Text hervorgehoben. - Auch Sesami Weichbrodts Sprachstil, der ausdrücklich als dialektfrei bezeichnet wird, ist durch eine eigentümliche Aussprache charakterisiert. Es schließt sich die Frage an, ob diese Art der Aussprache mit einem Prestigeverlust des jeweiligen Sprechers verbunden ist. Einen Beleg für diese Vermutung mag auch Konsul Döhlmanns Bemühen um eine "möglichst feine Aussprache" (133) bieten. Die veränderte Einschätzung zeigt sich zudem im Vergleich mit der ersten Generation. Dort ist es Antoinette Buddenbrook noch möglich, *immer wie ümmer* (11) auszusprechen, ohne damit Anstoß zu erregen.

Ebenso wie für die zweite Generation gilt auch für die beiden nachfolgenden, daß das Niederdeutsche im Familien- und Freundeskreis nicht mehr gesprochen wird. Die Geschwister Thomas, Christian und Tony, die als Repräsentanten der dritten Generation ausgewählt wurden, sprechen nur noch Hochdeutsch, welches zur prestigebesetzten Varietät avanciert ist. Dieser Aufschwung korreliert mit der fast schon pejorativen Bewertung des Niederdeutschen: Auf der Fahrt nach Travemünde, bei der Tony von ihrem Bruder Thomas begleitet wird, ahmt dieser den Sprachstil von Lotsenkommandeur Schwarzkopf nach: "Oh! Diederich Swattkopp, dat is'n ganz passablen ollen Kierl... Das heißt, so spricht er nicht immer, sondern nur wenn er mehr als fünf Gläser Grog getrunken hat." (119/120). Das einschränkende *nur* ist ein deutlicher Hinweis, daß das Niederdeutsche im gesellschaftlichen Umgang abgedankt hat, ja beinahe anrücklich wirken mag, wenn es eine Romanfigur im alkoholisierten Zustand gebraucht.

Der einzige, dessen Sprachverhalten im Familien- und Freundeskreis von dem der übrigen Buddenbrooks abweicht, ist Christian Buddenbrook: "er redete in Zungen. Er sprach Englisch, Spanisch, Plattdeutsch und Hamburgisch" (448) und trägt sodann ein Gedicht in Platt vor. Interessant ist übrigens dabei, daß Hamburgisch für Thomas Mann kein Plattdeutsch ist. Die Abweichung relativiert allerdings keineswegs den bisherigen Befund, sondern stützt ihn vielmehr, da die sprachliche Abgegrenztheit Christians seiner Position in der Personenkonstellation des Romans entspricht. Denn es sind gerade seine Imitationen und Erzählungen, die er *in Zungen* beredt vorträgt, die im Familienkreis stets deplaziert wirken und ihn eine Außenseiterrolle einnehmen lassen.

Im übrigen belegt der Sprachgebrauch diverser Nebenfiguren, daß sich Hochdeutsch als Standard-Varietät durchgesetzt hat.

Ein Blick auf die vierte Generation, die mit Hanno Buddenbrook markiert ist, bestätigt die Dominanz des Hochdeutschen. Auf weitere Ausführungen kann deshalb verzichtet werden.

Zur Transferenz

Sprachvariationen, die im Text nachweisbar sind, sollen anhand der sie bestimmenden Faktoren erläutert werden. Zunächst seien zwei Variationen aufgegriffen, die auf den Faktor Thema¹³ zurückführbar sind. Die erste Sprachvariation fällt in die Domäne Freundschaft. Der Hinweis auf die Domäne erscheint insofern als notwendig, da zuvor beobachtet werden konnte, daß in den Gesprächen, die während des Dinners bei den Buddenbrooks geführt werden, vornehmlich ein mit französischen Floskeln dekoriertes Hochdeutsch gesprochen wird, wohingegen in dem Moment, in dem das Gespräch auf das Thema Geschäfte kommt, der Dialekt dominiert: "Man war bald bei den Geschäften und verfiel unwillkürlich mehr und mehr dabei in den Dialekt, in diese behaglich schwerfällige Ausdrucksweise, die kaufmännische Kürze sowohl wie wohlhabende Nachlässigkeit an sich zu haben schien und die hie und da mit gutmütiger Selbstironie übertrieben wurde. Man sagte nicht: 'an der Börse', man sagte ganz einfach: 'an Börse'... wobei man zum Überfluß das r wie ein kurzes ä aussprach und ein wohlgefälliges Gesicht dazu machte." (31) Der Hinweis auf das sonst übliche Sprachverhalten dient somit dazu, den Einfluß des Faktors Thema zu belegen, denn erst durch den Vergleich ist die Abweichung als solche zu erkennen.

Bei der zweiten Textstelle handelt es sich um ein Gespräch zwischen Johann Buddenbrook sen. und seinem Sohn Johann. Inhaltlich geht es um einen Brief Gottholds, in welchem jener Ansprüche auf eine finanzielle Zuwendung erhebt. Die Diskussion über dieses Thema veranlaßt den alten Buddenbrook zum Gebrauch des Hochdeutschen nebst einigen französischen Redewendungen, die seine Indignation unterstreichen (vgl. 45-50). Auch hier belegt ein Blick auf das sonst übliche Sprachverhalten des Seniors innerhalb der Domäne Familie die Differenz.

Ein weiterer Wechsel läßt sich auf den Einfluß von Rollenverhältnissen zurückführen. Lotsenkommandeur Schwarzkopf begrüßt Thomas und Tony Buddenbrook bei ihrer Ankunft in Travemünde in Hochdeutsch (120) und wechselt, als er dem Kutscher Anweisung gibt, wo die Pferde unterzubringen sind, in den Dialekt (121). Bereits im nächsten Satz, in welchem er Thomas Buddenbrook anredet, benutzt er wieder die Standard-Varietät (121). Dieser Wechsel zeigt eindeutig "eine angemessene Variation"¹⁴ im Sinne der Definition von Rollenverhältnissen.

Abschließend sei auf die Rede Konsul Buddenbrooks während der 1848er Revolution eingegangen. Streikende Arbeiter haben

13 J.A. FISHMAN, *Who speaks what language to whom and when*, *La Linguistique* 2 (1965) 71.

14 FISHMAN (wie Anm.10) S.44.

den Platz vor dem Bürgerschaftshaus besetzt und verunsichern einige der dort versammelten Herren nicht unerheblich, vor allem durch die Lautstärke, mit der sie ihre Forderungen vortragen. Konsul Buddenbrook bereitet der unrühmlichen Lage der Bürgerschaftsmitglieder ein Ende, indem er sich mit einer Ansprache an die Streikenden wendet, in welcher es ihm gelingt, sie zu besänftigen und nach Hause zu schicken. Sein Erfolg beruht wohl darauf, daß er den richtigen Ton trifft, was in diesem Fall nichts anderes heißt als die richtige Sprachebene zu wählen, die Arbeiter in der Varietät, die für ihre Schicht spezifisch ist, anzusprechen. Die Wahl des Dialekts erfolgt also mit einer bestimmten Absicht und in Rücksicht auf die soziale Stellung des Gegenübers. Die Verwendung des Niederdeutschen erlaubt im vorliegenden Fall eine Annäherung und Distanzminde- rung, da durch den Gebrauch des Dialekts Solidarität und Verständigungsbereitschaft zumindest formal vorgespiegelt werden kann. Daß die Wahl des Niederdeutschen in dieser Situation zweckbestimmt ist, Buddenbrook ein bestimmtes Ziel verfolgt, zeigt auch eine Bemerkung seitens des Erzählers: er "vergaß, platt zu sprechen vor Indignation..." (193); aufschlußreich ist ebenso, daß Buddenbrook als Gesprächspartner Carl Smolt wählt. Smolt arbeitet als Lagerarbeiter bei den Buddenbrooks. Insofern begünstigt das wirtschaftliche Abhängigkeitsverhältnis bzw. das damit korrelierende Rollenverhältnis die Aufnahmebereitschaft Smolts für die Äußerungen Buddenbrooks. Zwei Faktoren sind demnach für den Erfolg der Rede wichtig: zum einen die Wahl des Niederdeutschen als derjenigen Varietät, die bei den Arbeitern 'ankommt', und zum zweiten die Wahl eines Gesprächspartners, bei dem eine gewisse Empfänglichkeit vorausgesetzt werden kann, die sich, da Smolt quasi stellvertretend spricht, auf die anderen Versammelten überträgt.

Zu dieser Textpassage, die von der 1848er Revolution handelt, liegen drei kurze Aufsätze in den Korrespondenzblättern des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung vor, auf die kurz eingegangen werden soll. Für Meyer-Seedorf bietet der Rekurs auf den Text nichts mehr als einen Vorwand, den Autor Thomas Mann zu diffamieren¹⁵. Darauf weist auch Ljungerud hin, der in seinem Artikel auf den Beitrag Meyer-Seedorfs eingeht: "Es handelt sich also nicht um eine wissenschaftliche Kritik der Sprache Thomas Manns, sondern um den Versuch, sie lächerlich und verächtlich zu machen."¹⁶ Gegen Meyer-Seedorfs Vorwurf, es liege ein recht unsauberes Gemisch aus Hochdeutsch und

15 W. MEYER-SEEDORF, *Thomas Mann und das Plattdeutsche*, Nd.Kbl. 58 (1951) 41-43.

16 I. LJUNGERUD, *Thomas Mann und das Plattdeutsche*, Nd.Kbl. 59 (1952) 8-10.

Plattdeutsch vor¹⁷, führt Ljungerud die steigende Erregung Buddenbrooks an, erklärt somit die Präsenz hochdeutscher Worte und Sätze anhand des endogenen Sprachgebrauchs. Nörrenberg ist der einzige der drei Autoren, der sich auf die sprachlichen Aspekte konzentriert. Er weist in seinem Artikel darauf hin, daß erst eine gezielte Untersuchung des Plattdeutschen zu klären erlaubt, ob ein unsauberer Gemisch vorliegt. Damit ist auf einen Untersuchungsaspekt verwiesen, der sich für eine stilistische Analyse des Niederdeutschen bei Thomas Mann anbietet, auf den in der vorliegenden Untersuchung aber nicht eingegangen werden soll, da er aus dem soziolinguistisch ausgerichteten Rahmen herausfiele.

Nachbemerkung

Das Verhältnis von Hochsprache und Dialekt verändert sich im Verlaufe des Romans *Buddenbrooks*. Während das Niederdeutsche eingangs noch als eine regionale Varietät aufgefaßt werden kann, gilt es später, unter dem Einfluß des zunehmenden Avancements des Hochdeutschen zur Standard-Varietät, als soziale. Im Familien- und Freundeskreis wird Niederdeutsch nur in der ersten Generation der Buddenbrooks verwendet. Es ist die Sprache, in der Gespräche, deren Thema die Geschäfte sind, geführt werden, auch dieses allerdings nur in der ersten Generation. Verwendung findet es zudem im Umgang der Kaufleute und Gebildeten mit den unteren Schichten. Mit der Etablierung des Hochdeutschen hängt die veränderte Stellung zusammen, die das Niederdeutsche im Verlauf des Romans einnimmt. In den oberen Schichten taucht es nur noch in Form von Gedichtrezitationen auf oder als die Sprache, in der Zoten und anrühige Geschichten erzählt werden.

Als wichtigster Befund zum Hochdeutschen ist die Etablierung dieser Sprache zur Standard-Varietät zu nennen. Daraus resultiert auch die dominierende Stellung des Hochdeutschen in den verschiedenen Domänen; nur im Bereich Bildung-Schule hat es von Beginn an seinen festen Platz, was sich durch einen historischen Rückblick erklären läßt, denn das Hochdeutsche war bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts in Norddeutschland als Schulsprache etabliert.

Die Ergebnisse, die anhand der Darstellung des Verhältnisses von Hochsprache und Dialekt, wie es Thomas Mann in den *Buddenbrooks* aufzeichnet, gewonnen werden können, stimmen auffallend mit den Betrachtungen überein, die später von der Sozio-

17 E. NÖRRENBERG, *Thomas Mann und das Plattdeutsche*, Nd.Kbl. 59 (1952) 43.

linguistik gemacht wurden. Man könnte diskutieren, wie es um die Relevanz der Resultate einer Disziplin bestellt ist, deren Ergebnisse bereits auf intuitiver Basis von einem wissenschaftlich ungeschulten Beobachter formulierbar sind. Es steht jedoch außer Frage, daß die von Thomas Mann beobachteten Phänomene, der sich im übrigen als ein recht genauer Betrachter erweist, erst auf der Grundlage einer expliziten soziolinguistischen Begrifflichkeit stringent zu systematisieren sind¹⁸.

18 Nachtrag:

C.Th. SAUL untersucht in seinem Beitrag *Die Bedeutung des Niederdeutschen in den Werken Thomas Manns*, Quickborn 72 (1982) 179-181, die Verwendung des Niederdeutschen als Stilmittel. Er wendet sich damit gegen die auch hier zitierten Beiträge im Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, die sich vor allem mit der Frage beschäftigen, ob Thomas Mann ein kompetenter Sprecher des Niederdeutschen ist und hält dem entgegen, daß allenfalls zu diskutieren wäre, welche stilistische Funktion das Niederdeutsche erfüllt. Er zeigt auf, daß mit Hilfe des Niederdeutschen Romanfiguren schärfer konturiert werden, ihre jeweiligen Besonderheiten deutlich hervortreten. Da Sauls Beitrag auf den stilistischen Aspekt beschränkt ist, wird die soziolinguistisch orientierte Fragestellung nach dem Verhältnis von Hochsprache und Dialekt, mit der sich die vorstehende Arbeit auseinandersetzt, davon nicht berührt.

Bernhard S c h n e l l, Würzburg

ZUR EINWIRKUNG DES NIEDERDEUTSCHEN AUF DIE LATEINISCHE ORTHOGRAPHIE DES 15. JAHRHUNDERTS AM BEISPIEL DES 'VOCABULARIUS EX QUO'*

Wer sich mit dem Verhältnis von Volkssprache und Mittellatein auf der Ebene der Orthographie befaßt, etwa ob volkssprachliche Merkmale imstande sind, die relativ feste Norm der lateinischen Schreibung zu durchbrechen, stößt vor allem auf zwei Hindernisse.

Zum einen fehlt bis heute eine umfassende Untersuchung über die Orthographie des Mittelalters. Im Grunde haben wir nur die überaus knappe Übersicht von Langosch¹, der auf einer Seite die wichtigsten Besonderheiten der mittellateinischen Sprache anführt. In den Vorbemerkungen zu mittellateinischen Editionen² werden diese Abweichungen in der Regel nur noch mehr oder minder variierend wiederholt.

Zum anderen fehlt es auch an einer systematischen Darstellung der Frage, ob volkssprachlich-dialektale Merkmale in die Orthographie des Lateins eindringen können. Hier reicht das Spektrum der Forschungsmeinungen von kategorischer Ablehnung³ bis hin zu der vagen Annahme, daß sich dies möglicherweise ereignen könne⁴. Andererseits ist unbestritten, daß sich z.B. das Latein Englands und Irlands vom Merowingerlatein abhebt, daß es so etwas wie Germanismen oder Romanismen gibt⁵. Die Hauptursache für das Fehlen derartiger Untersuchungen

* Wichtige Anregungen erhielt ich auf einer Tagung der Universität Münster in Rothenberge im April 1982 unter Leitung von Herrn Prof. Dr. Klaus Grubmüller. Ferner bin ich meinen Kollegen in der Würzburger Forschergruppe 'Prosa des deutschen Mittelalters', besonders Herrn Dr. Thomas Frenz, sowie Herrn Dr. Robert Peters, Münster, für wertvolle Hinweise zu Dank verpflichtet.

1 K. LANGOSCH, *Lateinisches Mittelalter*, Darmstadt 1975, S.53f.

2 Z.B. Doris WERNER, *Pylatus. Untersuchungen zur metrischen lateinischen Pilatuslegende und kritische Textausgabe* (Beiheft zum Mittellateinischen Jahrbuch, 8), Ratingen Kastellaun Düsseldorf 1972, S.140-144.

3 So P. KLOPSCH, *Zu einer mittellateinischen Grammatik*, in: A. ÜNNERFORS (Hrg.), *Mittellateinische Philologie. Beiträge zur Erforschung der mittelalterlichen Latinität* (Wege der Forschung, 292), Darmstadt 1975, S.411-424, hier S.420 Anm.19.

4 So E. LÖFSTEDT, *Regionale Unterschiede im Lateinischen*, in: *Mittellateinische Philologie* (wie Anm.3) S.385-410, bes. S.385.

5 Vgl. LANGOSCH (wie Anm.1) S.42ff.

liegt meines Erachtens darin, daß man noch immer zu sehr von einer klassischen Norm ausgeht und alle Abweichungen davon allzuleicht als unregelmäßig, als "verwildert" ansieht. Typisch dafür ist z.B. folgende Feststellung: "Wer einen lateinischen Text in einer oder gar in mehreren mittellateinischen Handschriften betrachtet, wird feststellen, daß es kaum möglich ist, die orthographischen Abweichungen von einem klassisch-lateinischen Text in ein System zu bringen"⁶. Diese Anschauung hat eine interessante Parallele in der Germanistik. Auch hier hat man lange Zeit von einer heutigen Norm ausgehend die "verwilderten" Schreibungen des Spätmittelalters beklagt, bis in den beiden letzten Jahrzehnten besonders durch die Arbeiten von Fleischer⁷ und seiner Schule sich immer mehr die Erkenntnis durchgesetzt hat, daß es auch in dieser Zeit Gesetzmäßigkeiten gibt, die man bisher nicht gesehen hatte und die es nun gilt offenzulegen.

Ein weiterer Grund, der die Erforschung volkssprachlich-lateinischer Interferenzen vor allem im deutschsprachigen Raum stark behindert, ist darin zu sehen, daß gerade für das Spätmittelalter, das im Deutschen durch das Nebeneinander verschiedener Schriftdialekte gekennzeichnet ist, geeignete mittellateinische Editionen fehlen. So gibt es einerseits zu wenige Ausgaben mit Texten, die aus dem 14. und 15. Jahrhundert stammen, und andererseits können Editionen, die den Text normalisierend wiedergeben, für derartige Fragestellungen nur bedingt verwendet werden.

Im folgenden soll versucht werden, einen Beitrag zur Klärung der angesprochenen Probleme zu leisten. Ein ideales Material dafür stellt der 'Vocabularius Ex quo' dar⁸.

Mit mehr als 270 Handschriften und etwa 50 Inkunabeln, die, von zwei Ausnahmen abgesehen, alle aus dem 15. Jahrhundert stammen, ist das Wörterbuch das am breitesten tradierte alphabetische lateinisch-deutsche Universalglossar des Spätmittelalters. Entstanden zu Beginn des 15. Jahrhunderts vermutlich im westniederdeutschen Sprachraum, ist es im gesamten deutschsprachigen Raum mit Schwerpunkt im Oberdeutschen überliefert. Gemessen an der Überlieferungsdichte niederdeutscher Texte gehört es aber auch mit knapp 40 Textzeugen zu den am häufig-

6 WERNER (wie Anm.2) S.140.

7 Vor allem W. FLEISCHER, *Strukturelle Untersuchungen zur Geschichte des Neuhochdeutschen* (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Phil. hist. Kl.112, H.6), Berlin 1966.

8 Vgl. K. GRUBMÜLLER, *Vocabularius Ex quo. Untersuchungen zu lateinisch-deutschen Vokabularen des Spätmittelalters* (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters, 17) München 1967. Im Rahmen der Würzburger Forschergruppe bereiten wir eine kritische Edition dieses Vokabulars vor.

sten überlieferten Werken dieser Sprachlandschaft. Die Überlieferung läßt sich in sieben Großgruppen einteilen, in eine Ausgangsredaktion und in sechs Folgeredaktionen; hinzu kommen die "freien Bearbeitungen" (Handschriften, deren individueller Charakter so deutlich ausgeprägt ist, daß sie sich keiner Redaktion zuordnen lassen).

Mit Hilfe dieser Materialgrundlage läßt sich die Orthographie des spätmittelalterlichen Lateins im gesamten deutschsprachigen Raum synchronisch beschreiben, wobei, da es sich stets um Abschriften ein und desselben Textes handelt, die ansonsten problematischen Fragen der Textsorte sowie der Sprachebene hier keine Rolle spielen⁹. Dieses Textkorpus bietet außerdem den Vorteil, daß die stemmatische Abhängigkeit der einzelnen Textzeugen bekannt ist und daher der Überlieferungsprozeß in die Deutung miteinbezogen werden kann¹⁰.

Die Folgeredaktion P, die als einzige im niederdeutschen Sprachraum ihren Ausgangs- und Überlieferungsschwerpunkt hat und daher für unseren Zusammenhang besonders genannt werden muß, weist im Gegensatz zur übrigen Überlieferung u.a. folgende Zusatzwortartikel auf¹¹:

- *FALLERE sunt ornamenta equorum ad cellam.*

- *QUERILES sunt celle, in quibus purpurati sedent.*

Es ist offenkundig, daß die Formen *cellam* bzw. *celle* hier für *sellam* und *selle* stehen. Hierbei fällt auf, daß keine einzige Handschrift¹² (Ma4 um 1420, ostwestfälisch; Wo1 1429, ostfälisch; Wo4 1479, südostfälisch; B10 1. Hälfte 15. Jh., brandenburgisch; Br1 1424, brandenburgisch; Kh2 1448, mecklenbur-

-
- 9 Zu diesem methodischen Problem vgl. N.R. WOLF, *Regionale und überregionale Norm im späten Mittelalter. Graphematische und lexikalische Untersuchungen zu deutschen und niederländischen Schriftdialekten* (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe, 3), Innsbruck 1975, vor allem S.4f., sowie K. KUNZE, *Textsorte und historische Wortgeographie. Am Beispiel Pfarrer/Leutpriester*, in: *Würzburger Prosastudien II. Untersuchungen zur Literatur und Sprache des Mittelalters. Kurt Ruh zum 60. Geburtstag* (Medium Aevum. Philologische Studien, 31), München 1975, S. 35-76 und DERS., *Der Historische Südwestdeutsche Sprachatlas*, Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 47 (1980) 1-24.
- 10 Vgl. dazu B. SCHNELL, *Stemma und Wortvarianz. Zur Rolle des Überlieferungsprozesses in der historischen Wortgeographie*, in: *Befund und Deutung. Zum Verhältnis von Empirie und Interpretation in Sprach- und Literaturwissenschaft*, hrg. v. K. GRUBMÜLLER u.a., Tübingen 1979, S.136-153.
- 11 Die Textstellen aus dem 'Vocabularius Ex quo' werden nach der im Ent stehen begriffenen Edition (vgl. Anm.8) zitiert.
- 12 Die verwendeten Handschriften-Siglen des 'Vocabularius Ex quo': B9 Berlin SB: Ms. theol. lat. fol. 82; B10 ebd.: Ms. theol. lat. fol. 567; Br1 Breslau UB: Cod. IV F. 81; E2 Erfurt Wissenschaftl. Bibl.: Ms. Ampl. 4^o 25; Kh2 Kopenhagen Kongel. Bibl.: Th. 4^o 111; M25 München SB: Cgm 677; Ma3 Mainz StB: Cod. I. 594; Ma4 ebd.: Cod. I. 595; R1 Rom Bibl. Vat.: Pal. lat. 1779; Sol Solothurn Zentralbibl.: Cod. S I 212; Wo1 Wolfenbüttel Hzg.-August-Bibl.: 76.25. Aug. Fol; Wo4 ebd.: Helmst. 864.

gisch-vorpommerisch; R1 1410, niederhessisch; E2 1415, schwäbisch; M25 1. Hälfte 15. Jh., bairisch; So1 um 1450, alemannisch) an der Schreibung *cellam* bzw. *celle* Anstoß nahm. Ganz offensichtlich war für die niederdeutschen Handschriften <c> und <s> austauschbar: So schreibt etwa Wo4 für *seruus ceruus* und für *senatus* haben Wo1 und Wo4 *cenatus*. Umgekehrt findet sich bei B9 (1419, brandenburgisch) die Form *siuitas* statt *ciuitas*; Ma3 (1. Hälfte 15. Jh., ostwestfälisch) schreibt *sinis* anstelle von *cinis*, Ma4 und Wo4 haben *seruisia* für *ceruisia* und bei Wo4, B10 und Kh2 verdrängt *serimonia* das übliche *cerimonia*.

Vor allem die Handschrift Kh2, die 1448 in Rostock abgeschrieben wurde und die nach Katara eine "landläufige mittelniederdeutsche Schriftsprache"¹³ aufweist, zeigt, wie sehr <c> und <s> wechseln können. An unzähligen Stellen steht anstelle des üblichen <c> ein <s>: aus *centum* wird *sentum*, aus *cingulus* ein *singulus*, *cessare* wird zu *sessare*, *cena* zu *senä* oder aus *Carcer* bzw. *Carcerare* ein *Carser* bzw. *Carserare*. Im Buchstabenbereich S fügt der Schreiber sogar, nachdem er den Wortartikel *SECUS* by aus seiner Vorlage abgeschrieben hat, einen neuen ein: *SECUS blynt*. Bei <cc>, wie in den Wörtern *Accendere*, *Accensus*, *Coccineus* und *Cocinium* kommt es zu den Schreibungen *Acsendere*, *Acsensus*, *Cocsinius* und *Coksinium*. Nicht weniger häufig findet sich der umgekehrte Fall, anstelle eines zu erwartenden <s> schreibt Kh2 ein <c>: aus *seruus* wird *ceruus*, aus *secare* *cecare*, *silens* bzw. *silencium* wird *cilens* bzw. *cilencium* geschrieben, der *senior* wird zu *cenior*. Bei der geminierten Form, wie etwa bei den Stichwörtern *Narcissus* und *Fenisseca*, schreibt Kh2 ein <sc>, *Narciscus* bzw. *Feniscica*.

Die Beispiele könnte man für alle niederdeutschen Handschriften beliebig fortsetzen. In hochdeutschen Handschriften ist dagegen der Wechsel von <c> und <s> nicht greifbar. Einen Sonderfall stellen nur die Wörter *concilium* und *consilium* dar, die vermutlich wegen ihrer möglichen Bedeutungsüberschneidung im gesamten 'Vocabularius Ex quo'-Material vertauscht werden. Die oben erwähnten Schreibungen der hochdeutschen Handschriften in den Zusatzwortartikeln *Fallere* und *Queriles* lassen sich - aus der Kenntnis des Überlieferungsprozesses - als getreue Abschriften der (niederdeutschen) Vorlage erklären und widersprechen somit nicht diesem Befund.

Wie das Material des 'Vocabularius Ex quo' zeigt, handelt es sich bei der Vertauschung von <c> und <s> nicht um individuelle Entgleisungen eines einzelnen Schreibers, nicht um einen "Fehler", sondern um einen weitverbreiteten lokalen Schreibgebrauch, um eine regionale Norm, die sich vermutlich in fast

13 P. KATARA, *Ein lateinisch-niederdeutsches Vokabular des Stadtarchivs zu Reval*, Nd.Mitt. 2 (1964) 35-55, hier S.42.

allen Handschriften aus dem niederdeutschen Sprachraum finden läßt. Die soziologische Schicht der Rezipienten spielt dabei keine Rolle.

So "ragt", etwa bei der 1454 vom Zisterzienser Johannes de Wath im Kloster St. Johann in Lübeck geschriebenen Handschrift des 'Liber Floretus', "nicht nur quantitativ der Promiscue-Gebrauch"¹⁴ von <c> und <s> heraus. Árpád, der 1979 dieses im Mittelalter weit verbreitete Werk, das den rechten Glauben und die rechten Sitten lehren will, nach der genannten Handschrift abdruckte, beklagte dann auch die vielen Fehler und gab daher, um den Text verständlicher zu machen, stets die "richtigen" Lesarten nach zwei Inkunabeln im Apparat an¹⁵.

Daß selbst Grammatiken diesen Schreibusus aufweisen, bezeugt das 'Gramaticale' des Godefridus de Traiecto¹⁶. Das Werk, eine Bearbeitung des 'Doctrinale' des Alexander de Villa-Dei, entstand vermutlich 1404/1405 in Tienen (südöstlich von Löwen) und ist uns nur in drei oberdeutschen Codices überliefert. Die älteste Handschrift stammt von der Hand des Basler Dominikaners Heinrich Riß, der als *Magister studencium* in Worms 1457 den Text abschrieb. Die beiden anderen Textzeugen kommen aus Altbayern. Von den heute in der Münchener Staatsbibliothek sich befindenden Handschriften wurde der Clm 19867 vom Magister Mauricius Parisiensis im Benediktinerkloster Tegernsee zwischen 1460 und 1470 geschrieben, während der Clm 14133 vermutlich zwischen 1455 und 1470 im Regensburger Kloster St. Emmeram entstand.

In allen drei Handschriften finden sich "bisweilen"¹⁷ die Schreibungen <s> für <c>, z.B. *nausi* für *nauci*, *mansipium* für *mancipium*, *senseo* für *censeo*, *rausio* für *raucio* und *fulsio* für *fulcio*. Daß diese Schreibweise jedoch im hochdeutschen Raum ungewöhnlich war, zeigt das Verhalten von Mauricius, dem Schreiber der Tegernseer Handschrift. So schrieb er zwar den Text seiner Vorlage, z.B. *nausi*, getreu ab, setzte aber zusätzlich über die beiden letzten Buchstaben *ci*. Genauso verfuhr er bei dem Wort *serastes*, wo er über dem Anfangsbuchstaben ein *c* hinzufügte.

Der Grund für den Wechsel von <c> und <s> in lateinischen Handschriften aus dem niederdeutschen Sprachraum liegt in der

14 O. ÁRPÁD, *Liber Floretus. Herausgegeben nach der Hs. Utrecht, U.B. 283* (Beiheft zum Mittellateinischen Jahrbuch, 16), Kastellaun 1979, S.XVI.

15 ÁRPÁD (wie Anm.14) S.X.

16 Das folgende nach Ch. KLINGER, *Godefridi de Traiecto Gramaticale. Untersuchungen und kritische Ausgabe* (Beiheft zum Mittellateinischen Jahrbuch, 12), Ratingen Kastellaun Düsseldorf 1973.

17 Vgl. KLINGER (wie Anm.16) S.313 zu V.699.

volkssprachlich gefärbten Aussprache des Lateins^{17a}. Im niederdeutschen Phonemsystem kommt wegen der fehlenden althochdeutschen Konsonantenverschiebung die hochdeutsche Affrikata [ts] nicht vor. Deshalb spricht man z.B. in Lehnwörtern aus dem Hochdeutschen statt der Affrikata [ts] ein [s]¹⁸. Dies gilt vermutlich auch für das Spätmittelalter. Wie die zahlreichen Beispiele aus dem Mittelniederdeutschen Handwörterbuch¹⁹ zeigen, beschränkt sich die Umsetzung jedoch nicht nur auf die Aussprache, sondern erfaßt, was für unseren Zusammenhang besonders wichtig ist, auch die Schrift. Mhd. *zage* (derjenige, der zaghaft ist), wird niederdeutsch *sage* geschrieben, aus *zage* (der Schweif) wird *sagel*, aus *zech* (die Zeche, die Zunft) wird *sech*, aus *zige* (die Ziege) wird *sege* oder aus *zeiger* (der Zeiger) wird *seyger*.

Ganz analog gilt dies auch für das Verhältnis Mittelniederdeutsch - Latein. Lateinisches <c> vor hellem Vokal, die hochdeutsche Affrikata [ts], wurde als [s] ausgesprochen und, wie die oben angeführten Beispiele zeigen, zuweilen auch geschrieben. Der umgekehrte Vorgang, für lat. <s> ein <c> zu schreiben, erklärt sich dann als eine hyperkorrekte Schreibung. Im Wissen, daß in der Volkssprache <c> als [s] gesprochen wird, "korrigieren" die Schreiber vermeintlich nicht weniger häufig ihre Vorlage und begehen in ihrem Übereifer den gegenteiligen Fehler, indem sie <c> statt normalem <s> setzen.

Bereits Erasmus von Rotterdam²⁰ hat in seinem 'De recta Latini Graecique sermonis pronuntiatione dialogus' auf diesen "Fehler" hingewiesen: "Ein noch größerer Fehler liegt aber bei c vor ... Die große Menge unserer Landsleute unterscheidet hier nämlich kaum zwischen c und s, so daß die Ohren kaum

17a So erklärt F. BLATT, *Sprachwandel im Latein des Mittelalters*, Historische Vierteljahrschrift. Zeitschrift für Geschichtswissenschaft und für lateinische Philologie des Mittelalters 28 (1934) 22-52 (zitiert nach dem unveränderten Nachdruck Darmstadt 1970, Reihe 'Libelli' Bd.CCCXVII, S.14) zutreffend den Wechsel von <c> und <s> in dänisch-lateinischen Urkunden "als Reflex der Tatsache, daß das lateinische c im skandinavischen Mittellatein durchweg als s ausgesprochen wurde". Abwegig scheint mir jedoch seine Deutung: "die Aussprache des c im nordischen Mittellatein ist eben auch von der französischen abhängig, ein kleines, aber untrügliches Zeugnis der damaligen kulturellen Beziehung zwischen dem Norden und Frankreich."

18 Vgl. F. WOESTE, *Wörterbuch der westfälischen Mundart*, im Auftrag des Westfälischen Heimatbundes neu bearbeitet und herausgegeben von E. NÖRRENBERG, Norden Leipzig 1930, und W. BORN, *Kleines Handwörterbuch des Münsterländer Platt*, Münster 1975, wobei Born (S.13) sogar verallgemeinernd behauptet, hochdeutsches z entspreche ganz generell niederdeutsch/münsterländischem s.

19 Agathe LASCH - C. BORCHLING, *Mittelniederdeutsches Handwörterbuch*, fortgeführt von G. CORDES, Neumünster 1928ff.

20 Zit. nach der Übersetzung der zweisprachigen Ausgabe von J. KRAMER (Beiträge zur klassischen Philologie, 98), Meisenheim am Glan 1978.

auseinanderhalten können, ob man *coenae* von *coena* oder *sene* von *senex* sagt, ob man den Stein *silicem* oder das Volk *Cilicem* meint, ob man *citum* von *cio* oder *situm* gleich *positum* sagen will" (S. 157). Erasmus führt dann aus, daß auch in Italien die Aussprache des <c> regionale Unterschiede aufweise, es aber trotzdem einen klaren Unterschied zwischen <c> und <s> gebe. Er fährt fort: "Noch schwerer ist die Unterscheidung dieses Buchstabens, wenn *s* vorangeht wie bei *scio*, *Scytha*, *resciscit*, *asciscit*; das sprechen die Leute aus Rom doch deutlich und erfolgreich aus, während wir es erstaunlich durcheinanderwerfen. Wir machen hier auch noch auf eine andere Weise einen Fehler, indem wir das *c* behauchen, wenn ein *s* vorangeht und ein *a* oder *u* folgt; wir sprechen *schando* statt *scando* und *schutum* statt *scutum*" (S. 157). Wenn auch Erasmus hier speziell von der niederländischen Aussprache spricht, so gilt das hier gesagte auch für das Niederdeutsche.

Zwar ist die von Erasmus angeführte Vereinfachung der Konsonantenverbindung <sc> zu <c> oder <s>, z.B. *ceptrum* bzw. *septrum*, nach Langosch²¹ generell ein Merkmal der mittellateinischen Sprache und kann daher nicht als Indiz für das Eindringen volkssprachlicher Merkmale auf die lateinische Orthographie angeführt werden, doch kommt sie im 'Vocabularius Ex quo' unvergleichlich öfter in niederdeutschen als in hochdeutschen Handschriften vor. Fast regelmäßig schreibt z.B. Kh2 das in den Interpretamenten relativ häufig vorkommende Wort *piscis* als *picis*; eine Ausnahme macht er nur bei den Stichwörtern *Piscari*, *Piscator*, *Piscis* und *Piscina*, wo ihn vermutlich die alphabetische Abfolge der Wortartikel hindert, von der Schreibung der Vorlage abzuweichen. Weitere Beispiele sind etwa seine Schreibung *Concius* für *Conscius*, *Concenciosus* für *Conscienciosus* und *Adoleccentulus* für *Adolescentulus*. Andererseits schreibt er für das übliche <sc> auch <ss>, z.B. wird *Damasci* zu *Damassi*, *ascensio* zu *assencio* und *musce* zu *musse*; ganz abgesehen von den Verben, wo die Endung *-scere* fast ausschließlich *-ssere* geschrieben wird. Daneben kommt es auch dazu, daß <sc> zu einfachem <s> vereinfacht wird: *Scisus* zu *sisus*, *Fiscella* zu *Fisella* und *Desciscitari* zu *Desiscitari*.

Dagegen läßt sich die ebenfalls von Erasmus monierte Aussprache <sch> für <sc> nur in niederdeutschen Handschriften nachweisen. So schreibt Kh2 fast alle Stichwörter, die mit *Sc*-beginnen, wie *Scaba*, *Scabellum*, *Scabare*, *Scabere*, *Scabidus*, *Scaber* als *Schaba*, *Schabellum*, *Schabare*, *Schabere*, *Schabidus*, *Schaber*. Desgleichen nahezu sämtliche Lemmata mit *Sco*-: *Scholpus*, *Scholancus*, *Schopulus* etc.

21 LANGOSCH (wie Anm.1) S.54.

Ebenfalls auf den Einfluß der Volkssprache läßt sich im 'Vocabularius Ex quo' eine weitere lateinische Schreibweise zurückführen, die auf den ersten Blick als völlig sinnlos erscheint. Es ist dies das Einschieben bzw. der Ausfall eines <g> zwischen Vokalen. So schreibt die bereits genannte Handschrift Kh2 anstelle von *Deierare* ein *Deigerare*, aus *Salatiel* wird *Salatigel*, der *Satael* wird zum *Satagel*, der *coitus* zum *cogitus*, selbst *rei* wird *regi* geschrieben, oder die Stichwörter *Triennis*, *Triennium* und *Trieris* werden zu *Trigennis*, *Trigennium* bzw. *Trigeris*. Dagegen schreibt Kh2 nahezu immer für *piger pier*²². Daß es nicht um individuelle "Fehler" eines einzelnen geht, zeigt die ebenfalls bereits erwähnte 'Liber Floretus'-Handschrift aus Lübeck. Árpád²³, der Herausgeber, hat diese Erscheinung - jedoch ohne sie einzuordnen - bei der Charakterisierung der orthographischen Eigenheiten dieser Handschrift hervorgehoben: "Ein besonderes Charakteristikum bildet das Ausstoßen von *g* zwischen *i* und *e* in *pier* ... und *dillienter*" (S. XVIII). Schließlich bezeugt auch die Folgeredaktion P des 'Vocabularius Ex quo', daß es sich bei diesen Schreibungen nicht um Schreibfehler handelt. Die Redaktion weist gegenüber der gesamten Überlieferung u.a. folgenden Zusatzwortartikel auf: *BIGOTA en stande, id est biota*²⁴. Nachdem der P-Redaktor den Text seiner Vorlage übernahm, nämlich die Wortartikel *Biformis*, *Biga*, *Bigamus*, *Bigenus*, *Bigamia*, fügte er an der richtigen Stelle im Alphabet - vor *Bilex* - den Wortartikel ein. Die Form des Stichworts *Bigota* ist jedoch in den Wörterbüchern nirgends belegt; nach dem Interpretament zu urteilen, muß es aber soviel wie *Biota* bedeuten. Das Lemma *Biota en stande* wird dann vom P-Redaktor - wie auch in der gesamten 'Ex quo'-Überlieferung - 15 Wortartikel später, nach *Binus* und vor *Bipennis*, erneut angeführt.

Dieser im Lateinischen so merkwürdige Einschub bzw. Ausfall eines <g> zwischen Vokal wird jedoch verständlich, wenn man die Sprache der Schreiber miteinbezieht. Es handelt sich nämlich hier um eine im Niederdeutschen weitverbreitete Lautentwicklung, um die Hiattilgung durch ein konsonantisches Element (meist *g* bzw. *gg*)²⁵. Diese Erscheinung hat im 14. Jahrhundert im Südost-Westfälischen ihren Ausgangspunkt und dehnte sich in den folgenden Jahrhunderten immer mehr nach Norden

22 Auch die Stichwörter *Babiger* und *Philogister* werden, obwohl damit die alphabetische Reihenfolge der Lemmata gestört wird, *Babier* bzw. *Philoister* geschrieben.

23 ÁRPÁD (wie Anm. 15).

24 Vgl. GRUBMÜLLER (wie Anm. 8) S. 126.

25 Vgl. dazu P. TEEPE, *Zur Lautgeographie*, in: *Niederdeutsch. Sprache und Literatur*, hrsg. v. J. GOOSSENS, Bd. 1: *Sprache*, Neumünster 1973, S. 138-157, hier S. 150f.

hin aus. In den Wörtern *Deigerare*, *Salatigel* etc. fungiert das eingeschobene <g> als Hiastrenner, während sich die Form *pier* als hyperkorrekte Schreibung von *piger* erklären läßt. Der Einschub eines hiattilgenden Übergangslauts zwischen Ton- und Nebensilben beschränkt sich aber nicht nur auf den niederdeutschen Raum, sondern ist auch in hochdeutschen Texten bezeugt. Hier wird als Übergangslaut das ursprünglich halbvokalische [j] eingeschoben, das in der Schrift oft als <g> erscheint. Am häufigsten ist dabei die Schreibung im Niederalemannischen, während im Mitteldeutschen das <g> nur ein rein graphisches Zeichen für die Silbentrennung ist²⁶.

Die Darstellung hat gezeigt, daß regional begrenzte Eigenarten der mittellateinischen Orthographie als Folge des Einflusses dialektaler Merkmale der Volkssprache offengelegt werden können. Die vorgeführten Beispiele aus dem Bereich des Niederdeutschen müßte man nun durch analoge Beispiele aus den übrigen deutschen Sprachlandschaften ergänzen. So ließe sich etwa für das Rheinfränkische der Wechsel von <g> und <ch> anführen. Das umfangreiche Material des 'Vocabularius Ex quo' erweist sich dafür als äußerst ergiebige Fundgrube. Für den oberdeutschen Bereich kann ich auf den von Thomas Frenz und mir verfaßten Aufsatz "Beobachtungen zum Einfluß der Volkssprache auf die lateinische Orthographie am Beispiel des 'Vocabularius Ex quo'" verweisen²⁷.

Eine bessere Kenntnis des hier vorgeführten Aspektes der mittellateinischen Orthographie, daß es nämlich Abweichungen von der klassischen Norm gibt, die sich aus der Einwirkung des volkssprachlich-dialektalen Substrats erklären lassen, kann in mehrfacher Weise ausgewertet werden:

Im Bereich der Edition ist zu beachten, daß es sich bei diesen Abweichungen um regional begrenzte Schreibgewohnheiten handelt, nicht aber um individuelle Entgleisungen eines Schreibers und auch nicht um allgemeinen mittellateinischen Usus. Die Frage, wieweit man in der editorischen Praxis hier emendierend eingreifen sollte, läßt sich zwar nicht generell regeln - die sprachliche Intention des Werkes muß jeweils berücksichtigt werden -, aber der in der Überlieferung dokumentierte Schreibusus darf nicht "einer an der schulgrammatischen Norm orientierten 'Planierwalze' zum Opfer fallen"²⁸.

26 Vgl. die Übersicht bei V. MOSER, *Frühneuhochdeutsche Grammatik*, Bd. I, 1: *Lautlehre*, Heidelberg 1951, § 129.

27 Erscheint demnächst im *Mittellateinischen Jahrbuch* 17 (1982).

28 H. ANTONY, *Korruptel oder Lemma? Die Problematik der Lexikographie auf dem Hintergrund der Edition*, *Mittellateinisches Jahrbuch* 16 (1981) 288-333, hier S.288.

Über die Editionspraxis hinaus führt der Gesichtspunkt, daß hier ein zusätzliches Kriterium für die Lokalisierung lateinischer Handschriften vorliegt.

Schließlich lassen sich die Schreibungen als zusätzliche Indizien für Schlüsse auf die ursprüngliche Heimat des Textes selbst auswerten²⁹.

Abschließend soll vorgeführt werden, wie diese Überlegungen bei der Herausgabe des 'Vocabularius Ex quo' Anwendung finden können.

Für die Edition: Da die Schreibung <s> für <c> - und umgekehrt - im Niederdeutschen einen regionalen Usus darstellt, wird in diesen Fällen in der Edition nicht emendiert. Im Falle des eingeschobenen Wortartikels *SECUS blynt* verbietet sich eine Emendation wegen der alphabetischen Reihenfolge von selbst. Aber auch bei den oben zitierten Lemmata *Fallere* und *Queriles* ist ein Eingriff in den Text nicht angezeigt, da es sich eben nicht um einen individuellen Schreibfehler handelt. Möglichen Mißverständnissen kann durch eine Angabe im Apparat, z.B. "cellam sc. sellam" oder "cellam für sellam", vorgebeugt werden. Tritt diese Erscheinung aber in einer bairischen Handschrift auf, so muß emendiert werden, weil der Wechsel von <c> und <s> im Bairischen kein regionaler Usus ist.

Für die Frage nach der ursprünglichen Heimat des Textes: Im Buchstabenbereich *D* folgen in der gesamten 'Ex quo'-Überlieferung nach den Lemmata *Dicax*, *Dicere* und vor *Dicio* und *Dictio* die beiden Wortartikel *Disceptare* und *Dicibilis*, obwohl damit offensichtlich die sonst in der Regel genaue alphabetische Abfolge gestört wird und obwohl ca. hundert Wortartikel später - und zwar richtig im Alphabet - das Lemma *Disceptare* noch einmal erscheint. Die vermeintlich falsche Reihenfolge sowie die offensichtliche Lemmadublette erklären sich aus der Vertauschbarkeit von lateinisch <sc> und <c> im Niederdeutschen. Die niederdeutsche Schreibweise *Diceptare* bzw. *Dicibilis*, wie sie die (niederdeutsche) Redaktion P aufweist, zeigt dies sehr deutlich.

In fast allen Textzeugen des 'Vocabularius Ex quo' gibt es im Buchstabenbereich *S* den Wortartikel *SEGEX zeisig*, wobei das Interpretament variiert. Wie erklärt sich aber die Schreibung *Segex*, die sich in keinem Wörterbuch finden läßt? Der *Zeisig* lautet im Griechischen *keyx* und ist im Lateinischen nach Auskunft des Mittellateinischen Wörterbuchs als *ceyx* belegt. Nach dem bisher Ausgeführten ist aber der Wechsel von <c> und <s> im Anlaut im Niederdeutschen nichts ungewöhnliches. Mit anderen

²⁹ Vgl. dazu B. SCHNELL, *Verwendungsmöglichkeiten dialektologischer Ergebnisse in der Textkritik*, in: *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*, hrg. v. W. BESCH u.a., erscheint 1983.

Worten: *Segex* ist *ceyx* im Munde eines Niederdeutschen. Im Laufe des Überlieferungsprozesses wurde dann diese Variante stets getreu weitertradiert³⁰, so daß man eindeutig sagen kann, daß am Ausgangspunkt der Überlieferung die niederdeutsche Schreibung *Segex* stand, oder anders ausgedrückt, die lateinische Orthographie bestätigt die These, daß der 'Vocabularius Ex quo' im niederdeutschen Sprachraum entstanden ist.

30 Erst eine spätere Bearbeitung des 'Vocabularius Ex quo' (die sogenannte Redaktion Me) hat dann an richtiger alphabetischer Stelle das Lemma *Cegex* eingefügt; trotzdem übernahm aber der Me-Redaktor den Wortartikel *Segex* seiner Vorlage. Für den Hinweis habe ich Herrn Hans-Jürgen Stahl zu danken.